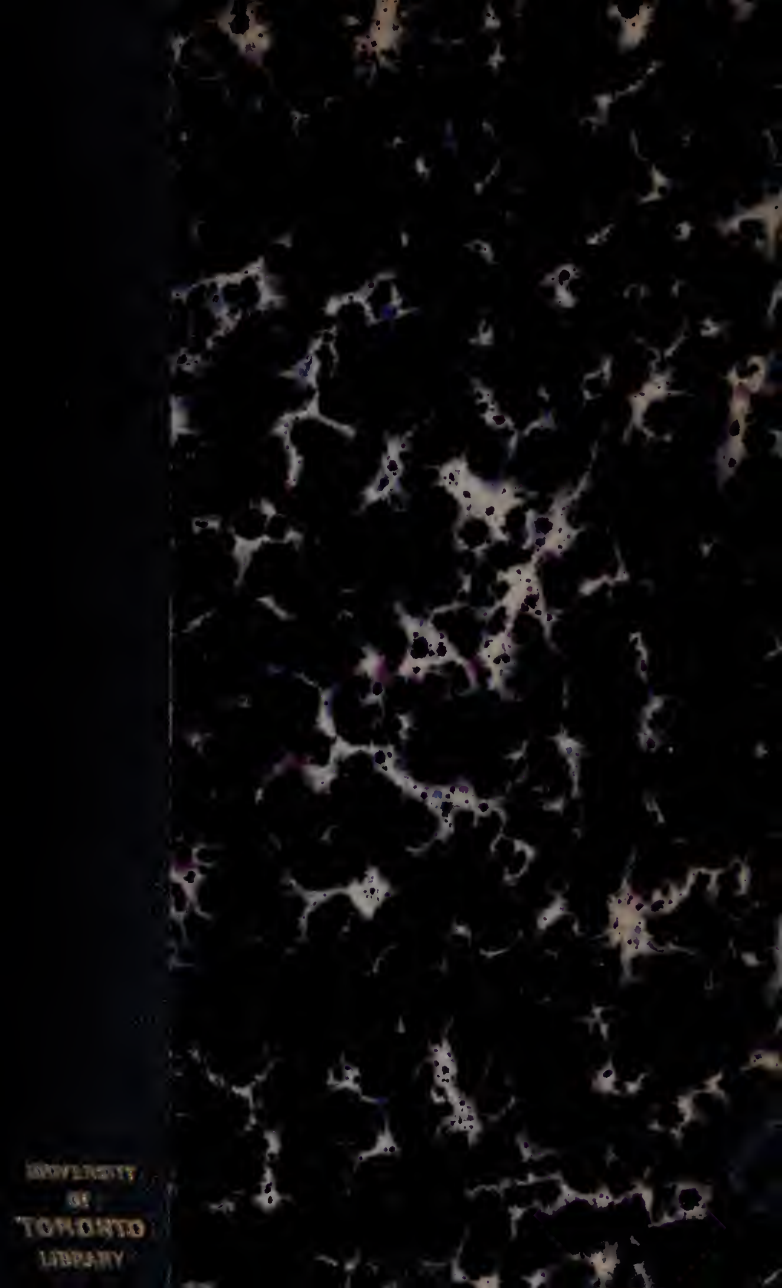

TORONTO
LIBRARY

Ludwig Börne's

Gesammelte Schriften.

Fünfter Band.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Neue vollständige Ausgabe.

Fünfter Band.

Verlag der Börne'schen Schriften.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.

Frankfurt a. M.
Literarische Anstalt.
(Rütten & Löning.)

1862.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Inhalt.

Dramaturgische Blätter.

(Fortsetzung).

Kritiken.

Dramaturgische Blätter.

(Fortsetzung.)

LIX.

Sappho.

Trauerspiel von Grillparzer.

Vor etwa zwei Jahren wurde uns diese Tragödie mit dem Spiele der Frau Schröder, als Sappho, gleichzeitig bekannt. So empfingen wir eine köstliche Frucht in goldener Schale mit Dank und Freude aus den Händen der großen Künstlerin. Später wurde sie uns wiederholt, aber auf flacher Hand, und heute auf irdenem Teller dargereicht. Der Reiz zum Genusse der Frucht ward schwächer, wenn auch nicht das Gefühl der Annehmlichkeit, indem man sie genoß. Nicht etwa, als hätte das Spiel jener Künstlerin Mängel des Dichtwerks versteckt oder ersetzt, die nun, ihrer Hülle oder Entschädung verlustig, nackt und un=

verzeihlich erschienen — so nicht. Aber oft geschieht, daß uns eine Wirklichkeit anzieht, die uns als ein Gedachtes abstößt, daß wir an der Gegenwart preisen, was wir als ein Entferntes tadeln, und an der Wahrheit, was uns an der Dichtung nicht erfreut. Die Sinne und das Herz prüfen nicht; die Sinne neigen sich zum Schönen, das Herz liebt und haßt. Aber der Geist urtheilt und unterscheidet, was liebenswürdig und was hassenswürdig sei. Die Strafe des Verbrechens, der verschuldete Schmerz, die thörichte Klage, können unser Mitleid nicht erregen; aber um den Verbrecher auf dem Blutgerüste, um den Duldenden aus Leichtsinn, um den verzweiflungsvollen Thoren weinen wir gewiß; die Schwachheit tadeln, den Schwachen bemitleiden wir. Und so würde behauptet, das wir der Sappho der Dichtung nicht ganz bewilligen können, was wir der Sappho der Bühne zugestanden.

Ich mache mit den Philologen nicht gemeinschaftliche Sache, deren Einer, da er zu Berlin die Sappho darstellen sah, ausrief: „das ist dummes Zeug!“ Ich rede keinem Conrector nach, den es verdrießt, daß seine Sappho, von der man „leider“ nur noch einige Fragmente hat, so verkleinert worden, indem sie der Dichter sich mit Lappalien beschäftigen ließ. Ich kenne die lesbische Sappho gar nicht; ich

weiß nichts von der grausamen Geliebten des Alcäus, nichts von der Ehefrau des Kerkolas; ich kenne nur die gekrönte Dichterin und das liebende Weib, und will betrachten, wie der Dichter Liebe und Ruhm feindlich sich gegenübergestellt, und wie traurig der Kampf geendet, da der Sieg ohne Entscheidung geblieben und ein gemeinschaftliches Grab beide Kämpfende verschlang. Freilich spottet die Natur der Befehle, wie der Verweise eines Dramaturgen; aber darf auch die Kunst nichts darstellen, als wozu ihr die Natur ein Vorbild reicht, so darf sie doch nicht jede Erscheinung der Natur zum Vorbilde nehmen. Die Natur schafft, indem sie zerstört, und sie zerstört das Einzelne, um die Gesammtheit zu erhalten. Doch die Kunst stellt nur das Einzelne dar, und zernichtet sie ein Besonderes, um nur ein anderes Besondere zu erhalten, erkauft sie das Leben des Einen mit dem Tode des Andern, so ist dieses eine frevelhafte launische Wahl, durch keinen Zweck entschädigt, durch keine Weisheit geleitet. —

Erhabene, heil'ge Götter!
Ihr habt mit reichem Segen mich geschmückt!
In meine Hand gabt ihr des Sanges Bogen,
Der Dichtung vollen Köcher gabt ihr mir,
Ein Herz zu fühlen, einen Geist zu denken
Und Kraft zu bilden, was ich mir gedacht.

Ihr habt mit reichem Segen mich geschmückt,
Ich dank' euch!

Ihr habt mit Sieg dies schwache Haupt gekrönt,
Und ausgesät in weitentfernte Lande
Der Dichterin Ruhm, Saat für die Ewigkeit!
Es tönt mein gold'nes Lied von fremden Zungen
Und mit der Erde nur wird Sappho untergeh'n.
Ich dank euch!

So spricht Sappho,

Die Könige zu ihren Füßen sah
Und, spielend mit der dargebotnen Krone,
Die Stolzen sah und hörte, und — entließ.

Und dieses Weib, so hoch gestellt von Menschen und von Göttern, so in der Fülle des Werthes und dieses Werthes froh ,und sich bewußt: sie kehrt zurück, aus der Mitte der versammelten Griechen, die Herrlichste unter den Herrlichen, die Gepriesenste unter den Gepriesenen, die Glücklichste unter den Glücklichen, siegestrunken, lobberauscht; auf ihrem Haupte den frischesten jüngsten Lorbeer; sie kehrt zurück, mit Jauchzen entlassen, mit Jauchzen empfangen; sie kehrt zurück und — steht dem Sclaven, der ihren Siegeswagen sollte ziehen, als Sclavin zur Seite! Das ist nicht Sinken mehr der Größe, das ist schon ihr Fall. Das Grab ist geöffnet, der Sarg ist aufgeschlagen, die Würmer nagen an der

Leiche. Wozu unser Bangen, da die Gefahr schon erreicht, wozu unsere Thränen, da die Verwesung schon eingetreten, was fürchten, da nichts mehr zu hoffen ist? Sie kehrt zurück, und noch ehe sie herannaht ist sie schon verurtheilt, durch einen niedrigen Diener verurtheilt, durch Rhamnes, der mit den Worten:

Der Mann mag das Geliebte laut begrüßen,
Geschäftig für sein Wohl liebt still das Weib!

die der Herrin entgegenjubelnden Mädchen in das Haus zurückweist. Aber Sappho verkündigt dem versammelten Volke laut und gebieterisch ihre Liebe und ihre Schande. Als ruhmvolle Herrin dürfte sie nicht lieben, als liebendes Weib ihre Liebe nicht verkündigen. Wir wissen nicht, was wir empfinden sollen, und die Einheit der Empfindung, die in dramatischen Dichtungen nicht minder sorgfältig als die Einheit der Handlung gehütet werden muß, wird getrennt. Wir müssen der Sappho vergessen, sollen wir dem Weibe seine Liebe verzeihen, aber wenn wir der Sappho vergessen, welche Theilnahme kann noch ferner eine alltägliche Schwäche bei uns finden? Eine Königin im Krankenbette mit der Krone auf dem Haupte; oder eine Königin auf dem Throne von Fieberschauern gerüttelt — so oder so erscheint uns Sappho, und durch diese Nachbarschaft von

Größe und Schwäche wird Ehrfurcht wie Mitleid von uns abgewehrt.

Wenn die Liebe Geist und Arm des Mannes unterwirft und als Gebieterin des Ruhmes erscheint, dann mögen wir seinen Fall beweinen, oder auch verzeihen, denn nur einfach ist die Schwäche und die Schuld. Doch wenn das Weib, das sein stilles Haus verließ, von seiner Höhe herabstürzt, wird es nur Schadenfreude finden; denn zwiefach ist die Schuld — daß es gesunken und daß es gestiegen. Die Flügel des weiblichen Geistes sind immer aus Wachs, doch nur den Fall, nicht den Ruhm der kühnen That theilen sie mit Ikarus.

Wenn behauptet wird, die Liebe Sappho's müsse mit Spott und Unwillen erfüllen, ist es etwa die Verstimmung unsres Gemüths, ist es etwa mein irrender Murrsinn, der dieses ungerechte Urtheil fällt? Ist es nicht Sappho selbst, die ihre eigene Liebe geringschätzt und fast verhöhnt — ja geringschätzt, so sehr sie sich auch abmüdet, sich vor sich selber zu verstecken? Sie denkt über ihre Liebe, und die wahre Liebe denkt nicht. Sie will auf ihrem Herzen spielen, wie auf ihrer Leier; aber bei der wahren Liebe ist eins, Finger und Saite. Sie lauscht dem Urtheile der Welt, um es zu verschmähen; aber die wahre Liebe vergißt die Welt

und hört nicht, was sie spricht. Ihre Liebe ist ihr nur das Höchste, aber die wahre Liebe hat auch nichts unter sich, noch zur Seite, sie ist Alles und füllt alle Räume aus.

Sappho kehrt von den olympischen Spielen in den Kreis einer sie anbetenden Menge zurück. Sie steigt mit Phaon von ihrem Siegeswagen und ihrem Ruhme herab. Die Ihrigen jauchzen. Da fühlt sie alsobald, daß sie diesen ehrfurchtsvollen Empfang nicht mehr verdiene. Sie sucht die Vorwürfe ihres Innern zu beschwichtigen, und da sie es nicht vermag, trotzt sie ihnen mit Ingrimm, schuldbewußt:

Mögt ihr's immer wissen!
Ich liebe ihn!

ruft sie dem versammelten Volke zu. Kann die wahre Liebe fürchten, daß man ihre Wahl nicht achten werde? Sie duldet zwar nicht, daß man verletze, was ihr heilig; aber ehe man das Heilige verletzt, ahnet sie nicht, daß man wagen könne, es zu verletzen. Aber Sappho zittert der Mißbilligung entgegen. Darum lauert sie auf jede Miene, horcht auf jedes Wort der sie Umgebenden, und wiegt ängstlich und empfindlich jeden Laut ab. Sie stellt ihren Sclaven den Geliebten mit den Worten vor: „Hier sehet euern Herrn!" Rhamnes (verwun-

dert, halblaut): „Herrn?“ Sappho: „Wer spricht hier? (gespannt) was willst du sagen?“ Rhamnes (zurücktretend): „Nichts!“ Sappho: „So sprich auch nicht!“

Doch wie! Darf ein Weib, weil es den Lorbeer sich gewonnen, nicht auch die Myrthe durch ihre Locken flechten? Darf es nicht bewundern, weil es bewundert, nicht lieben, weil es angebetet wird? Sappho — ihre Eltern sanken früh in's Grab — ward am Mutterherzen der Musen gewartet. Des Gesanges und der Dichtung Gaben schnell entfaltend, sie fortgetragen durch heitere blaue Lüfte, von dem offenen Ohr der Griechen bald vernommen, bald angestaunt, ihr Ruhm von Tempel zu Tempel eilend — so im raschen Fluge bis hinauf zum Sitze der Götter, erreichte sie den Gipfel ihres Ruhms glücklich und gesättigt. Da fiel das blitzende Auge Phaons in ihr Herz und erhellte seine Leere. Sappho kannte die Liebe nicht, und . . . . doch nein, ihr war Liebe nicht fremd:

Der Freundschaft und der — Liebe Täuschungen
Hab' ich in diesem Busen schon empfunden!

sie bekennt es und damit ihre Schuld. Nicht überrascht, nicht überwältigt wurde die Unerfahrne von der Leidenschaft. Sie gab sich ihr willig, unbedacht hin, und wäre Phaons Treue nur um einen Tag

älter geworden, dann hätte Sappho selbst von dem Felsen am Meere in die Wellen hinabgejammert und ihren Verrath zu spät bereut — wir dürfen es denken.

Aber tritt die Kraft nicht am herrlichsten hervor, wenn Schwäche sie umschattet? Macht nicht das Thal den Berg? Göttlich ist der große Mensch, aber ohne Fehl wäre er Gott, und unsrer Liebe wie unsrer Bewunderung entrückt. Steht Sappho nicht größer da als zuvor, nachdem sie sich aufgerafft und ihre Liebe, als ein Spielwerk, mit dem sie zu ernst gespielt, weit von sich werfend, ihrer Lust der Erde entflieht, um zu den Sternen emporzusteigen? Da sie spricht:

Ich will mit Sappho's Schwäche euch versöhnen,
Gebeugt erst zeigt der Bogen seine Kraft.

Hat sie nicht den schönsten der Siegeskämpfe sich erkämpft? .... Nein, das that sie nicht. Kleiner noch als im Leben zeigt sich Sappho sterbend. Sie versöhnt mit ihrer Schwäche nicht, sie entzieht sie nur dem Vorwurfe. Der Bogen zeigt nicht seine Kraft; er bricht und zeigt seine Gebrechlichkeit. Sie liebt und haßt, und ohnmächtig ihr Herz zu entleeren der Liebe und des Hasses, zerschlägt sie das Gefäß, damit die Empfindung von selbst entströme. Ihr Tod war nicht das Werk freier Entschließung. Er

ward im Wahnsinn beschlossen und im Wahnsinn vollführt, und nur das Meer, nicht die Reue bedeckte ihre Schuld.

Doch schon zu lange habe ich in diese Sonne gesehen, um ihre Flecken zu ergründen; geblendet senke ich den Blick, mich ferner nur ihrer Wärme und ihres Lichtes zu erfreuen. Sappho's Ruhm und Tag sahen wir traurig, blutroth untergehen; aber um so süßer und freundlicher steigt ihre Nacht herauf, mit dem milden Mondlichte der Weiblichkeit und den Liebestönen der klagenden Nachtigall. Welche tiefe, doch nicht einschneidende, verwundende, nur vordringende Blicke hat der Dichter in das weibliche Herz geworfen! Von dem Dornenritze jener Rose, der Sappho's Herz blutig anstreifte, bis zum Dolchstoße der Entführung Melitten's, der es durchbohrte — wie wahr, schön und naturtreu ist das alles vorgebildet! Vergebens sucht die männerkundige Sappho die Gefahr, die ihrer Liebe droht, herabzudeuteln, vergebens bittet sie ihren Ruhm um Entschädigung für ihren Schmerz, ihren Stolz um Beistand gegen ihn, sie entrinnt dem Verderben nicht. Wie das Vöglein, wenn es der Blick der Klapperschlange traf, von ihrem giftigen Anhauche umnebelt, fest gehalten, nicht zu entfliehen vermag und immer weiter gezogen endlich in den offenen

Rachen stürzt — so auch Sappho, da die Eifersucht ihr Schlangenhaupt gegen sie reckt; gelähmt sind die Flügel ihres Geistes und besinnungslos sucht sie selbst den Untergang. Wenn mir auch das Gebot der Dramaturgen, eine dramatische Handlung dürfe eine gewisse Bühnenlänge nicht überschreiten, sonderbar erscheint, da ich erwäge, daß doch dem Maler verstattet ist, eine meilenweite Landschaft in einen fußengen Rahmen zu sperren, wenn nur Licht und Schatten, Größenverhältniß und Fernsicht beobachtet sind — so bleibt doch rühmlich, daß der Dichter Sappho's jene Forderung so völlig zu gewähren verstand. Innerhalb eines Tages und einer Nacht sieht man den Keim, das Wachsen, die Blüthe, die Frucht, das Hinwelken der Liebe; die Natur selbst hätte keine längere Zeit bedurft.

Phaon, wie klein und niedrig erscheint er neben Sappho, wie er selbst dunkel, Schatten werfend in ihren Glanz! Wir stimmen ihm bei, wenn er ausruft:

Wer glaubte auch, daß Hellas erste Frau
Auf Hellas letzten Jüngling würde schauen!

— und so sehr bei, daß wenig sein bescheidener Sinn uns rührt. Sappho sucht ihn aufzurichten, nicht um ihn, um sich selbst zu erheben:

Dem Schicksal thust du Unrecht und dir selbst!
Verachte nicht der Götter gold'ne Gaben!

So spricht sie und rechnet diese Gaben vor. Allein,

Der kühne Muth, der Weltgebieter Stärke —

ist er Phaon eigen, glaubt ihn Sappho in dessen Besitz? Warum so ängstlich besorgt, wie eine Mutter um ihr krankes Kind besorgt, zeigt sie sich um ihn? Wie sie der Weltgebieter Einen, den Sclaven ihres Hauses, vorstellt!

Ihr seht hier euern Herrn. Was er begehrt
Ist euch Befehl, nicht minder als mein eig'ner.
Weh' dem, der ungehorsam sich erzeigt,
Den eine Wolke nur auf dieser Stirn'
Als Uebertreter des Gebots verklagt!
Vergehen gegen mich kann ich vergessen,
Wer ihn beleidigt, wecket meinen Zorn.
Und nun, mein Freund, vertrau dich ihrer Sorgfalt....

Wie undankbar, wie verächtlich erscheint Phaon! Daß er Sappho, die er hoch verehrte, nicht zu lieben vermochte, das ist nicht sein Vergehen; er vermochte es nicht, weil er sie hoch verehrte. Daß er aber den Muth gewann, sich gegen ihre Größe aufzulehnen, zeigt sein kleines Gemüth; er hätte jenen Muth nicht gefunden, hätte er ihre Größe zu umfassen verstanden.

Doch eben in der Bildung eines solchen Phaons hat der Dichter seine Meisterschaft gezeigt. Ein Ge-

ringerer als er, hätte den Geliebten Sappho's mit allen Gaben des Geistes und Gemüths ausgestattet, um ihn der Anbetung einer solchen Liebenden würdig zu machen. Wie versäumt wäre alsdann geworden, was am meisten Noth thut! Denn wo anders könnte Sappho Nachsicht finden für ihre Verblendung, als in der Größe dieser Verblendung? Wo anders Mitleid für ihre Niederlage, als in der Unscheinbarkeit des Feindes, der sie besiegte, weil er ungefürchtet nahe kommen durfte? Wann zeigt sich die Liebe allmächtiger, als indem sie Alles gibt und Nichts dafür nimmt? Wäre Phaon Sappho's würdiger gewesen, dann erst hätte man ihr vorrechnen können, wie thöricht sie getauscht und wie sie, wenn sie auch viel empfing, doch für das, was sie hingegeben, nicht genug empfangen. Die wahre Liebe würdigt ihren Gegenstand, aber das ist die wahre Liebe nicht, die nur das Würdige liebt.

In Melitta sehen wir den Sieg der Weiblichkeit über mannartigen Hochsinn, den Sieg des Herzens über Geisteskraft und den der Anmuth über Schönheit. Verschwiegen, verschlossen, träumend wie eine Blume, erwartend die liebende Hand, die sie brechen wird, sich ihr nicht entgegenstreckend, fromm ergeben, still gehorchend — so steht sie dem Undanke und der Rauheit Phaons, wie der Rachsucht

und Heftigkeit Sappho's gegenüber, und so überlebt die bescheidene Lampe der Sclavin die verzehrende Sonne der Gebieterin.

Soll ich noch sprechen von dem holden Zauber in allen Reden unseres Dichters? Von dieser bald milden, bald glühenden Farbenpracht, von der Schönheit und Wahrheit seiner Bilder, von der Tiefe und Wärme seiner Empfindungen? Dieser wundervolle paradiesische Garten ist genug gepriesen, wenn ich ihm den Fruchtmarkt anderer neuen Dichter gegenüberstelle. Dort findet sich des Willkommnen gar viel für Küche und Magen, nur nichts für Herz und Phantasie. Zierliche Weltweisen sind sie mit Lob zu nennen, welche Bücherschränke voll guten Verstandes mit Blumenguirlanden umhängen, oder wohl auch einer saftigen Frucht ein abgerissenes grünes Blatt unterlegen, oder eßliche Kuchen mit Dragée bestecken — aber Dichter sind sie nicht. Grillparzer ist ein Dichter.

LX.

Henriette Sonntag in Frankfurt.

Seit die holde Muse des Gesangs, Henriette Sonntag, vor einem Jahre in Weimar erschienen, und die frommen deutschen Sternpriester, unter Zither- und Zimbelklang, diese Constellation zweier Größen auf eine so seltsamliche, spanisch-maurische, hyacinthen-duftige, süß dämmerliche Weise gefeiert und sie gesungen haben: „der Dichterkönig hat das Wunderkind gepflegt mit Speise und Trank,“ statt zu berichten: Fräulein Sonntag hat bei Herrn v. Göthe zu Nacht gegessen — seitdem bin ich ganz toll geworden über das toll gewordene Volk, das über Nacht umgesprungen und, gewohnt wie es war, an der Flamme des Prometheus nur seine Kartoffeln zu kochen, plötzlich Feuer schluckte und, gewohnt wie es war, seine mäßige Genießbarkeit unter bittere und

harte Schalen zu verbergen, auf einmal anfing süß zu werden und zu schwabbeln und zu gleißen und zu liebäugeln wie Gelée. Ich hatte die aufgebrachtesten Dinge im Sinne, die ich alle wollte drucken lassen; aber wohl mir, daß ich mich bedacht und es nicht gethan. Wie hätte man des unbeugsamen Rhadamanthus gespottet, der endlich der Feder-Vasall eines schönen Mädchens geworden! Wahrlich seit ich die Zauberin selbst gehört und gesehen, hat sie mich bezaubert wie die Andern auch, und ich weiß nicht mehr, was ich spreche. Nur im Dämmerlichte, wie eines Traumes, erinnere ich mich, daß ich vor meiner Seelenwanderung der Meinung gewesen: es sei doch nicht recht, daß wir Deutsche, die wir uns so schwer begeistern, die wir erst zu trinken anfangen, wenn Andere schon Kopfschmerzen haben — daß wir unser jungfräuliches Herz, das noch nie geliebt, gleich der ersten lockenden Erscheinung hingeben, die, wenn auch schön, doch nicht unverwelklich, wenn auch wohlthuend, doch nicht wohlthätig ist. Es sei eine unbesonnene Verschwendung, erinnere ich mich gedacht zu haben. Jetzt aber denke ich anders, und ich sage: es ist schön, laßt uns des Augenblicks genießen, wozu für unsere Enkel sparen? Wer weiß, wie lange es dauert, bis man uns wieder einmal erlaubt, unsere Bewunderung laut auszusprechen und einer Gottheit zu huldigen,

die wir gewählt, der wir nicht zugefallen. Nun möchte ich diese Zauberin, die ein solches Volk umgestaltet, loben, aber wer gibt mir Worte? Selbst die ungeheure Masse von Papierworten, die wir hier in Frankfurt geschaffen, seit uns der baare Sinn ausgegangen, selbst diese ist erschöpft. Man könnte einen Preis von hundert Dukaten auf die Erfindung eines neuen Adjektives setzen, das für die Sonntag nicht verwendet worden wäre, und Keiner gewönne den Preis. Man hat sie genannt: die Namenlose, die Himmlische, die Hochgepriesene, die Unvergleichliche, die Hochgefeierte, die himmlische Jungfrau, die zarte Perle, die jungfräuliche Sängerin, die theure Henriette, liebliche Maid, holdes Mägdelein, die Heldin des Gesanges, Götterkind, den theuern Sangeshort, deutsches Mädchen, die Perle der deutschen Oper. Ich sage zu allen diesen Beiwörtern ja, aus vollem Herzen. Selbst nüchterne Kunstrichter haben geurtheilt: ihre reizende Erscheinung, ihr Spiel, ihr Gesang, könnte auch jedes für sich verglichen werden, so habe man doch die Vereinigung aller dieser Gaben der Kunst und der Natur noch bei keiner andern Sängerin gefunden. Auch diesem stimme ich bei, ob mich zwar die Seltenheit dieser Vereinigung nicht bestechen konnte; denn mit der größten Anstrengung war es mir nicht gelungen, sie zugleich zu sehen und zu hören, und ich

mußte ihre einzelnen Vorzüge zusammenrechnen, um die Summe ihres Werthes ganz zu haben. Daran halte ich mich: was eine wochentägliche deutsche Stadt in so festliche Bewegung bringen konnte, ohne daß es der Kalender oder die Polizei befohlen, das mußte etwas Würdiges, etwas Schönes sein. Unsere Sängerin zu preisen, will ich von dem Taumel reden, den sie hier hervorgebracht; denn ein so allgemeiner Rausch, lobt er auch die Trinker nicht, so lobt er doch den Wein.

Henriette Sonntag könnte mit einer kleinen Veränderung wie Cäsar sagen: ich kam, man sah, ich siegte. Der Sieg ging vor ihr her und ihr Kampf war nur ein Spiel zur Feier des Sieges. Die erste Huldigung, die sie in dem überwundenen Frankfurt gefunden — die erste, aber zugleich die wichtigste Huldigung, weil sie guten deutschen treuen Sinn und hohe, innigste Verehrung bezeichnete — war ihr von dem hiesigen Fremdenblättchen dargebracht, welches ihre Ankunft mit den Worten verkündigte: „Fräulein Sonntag, königlich preußische Kammersängerin, mit Gefolge und Dienerschaft.“ Es ist nämlich zu wissen, daß unser täglich erscheinendes Fremdenblättchen den Werth und die Würde der Reisenden auf eine höchst sinnreiche, genaue und streng staatsrechtliche Weise bezeichnet. Ist ein Fremder reich,

dann hat er einen Bedienten, ist er sehr reich, hat er Bedienung; ist er zugleich vornehm, hat er Dienerschaft; und ist er sehr vornehm, hat er Gefolge und Dienerschaft. Statt Gefolge wird zuweilen Suite gebraucht; was aber diese zarte Feudal-Schattirung ausdrücken solle, darüber sind die Frankfurter Lehnrechtslehrer nicht einig. Fürstliche Personen reisen mit hohem Gefolge und Dienerschaft. Indem man also der Fräulein Sonntag Gefolge und Dienerschaft zuerkannte, hat man sie bis an die Stufen des Thrones geführt, und ohne Rebellion konnte ihr mehr Ehre gar nicht erzeigt werden. An diese erste Huldigung reihet sich am schicklichsten die letzte an, die sie hier gefunden. Nämlich der Wirth des Gasthauses, in welchem Fräulein Sonntag vierzehn Tage gewohnt, schlug bei ihrer Abreise jede Bezahlung aus, und veredelte und verjüngte dadurch den alten römischen Kaiser zu einem Prytaneum, in welchem ruhmvolle Deutsche im Namen des Vaterlandes bewirthet werden. Zwischen diesen beiden Huldigungen breiteten sich die andern in unzähliger Menge aus. Fräulein Sonntag war hier in einer Zeit erschienen, wo die allgemeine Aufmerksamkeit zu beschäftigen viel schwerer war als sie zu verdienen. Die Nachricht von der Schlacht bei Navarin und dem kriegerischen Trotze der Ungläu-

digen war kurz vor der Sängerin hier angelangt, und dennoch sprach man von der letzteren auch, obgleich jeder kleine Funke von Zwietracht zwischen den Mächten das staatspapierne Frankfurt gleich in helle lichte Flammen setzt. Die wilde türkische Musik, durchtönt von einer süßen Nachtigall, war gar wunderlich zu hören. Der Sultan und die Sonntag, Codrington und Othello, der Divan und der Barbier, das wurde alles untereinander gemischt. Sogar die Juden bekamen einen leichten Schwindel, und wenn man sie auf der Börse von Achteln und Quarten sprechen hörte, wußte man nicht, ob sie Takte oder Procente meinten. Die Eingangspreise in das Schauspielhaus wurden verdoppelt, und das sagt viel! denn uns Frankfurtern, so reich wir auch sind an Geld, ist jede ungewöhnliche Ausgabe eine unerträgliche. Die Zuschauer strömten in großen Schaaren herbei, und nicht blos die hiesigen Einwohner, nicht blos die Bewohner der nahe gelegenen Städte, gar weit her, von Cöln und Hannover kamen die Fremden. Es war wie bei den olympischen Spielen. Ein Engländer, der keinen Logenplatz mehr bekommen konnte, wollte das ganze Parterre für sich allein miethen, und zeigte sich, als man ihm bemerkte, daß dieses schicklicher Weise nicht auszuführen sei, sehr erstaunt über die wunderliche Continental-Prüderie. Ein junger

Mensch machte den Weg von dem acht Stunden entfernten Wiesbaden zu Fuße, langte gerade hier an, als das Haus geöffnet wurde, erstürmte sich einen Sitz, war so gutmüthig, diesen einer matten Dame abzutreten, stellte sich, ward dann ohnmächtig ehe die Vorstellung begann, wurde, weil in Ohnmacht zu fallen kein Platz da war, stehend und leblos von Hand zu Hand zur Thüre hinaus geschoben, erholte sich erst wieder als der Vorhang schon gefallen war, und kehrte noch in der nämlichen Nacht zu Fuße nach Wiesbaden zurück. Einen hiesigen Einwohner hatte die Enge und die Schwüle so erschöpft, daß er nach Hause gehen mußte und noch denselben Abend starb. Von einigen Verletzungen und Erkrankungen, von Solchen, die mehrere Tage das Bette hüten mußten, hat man sich erzählt. In diesen Tagen war das Intelligenzblatt wie besät mit verlornen Ketten, Ringen, Armbändern, Schleiern und andern Dingen, welche Weiber im Gedränge verlieren können. Als ich am Tage des ersten Auftretens der Sonntag zum Optiker kam, um mein zur Ausbesserung dahin gegebenes Perspektiv zu holen, mußte es unter andern fünfzig Ferngläsern, die alle in gleicher Absicht dort versammelt waren, hervorgesucht werden. Es war eine allgemeine Augenrüstung der ganzen waffenfähigen Mannschaft in Frankfurt, und die vielen hundert im

Glanze des neuen Kronleuchters schimmernden Fernröhren, die alle auf ein schwaches Mädchen gerichtet waren, boten einen furchtbaren, kriegerischen Anblick dar. Doch nie war eine Artillerie schlechter bedient worden, denn der Feind wurde gar nicht, nur die ungeschickten Artilleristen wurden beschädigt.

Das Schauspielhaus wurde zwei Stunden früher als gewöhnlich geöffnet, und schon lange vorher war der große Platz vor demselben mit Menschen bedeckt. Die Hälfte der Menge war gekommen, in das Haus zu dringen, die andere Hälfte hinter der Fronte dem Kampfe zuzusehen. Ein hiesiger Theater-Kritiker hat das Gedränge sehr treffend mit den Worten geschildert: „Man hätte glauben sollen, dem ersten eintretenden Fuße wäre ein Paar goldene Stiefel zugedacht.“ Nun denke man ja nicht, es sei etwas Kleines, es sei ein bloßes Luftgefecht, in das hiesige Theater zu stürmen. Das Haus ist gar nicht gebaut, den Eingang zu erleichtern, sondern vielmehr ihn zu erschweren; es ist wie eine Festung gebaut, der sich Vauban nicht zu schämen hätte. Eine schmale und steile Treppe von etwa zwölf Stufen führt unmittelbar von der Straße das Haus hinauf, und diese Treppe wird von der engen Eingangsthür in zwei Hälften geschieden, ohne daß außer- und innerhalb der Thüre ein Absatz ist. Dieses Pförtchen

öffnet sich nach außen, und wird, im dramatischen Style, plötzlich, rasch und unerwartet, wie ein Theatercoup, und zwar von innen aufgestoßen, so daß die auf der Treppe stehende Menge mit Leichtigkeit herabgestürzt werden kann. Wenn man noch nie gehört, daß bei solchen Gelegenheiten Frankfurter den Hals gebrochen, so haben sie dieses blos ihrer vortrefflichen gymnastischen Erziehung zu verdanken, die sie von Kindheit an in diesen gefährlichen Stürmen geübt hat. Hat man nun die erste Thür und die zweite Treppenhälfte zurückgelegt, dann gelangt man an eine andere Thüre, die halb offen steht. Hinter ihr aber steht ein Riese mit breiter Brust und ausgebreiteten Armen und wehrt den Eindringenden. Wer etwas klein ist, schlüpft dem Riesen unter den Armen durch, die Großen aber müssen warten, bis die Schlagbäume sich aufthun.

Eine so hochgespannte Erwartung zu befriedigen, habe ich, ehe ich die Wirklichkeit erfahren, nicht für möglich gehalten. Aber alle Zuschauer gestanden, daß Fräulein Sonntag jede Erwartung übertroffen habe. Und hier, wo der Schein zum Wesen gehört, was könnte verführt, was geblendet haben? Eine bezaubernde, unbeschreibliche Anmuth begleitet alle Bewegungen dieser Sängerin, und man weiß nicht, ob man ihr Spiel oder ihren Gesang als den schönen

Putz einer vollkommenen Schönheit ansehen soll. In scherzhaften Rollen bewahrt sie immer jene weibliche Schicklichkeit, die auf den Brettern so leicht zu verletzen, und in ernsthaften eine Hoheit, die zugleich gebietend und rührend ist. Madame Catalani soll von ihr geurtheilt haben: Elle est unique dans son genre, mais son genre est petit; wer sie aber als Desdemona in Rossini's Othello gehört hat, wird dieses Urtheil sehr ungerecht finden. Man vergaß ganz den abgeschmackten Text des Rossinischen Othello, man sah und hörte Shakespeare's Desdemona. Sie ist eben so bewunderungswürdig im einfachen Gesange, der zu dem Herzen spricht, als im verzierten, der nur mit dem Ohre plaudert. Man sah alte Männer weinen — eine solche Wirkung bringt eine bloße Künstelei, sei sie noch so unvergleichlich und unerhört, nie hervor. Ihre kleinen Töne, ihre wundervollen Verschlingungen, Triller, Läufe und Cadenzen gleichen den anmuthigen kindlichen Verzierungen an einem gothischen Gebäude, die dazu dienen, den strengen Ernst erhabener Bogen und Pfeiler zu mildern und die Lust des Himmels mit der Lust der Erde zu verknüpfen, nicht aber jenen Ernst zu entadeln und herabzusetzen. Die Begeisterung, welche Henriette Sonntag als Desdemona entzündet, glich einem griechischen Feuer, das gar nicht zu löschen

war, und .... Doch jetzt klammere ich mich an den Felsen der Besonnenheit, der sich einzig mir zur Rettung darbietet. Vielleicht war es auch der Strudel, der mich fortgerissen, vielleicht war es nicht blos eine Art zu reden, wenn ich früher sagte: „ich weiß nicht mehr, was ich spreche.“ Sollte so etwas geschehen, sollte mir etwas Menschliches begegnet sein — dann will ich mich nicht allein dem spottenden Mitleide preisstellen, sondern mich unter meine schiffbrüchigen Leidensgenossen mischen, und will darum Einiges von dem erzählen, was einige Theater-Kritiker und Dichter hier und in Darmstadt von der Sonntag gesagt, gesungen und gewüthet haben. So verbunden spotten wir der Spötter.

Mir schwindelt! Ich habe trunkene Deutsche gesehen — aber nicht betrunken von Wein, sondern trunken von Begeisterung! Die Zeit ist im Gebären, das Jahrhundert wird Vater werden und große Dinge werden geschehen. Was ist gedichtet, was gefabelt worden! Es war ein Landsturmsaufgebot im Olymp; selbst die Weiber, Kinder, Greise und Veteranen der Mythologie mußten die Waffen ergreifen. Kritische alte Weiber haben der Sängerin Liebeserklärungen gemacht, und düstere Recensenten haben mit ihr gekos't. Schwere Philologen haben leichte Gedichte gemacht, und tändelnde

Anakreons haben mit dem schönen Mädchen von Tod und Unsterblichkeit gesprochen, von dem Jammer der Erde und von der Seligkeit des Himmels, und haben sie sehr gebeten, ihre bisherige Unschuld zu bewahren. Ein „Klausner" sang:

Liebling! komm, den Schleier mir zu heben!
Komm, enträths'le meinen hohen Sinn.

Aber ach! der Liebling ist nach Paris gereist und hat den hohen Sinn des Verschleierten nicht enträthselt! „Eine Geisterstimme an Henriette Sonntag" ließ sich vernehmen, aber es war kein düstrer Ton aus dunkler Gruft, sondern das süße Saitengeflüster in einer spanischen Nacht, und der Geist war sehr vollblütig. Das Jahrhundert von Volta war schon überaus selig, wenn es die Freude einmal electrisirte, aber das genügt nicht mehr — unsere Sängerin durchzückte ihre kritischen Frösche mit „galvanischer Freude." Ein Sterngucker sprach von der „Milchstraße," die dem Auge des Glücklichen immer neue Welten entdeckt." Ein Anderer sagte: „Es gab keine Meinungen, keine Spaltungen mehr, die Palme der Zufriedenheit begeisterte alle Gemüther, jede Zwietracht war verschwunden." Ach, warum schickt man die Sängerin nicht nach Konstantinopel, daß sie den Divan beschwichtige? In deutschen Novembertagen war die Sängerin von

„hesperischen Lüften" umgaukelt. Ein Anderer sagte stolz, er werde mit Stolz einst seinen Enkeln erzählen: „Auch ich lebte in dem großen Zeitalter." Ein Dichter sang prophetisch und aufrichtig:

Mich verläßt in Deinem Kreise
Hauch, Bewegung, Geist und Leben.

Ein Anderer:

Wie war es nur ein kleines Wort,
Was Sie mir sagte!
Wie war es nur ein Silberblick,
Den Sie mir tagte!
Und selig leb' ich lange Zeiten
Schon von dem Worte nur, dem Blick.

Wenn dieser nüchterne Poet so mäßig fortlebt, kann er Cornaro's hohes Alter erreichen. Ein Kritiker wünschte sich „eines Argus Augen, um allen Reiz der holden Erscheinung einzusaugen," und reimte ohne es zu wollen. Ein anderer Prosaist hatte sehr malerische und physikalische „Gedankenflocken" — wegen der Wintertage, die Wasser in Schnee verwandeln. Ein Anderer ließ sich vernehmen: „O zarte Perle im Strahl eines gefühlvollen Blickes! Du rollest über die jugendliche Wange, damit ein Seraph mehr als Aeon die Seele aller Tugend-

haften beschütze!" Ein bejahrter Dichter sang aus eigener Erfahrung:

In alle Glieder dringet Mark

und der willkommene Schluß eines Sonettes lautet, wie folgt:

So klang vielleicht die Harmonie der Sphären
Am ersten Sonntag nach dem Wort: Es werde,
Den Ewigen zu preisen und zu ehren.
Uns jenes Sonntags Wohllaut zu gewähren,
Verlieh er eine Sonntag jetzt der Erde,
Und Ohren uns, die Einzige zu hören.

Dieser theologische Sonettist behauptet also geradezu, die Menschheit habe erst jetzt, im sechstausendsten Jahre ihres Alters, Ohren bekommen. Ach, er mag Recht haben! Die Geschichte sprach schon sechstausend Jahre, und wir hörten sie nicht. Der Schöpfer wird es uns wohl nicht übel nehmen, wenn wir künftig, so oft die Sonntag nicht singt, unsere Ohren zu etwas Anderm gebrauchen.

Nicht blos die Menschen am Main und Rhein, sondern auch die sogenannte leblose Natur hat Henriette Sonntag beseelt, erfreut und betrübt. Wir haben gelesen: „Die Natur hat den Einzug der Sonntag in Frankfurt durch ein besonderes Zeichen gefeiert; denn in dem Augenblicke ihres Eintreffens in unsern Mauern wurde ein leuchtendes Meteor

am Horizonte sichtbar, das sich mit Kanonendonner endigte.“ Freilich hatte hiergegen ein Anderer bemerkt, daß die Feuerkugel, von welcher hier die Rede ist, dreißig Stunden später als die Sonntag erschienen, und hat dieses aus den Berichten der hiesigen physikalischen Gesellschaft zu beweisen gesucht. Aber was ein ungläubiger Gibbon spricht, verdient keine Beachtung, und soll uns unsere Seligkeit nicht rauben. Wir haben ferner gelesen: „Kaum hatte die Heldin des Gesanges unsere Mauern verlassen, so fing selbst der Himmel an zu weinen.“ Dieses Wunder kann ich beschwören; ich habe selbst gesehen, daß es zu regnen anfing, so bald die Heldin des Gesanges die Thore hinter sich hatte.

Man muß unsern „Schneeumstöberten“ Pindaren die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in ihren „Lufteinlufthindurchaufschwimmenden“ Sonntags-Päanen sich von jeder irdischen Fessel frei zu erhalten gewußt und sich von keiner erdstaubigen Regel befehlen ließen;

> Denn in Dithyramben, Alles was da glänzen will,
> Muß luftig sein, und dunkel, und schwarzglimmerig,
> Und flügelschwungreich.

Doch immer gelang es ihnen nicht. So konnten sie von dem gemeinen Gedanken nicht loskommen, daß der Name der Sängerin zugleich der eines

Wochentages, und daß in Sonntag zugleich Sonne und Tag enthalten sei. Sie machten die unglaublichsten Anstrengungen, sich von diesem Gedanken frei zu machen; aber, wenn sie des Teufels hätten werden mögen — es ging nicht! Daher ein ewiges Vergleichen zwischen dem wöchentlichen und der säkularischen Sonntag, und ein unaufhörliches Besingen der Sonne und des Tages. Ich wüßte nicht, was ich darum gegeben, hätte die Sängerin, statt Sonntag, Freitag geheißen. Dann hätte noch ein deutscher Zeitungsschreiber die Freiheit besingen dürfen, und man würde den Druck der Freiheit einmal auf eine andere Art gesehen haben; denn der mitberauschte Censor hätte wahrscheinlich aller nüchternen Reclamationen gespottet...... Ich könnte noch Manches erzählen von dem, was die „flügelschwungreichen Dithyrambenmeister vom Stamm der Schwänzler," und auch erzählen von dem Brekekex koax koax, das „des Sumpfs Quellgeschlecht unter Schaumaufboppelung" gesungen und wieder gesungen; aber es soll genug sein. Ich muß endigen, ehe mir Jemand zurufe:

Es sind nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten!

LXI.

Der Taubstumme,

oder

Der Abbé de l'Epée.

Alle Glieder dieses Schauspiels, den Abbé de l'Epée selbst mit eingeschlossen, sind kalte, glatte und regelmäßige Schönheiten; der einzige bewegliche und bewegende Zug unter ihnen ist der taubstumme Theodor. Es gehört nicht wenig Feinheit und Fertigkeit dazu, um nicht unter dem französischen gestickten Kleide entweder gegen die Wärme oder gegen den Anstand des Spiels sich zu vergehen. Die Empfindung wallt besonnen einen Menuet auf und ab, und erbittet höflich die Erlaubniß zu einem liebevollen Händedruck. — Herr *** zeigte als Abbé de l'Epée eine wahre Meisterhaftigkeit. Die Kunst in seinem Spiele ist nicht sichtbar, sie wird nur begriffen. Er

war wirklich der edle, feste und gute Mann, dem die Tugend ein Geschäft, nicht blos eine Lust ist. Seine Menschenfreundlichkeit ist nicht eine laut tosende, hoch aufsteigende Woge, die nach vollbrachter That zurücksinkt, sondern ein ununterbrochener ruhiger Strom, der langsam, aber anhaltend, die Menschheit befruchtet, an deren Ufer er vorüberfließt. Den Anstand des Gebildeten, die sichre Haltung des Erfahrenen, die ruhige Wärme des bejahrten Mannes, den feinen Unterhaltungston eines gesellschaftskundigen Franzosen, dieses Alles zeigte Herr *** in seltner Vereinigung.

LXII.

Die Waise und der Mörder.

Drama von Castelli. Mit Musik von v. Seyfried.

Ein höchst anziehender Stoff und mannigfaltig malerische Verhältnisse unterhalten die Erwartung des Zuschauers. Obzwar die Handlung nicht verwickelt ist und man ihren Ausgang gleich anfänglich erräth, so bleibt die Theilnahme doch gefesselt. Der Beifall, welchen dieses Stück findet, hat wohl in dem uns fremden Reize seinen Grund, den die Vereinigung von Deklamation, Musik und Pantomime den Zuschauern gewährt. Auch das gelungenste dramatische Gedicht wird oft ermüdend, ja manchmal peinigend einwirken, wenn es nur durch seine eigenen Vorzüge und mit keiner andern Kunst zusammengestellt, uns berührt. Die Theilnahme, welche die dramatischen Hauptpersonen durch ihr

Leiden oder Handeln erwecken, hat etwas Schmerzliches, weil sie durch die Erwartung, wie sich deren Schicksal enden und entwickeln werde, gefesselt ist. Um die Lust, welche Schauspiele uns gewähren, von jeder trübenden Beimischung zu befreien, käme es darauf an, die aufgeregten Empfindungen, welche die Quellen jener Lust sind, von den Personen, die sie uns eingeflößt haben, abzusondern und als etwas Freies, Geistiges, vor jeder, gleichsam körperlichen Einwirkung sicher zu stellen. Es käme darauf an, unser Mitleid, das wir etwa dem unglücklich Liebenden gönnten, der unglücklichen Liebe — den Abscheu, welchen ein Verbrecher uns einflößt, dem Verbrechen zuzuwenden. Auf diese Weise gewönne die Empfindung einen Schwerpunkt, in dem wir ruhiger abwarten könnten, wie der Knoten der Geschichte sich lösen werde. In der antiken Tragödie war es der Chor, welcher, die Empfindung und die Betrachtung des Zuhörers, sie von ihrem der Veränderlichkeit unterworfenen, erregenden Gegenstande abziehend, als ein freies Kunstwerk hinstellte und von den Launen des Künstlers und den Verletzungen seines Meißels unabhängig machte. Bei uns, wo der Gebrauch des Chors in der Tragödie vorzüglich darum wirkungslos bleiben würde, weil wir bei unserer monarchischen öffentlichen Erziehung

in Schauer gerathen und die Kramläden schließen, wenn auch nur drei Menschen aus dem Volke den nämlichen Willen und dieselbe Meinung haben und sie unter freiem Himmel auszusprechen sich erkühnen — bei uns kann nur die Musik die Stelle des Chors vertreten, und die in uns erregten Eindrücke, von allem Individuellen reinigend, zur Idee der Gattung erheben, und so zum unstörbaren Genusse als dauerndes Kunstwerk hinstellen.

Die durch das Drama geflochtene Musik, welche besonders das stumme Spiel Victorins begleitet, ist sinnig, geistvoll und höchst malerisch. Sie füllt auch die Zwischenakte aus, wodurch die Handlung fortgeführt und jene Unterbrechung des Gefühls vermieden wird, die in den auf die übliche Weise angeordneten Schauspielen so wehe thut. Sobald der Vorhang fällt, wird man gewöhnlich hastig und grob aus dem Kreise der Täuschung in die Wirklichkeit gestoßen, und ganz verduzt tritt man mit dem zweiten Akt wieder hinein und hat Mühe, die verlorene Stimmung von neuem aufzusuchen. Die Abtheilungen der Schauspiele sollten immer mit einer angemessenen, das Vergangene nachspielenden und das Kommende der Handlung vorbereitenden Musik verbunden werden.

LXIII.

Das Bild.

Trauerspiel von Freiherrn v. Houwald.

„Bei der größten Wahrheitsliebe kommt derjenige, der vom Absurden Rechenschaft geben soll, immer in's Gedränge: er will einen Begriff davon überliefern und so macht er es schon zu Etwas, da es eigentlich ein Nichts ist, welches für Etwas gehalten sein will. Und so muß ich noch eine andere allgemeine Reflexion vorausschicken, daß weder das Abgeschmackteste, noch das Vortrefflichste ganz unmittelbar aus einem Menschen, aus einer Zeit hervorspringe, daß man vielmehr mit einiger Aufmerksamkeit eine Stammtafel der Herkunft nachweisen könne." Mit diesen Worten beginnt Göthe in seiner italienischen Reise die Beschreibung der tollen Land-, Garten-, Haus- und Kunstwirthschaft, die der Prinz

Pallagonia auf seinen Besitzungen bei Palermo treibt. Durch die Anführung dieser Rede sichere ich den einen oder den andern Vortheil. Meinen eignen — sollte es mir nicht gelingen, den Tadel, den ich gegen das Bild auszusprechen gedenke, fest zu begründen, den des Dichters — sollte es mir gelingen.

Was ist der Zweck der dramatischen Kunst? Nur zur Frage, nicht zur Antwort ist hier Raum. Auch ist genug, deß flüchtig zu gedenken, daß die Kunst eine Nachahmung der Natur in dem Sinne sei, daß sie das Schaffen, nicht die Geschöpfe der Natur nachahmt, daß sie schafft wie, nicht was die Natur. Die bildende Kunst thut es der äußern, die dramatische der menschlichen Natur, das heißt: der Geschichte nach. Sie stellt die Kraft und die Reizbarkeit, das Handeln und das Leiden des Menschen dar. Wie nun aber jede Kraft durch ihre Begränzung, durch den Stoff, auf den sie einwirkt, bestimmt, und wie jedes Leiden durch eine äußere Kraft erregt wird, so ist der dramatische Künstler zugleich ein bildender; er hat in seinen Werken nicht blos die wahre Beschaffenheit der menschlichen, sondern auch die der großen Natur, die Verhältnisse rein aufzufassen und treu darzustellen. Und wie er diese Forderung erfüllt, das wäre der erste Versuch, der über den Gehalt eines dramatischen Werkes an-

zustellen sei. Wir wollen diesen Maßstab an eine Geschichte, die wir wie folgt ersinnen, anlegen:

Einer der Großen des Landes will die bestehende Regierung stürzen. Die Verschwörung wird entdeckt, er muß flüchtig werden, mit ihm fliehen seine Angehörigen. Man zieht seine Güter ein, er wird zum Tode verdammt und die Strafe des Gesetzes wird am Bildnisse des Schuldigen vollzogen. Darauf kehrt der Flüchtige verkleidet zurück, sein Unternehmen noch einmal zu versuchen. Er wird erkannt, eingekerkert, entgeht aber dem Henkertode, da er früher im Kerker stirbt. Welche Empfindungen wird dieser Tod bei den Hinterlassenen erwecken, zu welcher Handlung wird er sie anreizen? Gewiß, sie werden um den verlornen Gatten, Vater und Bruder trauern, sie werden seinen Tod beweinen — aber auch rächen? Nein. Nicht eine blutige That, die Triebfeder einer blutigen That kann die Angehörigen eines Geopferten zur Rache auffordern. Und war die Triebfeder zur Verurtheilung und Einkerkerung des Grafen eine gehässige, zu bestrafende? Der Graf hatte sich wirklich verschworen, das Gesetz hat ihn gerichtet. Wen sollte die Rache treffen? Den Fürsten des Landes, der, was seine Pflicht war, den Staat vor Aufrührern geschützt? Die Richter, die das Urtheil gesprochen? Tritt ja die

Rache auf, so kann sie es nicht als eine That der Zärtlichkeit und Liebe, nur als eine That der Politik kann sie erscheinen. Die sie zu vollführen übernommen, müssen, gleichgesinnt mit dem Verstorbenen, die mißlungene Verschwörung von neuem anzetteln, und der Trieb, den Tod eines geliebten Freundes zu rächen, mag sie dann zu ihrem Unternehmen noch mehr anfeuern. Aber alleiniger Zweck kann, unter solchen Verhältnissen, die Rache nicht werden. Wenn nun die Regierung, welcher das Opfer fiel, durch Eroberung einer andern Macht vertrieben wird, wenn dieser neuen Regierung die Familie des Gestorbenen ergeben ist, wenn daher die Trauer um den Todten an dem Ehrgeize keinen Unterstützer findet, dann wird sie verstummen und nicht mehr auf Rache sinnen. Gegen wen sollte diese ferner gerichtet sein? Gegen die Polizeidiener, die den flüchtigen und zurückgekehrten Grafen erkannt und in's Gefängniß geführt, oder etwa gegen einen armen schlechten Teufel von Auflaurer, der um eine Hand voll Geld den Geächteten verrieth? Oder gegen wen sonst? Nun, wahrlich, es errathet's Keiner, wenn ich es ihm nicht sage .... Doch laßt uns zum Bilde zurückkehren; denn die hier erzählte Geschichte ist der Inhalt dieser Tragödie — erzählt,

so weit die Geschichte möglich ist; wo das Unglaubliche beginnt, lasse ich den Dichter selbst reden.

Ein Graf Nord hatte die spanische Herrschaft in Neapel zu stürzen gesucht. Flüchtig, nach entdeckter Verschwörung, ward sein Bild an den Galgen geschlagen. Als Mönch verkleidet, kehrt der Graf zurück, wird erkannt, verhaftet, und stirbt im Gefängnisse. Dieses ereignete sich wenigstens zehn Jahre vor der Handlung, die in der Tragödie sich vor unsern Augen abspielt. Der Schauplatz ist auf dem Schlosse des Grafen Gotthard von Nord, Bruder des Verstorbenen, in der Schweiz. Außer diesem befinden sich noch daselbst und treten als Hauptpersonen auf: Camilla, die verwittwete Gräfin Nord; ihr Sohn Leonhard, ein Jüngling von achtzehn Jahren; ihr Vater Marchese di Sorrento; ein Maler Spinarosa, und der Schloßkastellan. Die Familie hatte sich aus dem politischen Sturme hierher gerettet. Aber seitdem hat sich ihr Schicksal aufgeheitert. Die österreichische Regierung hatte sich Neapels bemächtigt, und die neue Regierung die eingezogenen Güter des verstorbenen Grafen und seiner Angehörigen letztern zurückgestellt. Der alte Marchese erwartet einen Boten aus Italien, mit der Bestätigung seines Glücks.

Da er flüchtig und verarmt eine Freistätte suchte, ließ er seinen Enkel Leonhard, noch Kind, in Italien zurück. Unbekannt mit seiner Herkunft, als verlassene Waise, kam der Knabe in eines Malers Hände, der dessen Naturanlage zur Kunst sorgfältig entwickelte. Meister Spinarosa, durch einen geheimen Zug des Gemüths an den Knaben gekettet, ward sein Lehrer, Freund, Vater, und da der Zögling heimgeholt wurde, um ferner in dem erneuerten Glanze des Großvaters zu leben, begleitete ihn Spinarosa, gedenkend, sich nie mehr von ihm zu trennen. Sie waren einen Tag früher, ehe die Handlung des Dramas beginnt, auf den Gütern des Grafen Nord angekommen. Da lernt nun Leonhard den Marchese als seinen Großvater, Camilla als seine Mutter, den Grafen Nord als seinen Oheim kennen. Er erfährt von dem Marchese seines Vaters Schicksal, wie dieser eine Verschwörung angezettelt, wie er sich flüchtete, wie sein treues Bild am Galgen aufgehängt wurde, wie er darauf zum zweitenmale sich verkleidet nach Neapel gewagt, wie er erkannt wurde, denn:

———————————— Das Bild
Am Galgen, von verruchter Hand gemalt,
Es war zu treu und wurde sein Verräther.

Worauf Leonhard erwiedert:

O pfui! W e r h a t d i e K u n s t s o t i e f e n t w e i h t !

Das ist nun die Schraube, um welche sich die Handlung dreht, und geschraubter findet sich wohl auch keine in der ganzen dramatischen Welt. Man möchte Leonhard's Worte des Unwillens, die wir so eben aussprechen gehört, wiederholen, denn nie haben possierlichere Stelzen den Dienst des Kothurns vertreten. Viele Jahre sind seit dem Tode des Grafen vorüber, und noch ist alles Sinnen und Trachten des Marchese und des alten Castellans darauf gerichtet, wie sie den Maler entdecken, der das Bild verfertigt, das man an den Galgen hing; denn dieses Bild, reden sie sich ein, w e i l e s s o t r e u g e w e s e n, habe den Grafen verrathen. Und nicht allein diese, sondern selbst ein Cardinal in Neapel, der Oheim des Marchese hat sich jene Narrheit in den Kopf gesetzt, denn der von ihm an den Marchese geschickte Bote erzählt:

Auch Seine Eminenz sind tief empört
Und wollen Ihre ganze Macht gebrauchen,
Den Maler zu erforschen; denn solch ein Bild
Mit diesem Fleiß und dieser Sicherheit
Zu malen, m e i n e n Sie, sei nur das Werk
Der schändlichsten Verrätherei — —

M e i n e n S i e ! Alle Ehrfurcht vor der Meinung einer Eminenz; aber ich kann mich nicht

darin finden. Kenner der ausübenden Henkerkunst werden es besser wissen als ich, was es mit der Hinrichtung im Bildnisse eigentlich für eine Bewandtniß hat. Wird nicht, wie es mir wahrscheinlich dünkt, nur irgend ein Bild symbolisch an den Galgen geschlagen, mit der Absicht, es solle den flüchtigen Verbrecher vorstellen, oder wird wirklich das Konterfei des Verurtheilten, und in der Absicht dazu gebraucht, daß er erkannt und ausgeliefert werde? Angenommen, daß dieses sich so verhalte, und daß der Graf wirklich daher erkannt und eingekerkert worden sei, weil sein treues Bildniß ihn verrathen; wie kann aber auch der witzigste Argwohn auf den Gedanken kommen, daß ein Maler aus Bosheit, in der Absicht, den Grafen den Henkern zu überliefern, das Bild gemalt habe? Er müßte es denn aus der Erinnerung gemalt haben, denn hätte der geächtete Graf seinem Pinsel gesessen, dann braucht' er ihn ja blos beim Kragen zu fassen und der Gerechtigkeit einzuhändigen. Also ein Maler wäre zur Polizei oder zum Criminalgericht gekommen, und hätte gesagt: ich bin ein Feind des flüchtigen Verbrechers, da habe ich euch aus Rache sein Bild gemalt; ich stehe euch dafür, es gleicht ihm wie ein Ei dem andern, schlagt es an den Galgen, es wird seine Dienste thun! Aber wäre es nicht

möglich, ja wahrscheinlich, daß das Bild des Grafen früher und keineswegs zu diesem schrecklichen Vorhaben gemalt worden wäre, und daß man es unter den Möbeln des Geächteten, die man mit den Palästen, in denen sie waren, wie erzählt, confiszirt hatte, gefunden und zu peinlichen Zwecken benutzt habe? Ja die Familie, der Marchese, mußte ja daran denken, daß sich der Graf einmal habe malen lassen, da dieser Umstand, wegen eines gewissen Vorfalles, der sich dabei ereignet hatte, der Gräfin Camilla unvergeßlich bleiben mußte. Indessen, genug der Bedenklichkeiten und Einwendungen, es gibt unerklärliche Idiosynkrasieen des Gemüths, und der Haß gegen einen unbekannten, vermuthlich ruchlosen Maler, mag eine solche sein. Ja, es muß eine Idiosynkrasie hier Statt finden, denn man glaube nicht etwa, daß die Anverwandten, von heftiger Liebe und Zärtlichkeit für den schon vor Jahren verstorbenen Grafen immer noch beseelt, zu solchen Rachephantasien sich verblenden ließen. Sie haben ihn alle nicht sonderlich geliebt. Er war ein roher, harter Mensch. Der Marchese klagt, sein Schwiegersohn habe ihm nur Unglück in die Familie gebracht. Camilla, sein Weib, hatte eine frühere Neigung durch ihre ganze Ehe stets ungeschwächt bewahrt. Der Graf Gotthard von Nord konnte dem verstorbenen

Bruder auch nicht gut sein, da er ihm genannte Camilla, die früher ihm selbst als geliebte Braut bestimmt gewesen, weggeschnappt hatte. Der junge Leonhard kannte seinen Vater kaum. Nur der alte Castellan bedauert seinen jungen Gebieter, den er als Knaben auf den Armen getragen, aufrichtig, die Uebrigen aber tragen ihn nur in effigie im Herzen und lieben ihn in contumaciam — sie haben es nur mit seinem Bilde zu thun.

Wie gesagt — Schwiegervater, Sohn, Bruder, Castellan, alle sinnen darauf, wie sie den verrätherischen Maler finden und züchtigen könnten. Da spricht der Castellan:

> Ich habe drüver Jahre lang gebrütet,
> Wie ich ihn kennen will.

Der gute Mann hat das folgendermaßen angefangen. Zuerst hat er sich nach Neapel geschlichen, das aufgehängte Bild nächtlicher Weile vom Galgen abgenommen, und dafür ein anderes hingehängt; sodann ist er durch vieles Ueberlegen und Suchen dahinter gekommen, daß in der Ecke des Gemäldes der Künstler ein Zeichen hingemacht (sein Monogramm). Jetzt war der Weg zur Rache gefunden. Sie wollen sich sämmtlich auf die Wanderung begeben, den Mordmaler aufzusuchen, übertragen jedoch, wie billig, dem jungen Leonhard die Rache. Dieser

wird feierlich mit einem Schwerte umgürtet, zum Ritter geschlagen und ihm der Eid abgenommen, des Vaters Tod zu rächen! Während sie sich aber auf solche Weise rüsten und berathen, hat ihnen der böse Geist das Opfer schon zugeführt, denn der Maler, der das Galgenbild gemalt, ist kein anderer als Spinarosa. Wie er in das Haus seiner Feinde gekommen, ist oben schon gesagt, jetzt muß erzählt werden, auf welche Weise er dazu kam, den Grafen Nord zu malen. Zwar scheint dieses so natürlich, aber der gerade Weg taugt in keinen Tragödien; um gehörig spät zum fünften Akte zu gelangen, müssen krumme Wege eingeschlagen werden.

Gräfin Camilla brachte ihre Kinderjahre in einem Kloster zu. Da ereignete sich, daß daselbst mehrere Bilder restaurirt werden sollten. Der berühmte Meister, dessen Kunst man in Anspruch nahm, hatte keine Zeit und schickte einen seiner Schüler, einen Deutschen, Namens Lenz. Wie dieser nach und nach die beschädigten Madonnen ausbesserte, bekamen sie alle das Gesicht der schönen Camilla. C'est l'Amour qui a fait ça! Die kleine Camilla erwiderte die Liebe des jungen Malers. Da ward sie aus dem Kloster gezogen und dem Grafen Nord angetraut. Dieser hat von der Liebschaft gehört, und will dem Maler, der seine Braut, wenn sie

es auch damals noch nicht gewesen, zu lieben wagte, einen Streich spielen. Er läßt ihn rufen, um sich malen zu lassen. Lenz kömmt, ohne zu wissen, daß er den Mann seiner Geliebten vor sich habe, und malt den Grafen. Als das Bild fertig war, ruft der Graf Camilla herbei, hunzt den armen Lenz in ihrer Gegenwart herab, und sagt: das Bild tauge nichts. Nachdem er die Absicht, den Jüngling in Gegenwart der Geliebten zu beschämen und zu ärgern, erreicht, läßt er ihm den bedungenen Lohn auszahlen. Dieser aber wirft ihm das Geld vor die Füße, stürzt fort, ändert seinen Namen und irrt in der Welt umher. Auf diese Weise ward das verhängnißvolle Bild geboren, das den Grafen das Leben kostete. So sinnreich bestrafen Dichter die Bosheit!

Jetzt ist Lenz, unter dem Namen Spinarosa, in der Nähe seiner Geliebten. Die Flamme seines Herzens hat er durch alle Wege seines Lebens treu gewartet, und auch sie hat die Neigung für ihren Jugendfreund ungeschwächt erhalten. Noch hat er sie, sie ihn nicht gesehen. Wie rührend wird die Erkennung sein! Welch ein freudiger Schrecken wird Beide überfallen! . . . . Ach nein, daraus wird leider nichts, denn Camilla ist blind, trägt eine Binde vor den Augen, und hat sich so verändert,

daß sie unkenntlich geworden ist. Wie, blind ist sie? Das ist nicht möglich. Also darum muß der unschuldige, unglückliche Maler mit einem Degen todtgestochen werden, weil die Dame blind ist? Hätte sie gesehen, und ihn erkannt, dann wären alle Mißverständnisse und der daraus entsprungene Jammer verhütet worden. Darf ein dramatischer Künstler sich so etwas erlauben? Darf er die Bühne zum Lazarethe machen? Wenn das habsüchtige, räuberische Schicksal diebisch oder gewaltsam in das schwache, unbewahrte Menschenherz einbricht, wenn dann die Angst unsere Schritte beflügelt, das Entsetzen uns unbeweglich macht, das Mitleid unsere Empfindung in Thränen auflöst — Angst, weil das drohende Geschick so übermächtig — Entsetzen, weil es zu flüchtig, ihm zu enteilen — Thränen, weil der Liebende ein Mensch ist wie wir, dem wir in jedem Nerven, in jedem Gliede den Schmerz nachempfinden: — kann alles dieses auch dann in uns eindringen, wenn das duldende Schlachtopfer des Geschickes nicht menschlich gestaltet ist wie wir? Wenn es einen Schmerz fühlt, für den wir keinen Nerven haben, wenn das Unglück bei ihm durch eine offene Pforte eindringt, die bei uns verschlossen ist und bewehrt? Was kümmert uns ein Jammer, der durch Blindheit veranlaßt wird! Wir haben

unsere guten Augen, wir sehen umher, uns kann so etwas nicht erreichen. Was kann einem Blinden nicht alles Trauriges begegnen, ohne daß es der Tücke des Fatums bedürfe! Er kann von einer Höhe stürzen und den Hals brechen; er kann mit einem Stocke einen bellenden Hund treffen wollen und seinen Vater erschlagen; er kann seinem eignen Kinde statt Zucker Rattengift in die Milch mischen. Die Gerichte können ihn darauf des Mordes beschuldigen und zum Tode verurtheilen. Seine Frau stürzt sich aus Verzweiflung in's Wasser. Das ist gewiß Jammer genug; aber es ist ein pathologischer, kein dramatischer. Auch Shakespeare hat kranke, geisteszerrüttete, blinde Menschen auf die Bühne gebracht. Allein bei ihm erscheint der Wahnsinn nicht als Quelle, sondern als Ausfluß des dramatischen Geschickes, und seine Blinden sind nur als Theile der Scenerie hingestellt, wie man Blitz, Donner und Seestürme auf die Bühne bringt, um einem schauerlichen Gemälde einen entsprechenden Rahmen zu geben. Aber im „Bild" ist die Blindheit der Gräfin die Wurzel aller Leiden, die Ursache aller Verwirrung, und man kann ohne schadenfrohen Kitzel nicht daran denken, daß der Hofrath Himly aus Göttingen, wenn er zufälliger Weise einige Monate früher, als Spinarosa, nach der Schweiz

gekommen, und die blinde Gräfin durch ihn geheilt worden wäre, dem Schicksale und dem Herrn von Houwald einen rechten Possen gespielt, und jenes um seine Beute, diesen um seine Tragödie geprellt hätte.

Aber an welchem Augenübel leidet denn eigentlich die schöne Gräfin, und wie kam sie dazu? Hat sie den grauen oder schwarzen Staar? Hat sie ein Fell oder Flecken im Auge? Ist sie blind geboren? Ist das Uebel nach einem Nervenfieber oder nach einer Entzündung übrig geblieben? Ach nein, das Alles nicht. Sie hat sich um ihren verstorbenen Gatten blind geweint. Wahrhaftig das ist romantisch; welch eine Treue, welch eine Liebe, welche Zärtlichkeit! Liebe? Zärtlichkeit? Ei, bewahre der Himmel! Sie hat ihren Mann nie geliebt, sie war der Neigung ihrer Jugend stets treu geblieben, der junge deutsche Maler lebte verborgen in ihrem Herzen. Und doch hat sie sich um ihren Gatten blind geweint? Das ist unglaublich! Ei, es muß wohl wahr sein; sie selbst und ihr Vater erzählen es. Der Marchese sagt seinem Enkel Leonhard, da er ihm das traurige Ende, das sein Vater in Neapel genommen, mittheilt:

Durch unsre Freunde ward mir bald die Kunde.
Ich sucht' es Deiner Mutter zu verbergen;
Denn sie lag damals mit Dir an den Blattern

Darnieder; aber sie erfuhr es doch;
Und ob die frohen Stunden ihrer Ehe
Ihr gleich nur spärlich zugemessen waren,
Doch war sie tief und auf den Tod betrübt,
Und in dem scharfgesalz'nen Thränenquell
Des Grams verloschen ihre schönen Augen.

Und die Gräfin sagt von ihrem verstorbenen Manne:

Ich hab' ihn lang beweint, doch meine Thränen
Sie löschten wohl der Augen schwaches Licht,
Doch nimmer die geheime mächt'ge Flamme
Der ersten Liebe.

Sie, Marquis, haben Ihre Sache gut gemacht; Sie wußten Ihrem Märchen einige Wahrscheinlichkeit zu geben. Indem Sie erzählten, die scharfgesalzenen Thränen des Grams hätten die schönen Augen Ihrer Tochter ausgelöscht, ungeachtet sie eine unglückliche Ehe gehabt, da fühlten Sie selbst, wie unglaublich das sei, und da haben Sie, anscheinend ganz absichtslos, die Bemerkung eingeflochten, daß die Gräfin zur selben Zeit an den Blattern krank gelegen. Es war dieses ein feiner ophthalmologischer Zug. Die Spötter, die an der aufrichtigen Betrübniß Ihrer Tochter zweifeln mochten, können in Ihrem Sinne annehmen, sie sei von den Blattern, aber nicht aus Trauer blind geworden. Aber Sie, schöne Gräfin, haben sich gewaltig verschnappt. Wie! Sie wollen

uns weiß machen, daß die nämlichen Thränen, die nicht stark genug gewesen waren, die geheime, mächtige Flamme Ihrer ersten Liebe zu dämpfen, dennoch vermochten, das Licht Ihrer Augen auszulöschen, und Sie sagen uns das in vier aufeinander folgenden Zeilen, damit der Widerspruch recht handgreiflich werde? Gehen Sie uns, Sie sind sehr schlimm, Sie haben so etwas von einer Wittwe zu Ephesus! Ihre Blindheit war nichts als eine Folge der Blattern, aber um sich das Ansehen einer zärtlichen betrübten Wittwe zu geben, haben Sie den Leuten aufgebunden, Sie hätten sich um Ihren Mann blind geweint.

Nun zurück zur Geschichte. Maler Spinarosa wird von dem Marchese aufgefordert, seine blinde Tochter zu malen, doch ohne daß sie davon wisse, denn sie habe sich immer gesträubt, einem Pinsel zu sitzen. Spinarosa wird in das Zimmer seiner Geliebten geführt. Er erkennt sie zwar nicht, und sie weiß nichts von seiner Gegenwart. Aber das in unsern neuern Tragödien so beliebte Dehnen und Sehnen, die magnetische Sympathie, das schwermüthige Wesen, die sauersüße Empfindung, wobei Einem ganz jämmerlich zu Muthe wird, läßt sich alsbald verspüren. Er wird ahndungs- und andachtsvoll, ihr wird heiß und schwül, sie bekommt

das Asthma und muß in's Freie. Da kniet er mitten im Zimmer nieder, die Abendglocken läuten dazwischen. Um den langen ungewissen Zustand zu verkürzen, sage ich gleich, daß er endlich von Camilla's Gesellschafterin erfährt, wen er gemalt habe, daß er der Vertrauten seine Hoffnung mittheilt, jetzt die Geliebte heirathen zu können, daß diese ihm sagt: daraus werde wohl nichts werden, denn der Marchese sei ein stolzer Mann.

Jetzt zu einem Andern. Wenn ich Sprünge mache und außer Zusammenhang die Geschichte erzähle, so ist das nicht meine Schuld. Die Handlung hat mehrere Episoden, die ihr an Bedeutung nicht nachstehen. Sie könnten Stoff geben zu vier bis sechs Tragödien. Die Personen laufen verwirrt durch einander, zerstoßen sich die Köpfe und versperren sich wechselseitig den Weg. Keiner weiß, wohin er gewollt, und Alle verfehlen das Ziel. Der Graf Gotthard von Nord, Bruder des Verstorbenen, liebte Camilla. Sein Vater hatte sie ihm ehemals als Braut zugedacht, seine zweite Mutter aber, aus Liebe zu ihrem eigenen Sohne, diesem Camilla zugewendet. Der Graf hatte darauf das Malteserkreuz genommen. Da jetzt Camilla Wittwe, denkt er sich mit ihr zu vermählen, das Kreuz mit einer Frau zu vertauschen, und nachdem er sich vom

Pabste die nöthige Dispensation verschafft, entdeckt er dem Marchese seine alte Neigung zu Camilla und bittet um ihre Hand. Dieser willigt mit Freuden ein, unterrichtet aber den Grafen von der früheren Neigung, die seine Tochter für einen deutschen Maler hegte. Der Graf will Camilla ausholen, er spricht mit ihr von Herzensangelegenheiten und erhält das Geständniß, daß sie ihren Lenz nie vergessen werde. Der Graf erfährt von Spinarosa, daß Lenz lebe, und daß dieser sein Freund sei. Der Graf ist hochherzig, er ladet Spinarosa ein, ihn nach Deutschland zu begleiten, um Lenz aufzusuchen. Er will seinen beglückten Nebenbuhler Camillen in die Arme führen.

Camilla hatte auch erfahren, daß Lenz noch lebe, und seitdem spricht sie wachend und träumend von ihm. Ihr Vater, der Marchese, der darin ein Hinderniß zu ihrer Verbindung mit dem Grafen findet, bittet Spinarosa, er solle vorgeben, sein Freund Lenz wäre kürzlich gestorben, wie er so eben aus einem Briefe erfahren. Dieser jammert, in Dialogen und Monologen, ob so grausamer Zumuthung; endlich verspricht er's zu thun, und nimmt sich vor in nächster Nacht heimlich das Schloß zu verlassen, um seiner Qual und dem Schmerze Camilla's zu entgehen. Er bittet den

Castellan, ihm Nachts verstohlen die Pforte zu öffnen, ihn aber vorher in die Ahnenbildergallerie des Schlosses zu führen, weil er seine Augen noch einmal an dem von ihm gemalten und dort aufgehängten Bilde Camilla's weiden wolle. Der Castellan verspricht es zu thun. Nun erinnere man sich, daß dieser alte treue Diener sich seit vielen Jahren in den Kopf gesetzt, durch das Monogramm des Galgenbildes den verrätherischen Maler ausfindig zu machen. Darauf entdeckt er auf dem neugemalten Bilde Camilla's das nämliche Monogramm, und schließt daraus, daß Spinarosa das Galgenbild verfertigt habe. Der Umstand, daß dieser sich heimlich aus dem Hause stehlen wolle, bestätigt ihn in seinem Argwohne. Natürlich will der Mörder entfliehen, weil er sich entdeckt glaubt. Dem Marchese wird die Sache mitgetheilt, und Beide nehmen sich vor, den Maler in der Bildergallerie zu belauschen, zu überfallen und zur Rede zu stellen. Um Mitternacht wird Spinarosa von dem Castellan in die Gallerie gelassen. Dort spricht er eine Zeit lang mit dem Bilde Camilla's. Darauf gewahrt er ein verhängtes Bild. Er zieht den Vorhang weg. Hölle und Teufel! Wuth. Er zieht den Degen und stößt damit das Bild, es durchbohrend, von der Wand herab. Es war das Conterfei des von ihm

gemalten Grafen Nord, der ihm seine Geliebte entzogen und ihn so schnöde behandelt. Sollte ihn dieser Anblick nicht in Wuth setzen? In dem nämlichen Augenblicke stürzt der Marchese und der Castellan herein. Das an den Galgen geschlagene, von dem Kastellan dem Galgen abgestohlene und in die Gallerie gehängte Bild des Grafen wird von Spinarosa herabgeworfen. Das ist lautes Bekenntniß seiner That. Der Marchese zieht den Degen, und da sich der Maler ihm nicht entgegensetzen will, durchstößt er ihn.

Dies geschah um Mitternacht. Wie schafft man sogleich Camilla herbei? Diese hatte ihrer Gesellschafterin gesagt, sie wolle diese Nacht etwas lange aufbleiben in der Nähe der Gallerie, weil dann Geister dort herumwandeln sollen, und sie wolle hören, was Wahres daran sei. Auf den Mordlärm eilt sie herbei. Sie sieht den blutenden Geliebten. Sie s i e h t ihn, denn in diesem Augenblick erhält sie das Gesicht wieder, der Wahnwitz überfällt sie, und sie sinkt todt hin. Der Maler stirbt auch, und der Marchese bedauert seine Uebereilung. Man hätte wahrhaftig den Maler wohlfeiler sterben lassen können!

Und käme nun der Dichter dieser Tragödie und spräche: „Herr Recensent, Sie wollen schlau sein,

aber wie haben Sie sich ertappen lassen! Sie konnten glauben, daß es mir damit Ernst gewesen? Es konnte Ihnen entgehen, daß ich mich durch mein Bild über die dramatische Charlatanerie und Kinderpossenreißereien der deutschen Poeten habe lustig machen wollen?" — Wahrhaftig, ich würde roth werden und mich schämen. Man hat die Sprache in dieser Tragödie gelobt, sie soll blühend, bilderreich sein; aber gar Manches wird gemalt und gar manche Kräuter blühen. Ich kann die Bearbeitung so wenig loben, als die Wahl des Stoffes, und will, meinen Tadel zu begründen, einige Stellen ausziehen.

Der Castellan beginnt das Stück mit folgenden Worten:

Lauft! lauft! und reißt die Thüren auf und zu,
Als sei das wilde Heer hier eingezogen! —
Wie mir ob dem Spektakel fast der Mund
Erstaunend offen steht, so sperrt die Burg
Auch ihre längst verschloss'nen Thore auf.

Die Thüren zureißen ist falsch. Reißen heißt gewaltsam trennen; wenn aber die Thüre heftig zugeschlagen wird, so wird sie gewaltsam mit dem Thürpfosten verbunden. Will der Castellan ein Maul haben wie ein Thor, so habe ich nichts dagegen; aber wenn ihm der Mund fast offen steht, das heißt nur halb, so kann er es mit dem zum

Empfange der einziehenden Gäste ganz geöffneten Thore nicht wohl vergleichen. Nun laßt uns weiter gehen; wenn der Castellan schlecht spricht, so beweis't das noch nichts gegen die Uebrigen; auch in einem prächtigen Palaste ist die Bedientenstube schlechter tapeziert und möblirt, als die Zimmer der Herrschaft. Freilich spricht der Castellan so pretiös, so sententiös, daß man ihn mit seiner Herrschaft verwechseln könnte. . . . Der junge Leonhard in der Unterredung mit dem Castellan sagt:

Was du die Welt nennst, liegt mir noch verborgen;
Doch hat die Kunst mir eine aufgethan;
Da steht der Glaub' und die Erfahrungen
Der alten Meister seit Jahrhunderten
Gesammelt — —

Einem Knaben, wie Leonhard, ist allerdings die Welt verborgen, allein er ist sich dessen nicht bewußt. Der muß die Welt schon viel kennen, der es weiß, daß er sie nicht genug kennt. Ueber den Unsinn dieser Rede will ich mich nicht weiter verbreiten; daß es der junge Mensch, als Maler, an eitlem Kunstgeschwätz nicht wird fehlen lassen, das läßt sich denken, so wie auch, daß er ganz unausstehlich altklug spricht. In unsern neuen Tragödien geberden sich die Helden wie die Kinder, und die Kinder wie Erwachsene. Der kleine Otto in der „Schuld" ist

hierin mit seinem Beispiele vorausgegangen. Der sanfte Raphael, wenn er den Kunstschüler Leonhard, nach Art des Novalis und des Klosterbruders, hätte sprechen hören, würde freilich nur gelächelt haben; aber der kräftige Michel Angelo hätte mit seiner derben Faust dem Jungen gewiß einige Ohrfeigen gegeben, und ihm zugedonnert: Arbeite, Bursche, und raisonnire nicht! . . . Der Marchese, in der Erzählung, die er seinem Enkel von der mißlungenen Unternehmung des Vaters gegen die Regierung von Neapel macht, sagt:

Und weil dein Vater, der Verschwörung Haupt,
Zum Tod verurtheilt worden war, so hing
Man wenigstens von ihm ein treues Bild
In contumaciam am Galgen auf.

„Verurtheilt worden war," — überhaupt alle diese Verse sind doch etwas zu bürgerlich und herablassend. „Wenigstens," hat etwas Drolliges. In den beiden letzten Versen herrscht Unsinn. Der Verbrecher wird in contumaciam, d. h. als der Vorladung nicht Gehorchender, als Ausbleibender gehängt, aber nicht das Bild, das wird in Person gehängt. Um ein Bild in contumaciam, in effigie aufzuhängen, müßte man seine Copie an den Galgen schlagen. So hängt in manchen Bildergallerien ein Raphael, ein Titian in contumaciam, das heißt

nicht das Original, welches nicht zu haben war, sondern die Copie. Der Ausdruck: „in contumaciam,“ steif, hölzern, übeltönend wie er ist, gehört in ein Lehrbuch des peinlichen Prozesses, aber in kein Dichterwerk. Das hängt sich centnerschwer an den Flügel des Pegasus. Das gemeine Wort Galgen, welches der gemüthliche Dichter „der Vergeltung Säule“ nennt, kommt in dem „Bild“ so häufig vor, und macht auf selbst ehrliche Ohren einen so unangenehmen Eindruck, daß in der Handschrift dieses Drama's, dessen sich die hiesige Bühne bedient, mit Recht das viel erhabnere, poetischere Hochgericht dafür gesetzt wurde.

In der ersten Scene des dritten Akts spricht der Castellan mit dem Grafen Nord von seinem Racheplan gegen den Mordmaler, wenn er ihn fände. Der Graf sucht ihn zu besänftigen, und sagt:

— Blinde Rach' ist eine gier'ge Wölfin,
Die ihrer eignen Mutter Leib zerfleischt,
Indeß sie selbst mit Reue schwanger geht.

Also die Rache ist eine Wölfin. — Das läßt sich hören. Die ihrer Mutter Leib zerfleischt — mag hingehen, ob zwar die Naturgeschichte nichts davon sagt; denn wie ist es denkbar, daß sich die alte starke Wölfin von ihrer schwächern Tochter sollte beißen lassen? Aber freilich, diese Tochter ist so schwach und

jung nicht mehr, denn sie ist schwanger, so daß, indem sie von der Mutter frißt und das abgerissene Fleisch durch die Verdauung in ihr Blut übergeht, ihre Leibesfrucht damit ernährt, und der Enkel mit der Großmutter gefüttert wird. Aber womit ist die Wölfin schwanger? Mit — Reue. Hat man je gehört, daß eine Wölfin mit Reue trächtig geht? Oder bezieht sich die Reue auf Rache, die Rache geht mit Reue schwanger, so ist diese ganze Bildnerei und Vergleichungsart durchaus fehlerhaft in stylistischer Beziehung. Will man einen Begriff durch Versinnlichung, oder etwas Körperliches durch Vergleichung mit einem andern Körperlichen anschaulicher machen, so muß man bei der Natur des Vergleichenden stehen bleiben und darf nicht zum Verglichenen zurückkehren. Man darf in kein Landschaftsgemälde natürliche Blätter und Blumen anbringen. Ich will ein Beispiel anführen, wie man einen solchen Fehler macht und vermeidet. Ihr möchtet einem schönen Mädchen über ihre großen leuchtenden Augen und seidenen Augenwimpern etwas Schmeichelhaftes schriftlich oder mündlich sagen. „Deine Augen gleichen zwei Sonnen,“ das mag hingehen, ob es zwar auch nicht ganz recht ist; denn man sieht nie am Himmel zwei Sonnen neben einander. Nun weiter: „Deine Augen sind zwei glänzende Sonnen, über welche, das blendende

Licht zu mildern, zwei seidene mit Franzen gerändete Vorhänge herabhängen." Das wäre falsch, denn über der Sonne befinden sich keine Vorhänge. Wenn Ihr aber sagt: „Deine Augen sind zwei kristallne Fenster, über welchen Vorhänge mit schwarz seidenen Franzen hängen," so ist das ein ganz vortreffliches Bild, was auch ein Tapezierer dagegen einwenden möchte.

Julie, der Camilla Freundin, entdeckt, daß Spinarosa kein anderer als Maler Lenz sei. Sie will Gewißheit haben und ihn ausholen. Sie fragt ihn nach seinem wahren Namen. Spinarosa sagt:

Gibt Euch mein Name
Von unserm Leben nicht ein treues Bild?

worauf Julie erwiedert:

Auch dornenlose Blumen trägt der Lenz.
Sagt, habt Ihr nie den Maler Lenz gekannt?

Abgesehen von der Gemeinheit dieses Wortspiels, so liegt auch ein widriger Pleonasmus darin. „Dornenlose Blumen trägt der Lenz." Sie legt einen Nachdruck auf das Wort Lenz. Gut, sie will ihn sticheln. Allein wozu das Sticheln, wenn sie gleich darauf mit den Worten: „Habt Ihr den Maler Lenz gekannt?" ihn unter die Rippen stößt? —

Es ist von dem schändlichen Mordmaler die Rede. Der Marchese sagt:

O schändlicher Verrath! Den Bösewicht,
Der hier aus Gift und Rache Farben mischte,
Kennt' ich ihn nur, ich tauchte diesen Pinsel
(an den Degen fassend)
In seines Herzens rothen Farbentopf,
Bleich wie die Wand sein Angesicht zu malen!

„Aus Gift und Rache Farben mischt.“ Diese Mischung taugt nichts: Gift ist eine Substanz und Rache ein Begriff. Es ist gerade so, als wollte man Mehl und Unschuld unter einander mischen. Das Schwert einen „Pinsel“ zu nennen, ist nur einem betrunkenen Husaren im Wirthshause erlaubt, keinem Marquis. Das Herz einen „rothen Farbentopf“ zu heißen, mag der Dichter verantworten. Wie aber will er es anfangen, aus einem Topfe mit rother Farbe weiß zu malen? Das ist ein Taschenspielerstreich!

Nennt der Marchese das Schwert einen Pinsel, so macht dagegen Leonhard den Pinsel zum Schwerte:

Wer konnte wohl die Kunst so tief entweihen
Und seinen Pinsel zu dem Richtschwert machen?

Bei eben dieser Gelegenheit läßt sich der Castellan wie folgt vernehmen:

Der Meuchelmord
Ist nicht so schändlich; 's ist ein einziger Stoß
In Hast und Wuth geführt . . . .
Allein der Maler saß, und malt', und traf!

Besonnen brütet' er die Schandthat aus
Und gab das Küchlein in des Henkers Pflege,
Daß es im luftigen Käfig dort gedeihe,
Wo es von fremder Ehr' und Leben fraß. . . .

Die Schandthat ist ein junges Huhn; gut. Es kommt in des Henkers Pflege — nicht gut. Es gibt sich kein Henker mit der Hühnerzucht ab, außer zu seinem häuslichen Bedarf; er nimmt keine Hühner in Kost gegen Bezahlung. Das Huhn gedeiht im luftigen Käfig. Es ist wahr, zweckmäßig ist, sie hoch zu stellen, damit sie der Marder nicht holt; aber wer hat je einen Hühnerkorb unter dem Galgen aufgehängt? Noch mehr, das Küchlein wird mit fremder Ehr' und Leben gefüttert, statt mit Gerste. Das ist unerhört. Oder ist es die Schandthat, die Ehre und Leben frißt? Aber dann muß ich meine Bemerkung, die ich oben bei der mit Reue trächtigen Wölfin gemacht, hier herabziehen. Ist die Schandthat einmal zum Küchlein geworden, so muß sie als Huhn leben und sterben und darf nie mehr wieder Schandthat werden.

Aber diese Kritik hat sich sehr ausgedehnt, daß ich die Leser bitten muß, zu ihren Anfangsworten noch einmal zurückzukehren.

LXIV.

Nachtrag zu vorstehender Kritik,

veranlaßt durch das Tübinger Literaturblatt, herausgegeben von Müllner.

Das erste Heft des zweiten Bandes meiner lieben Zeitschrift, der Wage, wird in der genannten Beilage zum Morgenblatte (12. Dezbr. 1820, Nr. 104) viel gelobt und wenig getadelt. Mit dem Erstern bin ich vollkommen einverstanden, mit dem Andern aber nicht, und ich will die Gründe sagen, warum ich es nicht bin. Der Buchrichter*) hat sich

*) Rezensent ist ein helles und heiteres Wort, das seinen nächtlichen Sinn falsch bezeichnet; es dringt lustig in's Ohr, wie Schalmeien-Klänge aus dem sonnigen Thale herauf. Buchrichter aber ist grauenvoll und malerisch, es tönt fast wie Blutrichter. Als Versuch will ich in dieser meiner kunstgerichtlichen Einrede sehen und zeigen, wie es sich aus-

geäußert: bei mir überwiege der Witz die Urtheilskraft; und an einer andern Stelle: ich hätte mehr Witz als Urtheil. Eigentlich wäre dieses kein Tadel; denn da es nicht zwei Dinge in der Welt gibt, die gleich groß oder gleich schwer sind, so muß auch nothwendig von verschiedenen Geistesgaben, die ein Mensch vereinigt, die eine schwerer oder größer sein als die andere. Ich dürfte mich also des erhaltenen Lobes freuen und dem freundlichen Spender dafür danken. Es ist aber eine eigene Erscheinung, daß, wenn einem hochstehenden bedeutenden Manne ein Wörtchen entfällt wie eine Schneeflocke so leicht, es oft als Lawine auf die Köpfe der Menge stürzt und dort manche Stellung verrückt oder gar umwirft. Freunde und Nicht-Freunde hatten früher mein Urtheil immer richtig gefunden, sobald sie aber das Literatur-Blatt gelesen, erzählten sie, es stünde darin, ich hätte durchaus kein Urtheil, und dies sei wahr. Ja, ein Bekannter kam zu mir und fragte: haben Sie das Morgenblatt gelesen? und als ich mit Ja geantwortet, rief er: o weh! und ging fort. Da nun kein Richter abgesetzt werden kann, außer im Falle

---

nimmt. Uns arme Sprachreiniger aber verlache man ja nicht — das ist unsere Beute aus dem Befreiungskriege der Deutschen!

eines überwiesenen Verbrechens, also auch kein Kunstrichter, so muß mir viel daran gelegen sein, meine Unschuld darzuthun, damit ich mein Kunstrichteramt nicht verliere. Ich werde also beweisen, daß das Literatur-Blatt unmöglich habe behaupten wollen, es mangle mir durchaus an Urtheilskraft, da man wohl Urtheilskraft ohne Witz, aber nie diesen ohne jene haben kann. Freilich werden es die Leser unschicklich genug finden, daß ich wie ein Tölpel von meinem eigenen Witze und von meiner eigenen Urtheilskraft rede; denn wie bekannt, darf jeder Mensch seinen guten Magen, sein gutes Herz, sein gutes Gedächtniß und seine Geliebte öffentlich loben; seinen Geist, seinen Witz und seine Frau aber nur im Stillen. Aber ich verletze auch diese Anstandsregel nicht. Ich behaupte blos, daß wenn ich Witz habe, wie er mir im Literatur-Blatte zugesprochen, ich auch Urtheilskraft besitzen müsse.

Die Monarchen U und W des Conversations-Lexicons haben mir zum Kriege gegen die Rebellen, welche die Verfassung meines Kopfes umgestoßen, indem sie ihm die gesetzgebende, richterliche und ausübende Gewalt entzogen und nur den Hofprunk des Witzes gelassen ihren Beistand angeboten. Aber das Hülfsheer meiner Verbündeten verstärkt mich wenig. Meistens ausgediente Soldaten, noch

von der Kantischen Kriegsschule, mit langen gepuderten Zöpfen und mit so großem Gepäck beladen, daß sie nicht von der Stelle können. König U schickte mir: „Urtheilskraft (judicium) ist die zweite Handlungsweise des Verstandes im weitern Sinne, oder des Denkvermögens (welches Begreifen — Verstand im engern Sinne — Urtheilen und Schließen umfaßt), nämlich die Fähigkeit des Geistes, das Verhältniß der Dinge durch Anwendung des Allgemeinen auf das Besondere und Unterordnung des Besondern unter das Allgemeine zu bestimmen." Diese schweren Reiter werden wenig ausrichten, sie fangen mir noch keinen einzigen Kohlenbrenner in den Schluchten der Abruzzen. Ferner: „Die Urtheilskraft ist das Spezifische des Mutterwitzes." Ungeübtes Fußvolk — schade! es kämpft mit Wärme für meine Sache. Aber Mutterwitz ist nur Lottoglück: die ihn haben, treffen die Gewinnste auf Zahlen, die sie blind gezogen. Endlich: „Ein großer Mangel der Urtheilskraft ist eigentlich das, was man Dummheit nennt, und einem solchen Gebrechen ist gar nicht abzuhelfen." Diese unglückselige Artillerie weiß nicht, wo der Feind steht, und richtet ihr Geschütz gegen meine eigenen Glieder. Wenn ich jetzt nicht alles aufbiete, noch den Sieg zu erringen, so bin ich ganz verloren, ich bleibe dumm und komme nie wieder auf die Beine.

Das Hülfsheer des Königs W fand ich nach der Musterung etwas brauchbarer, doch traute ich ihm nicht ganz and stellte es in den Hinterhalt; denn seine Aeußerung: „Witz ist eine spielende Urtheilskraft," schien mir ein Einverständniß mit dem Feinde zu verrathen.

Ich beginne die Schlacht. Urtheilen heißt: eine wirkliche Sache oder deren Spiegelbild (den Begriff) ur—theilen, sie in ihre Ur-Theile zerlegen, ihre Grundstoffe auseinander sondern, um ihr inneres Wesen, ihre Beschaffenheit kennen zu lernen. Es gibt Dinge, die den körperlichen Sinnen, oder wenn sie sich an den Pforten des Geistes melden, äußerlich an Gestalt, Größe und Farbe ganz gleich erscheinen, ob zwar ihre innere Natur von einander abweicht; es gibt wieder andere Dinge, die bei äußerer Ungleichheit dem innern Wesen nach übereinstimmen. Das Urtheil ist daher entweder trennend oder bindend; jenes straft die äußere Uebereinstimmung, dieses die äußere Uneinigkeit Lüge. Man hat das Eine Scharfsinn, das Andere Witz genannt, und hat nicht gut daran gethan, wenn man nicht etwa dadurch blos einen doppelten Ausfluß, sondern auch eine doppelte Quelle des Urtheils bezeichnen wollte; denn es gibt nur eine Urtheilskraft, die nur in ihrer Thätigkeit verschieden ist. Aber nicht einmal darin

verschieden ist der Witz, welcher blos ein schnelles Urtheil ist. Wie die Voltaische Säule mit der Schnelle eines Augenblicks Alkalien und Erden zersetzt, während die gemeine Chemie sich auf trocknem und nassem Wege erst abmatten muß, so entdeckt der Witz bald und leicht die Grundstoffe einer Sache, die das Urtheil nur langsam und mit Mühe ausfindig macht. Der witzige Kopf unterscheidet sich von dem blos urtheilskräftigen wie der Reisende in einem Wagen von dem Fußgänger: jener erreicht früher das Ziel. Die Andersdenkenden werden freilich behend hierauf erwiedern: „Das eben ist es! an dem vornehmen Reisenden gehen Landschaften, Städte, Dörfer und Menschen eilig vorüber, er kann die Gegenstände weder kennen lernen, noch genießen; der bescheidene Fußwanderer aber hat Zeit, Alles genau zu untersuchen.“ Wohl wahr; doch es kömmt hier darauf an, ob der Weg Zweck des Reisens war oder das Ziel? Beim Urtheilen aber ist der Schluß das Ziel, nicht das Urtheilen; die Theilung, nicht die Art des Theilens. Der Witz hebt eine große Kraft mit einem Hebel, das Urtheil braucht viele Menschen-Hände dazu. Der Witz ist nicht so belehrend als das Urtheil, aber er will auch nicht belehren, er spricht nur für Ausgelernte und erinnert sie an das, was sie schon wissen. Jede Sache, jedes Verhältniß

hat eigene Gesichtszüge, alle Dinge haben äußere Kennzeichen, die ihrer inneren Natur entsprechen; der Witz kennt diese Zeichen, das Urtheil will das Bezeichnete selbst sehen; jener errathet, wozu dieser erst die Beweise sucht. Ein Fremdling in der Naturkunde will die Art eines Baumes kennen lernen; er gräbt die Wurzel aus, er schält die Rinde ab, er spaltet das Holz, er steckt die Frucht in den Mund. Da kömmt ein Pflanzenkundiger, dem das Sexual-System bekannt ist, er wirft einen Blick auf die Blüthe und ein einziger Staubfaden führt ihn glücklich durch das Labyrinth. Dieser ist Witz, jener Urtheil. Die Aussprüche des Witzes verdienen so starkes Vertrauen, als die des Urtheils, aber sie erhalten es nicht; denn der letztere beweist und jener fordert Glaube. Das Urtheil, wie jedes gerichtliche sollte, gibt Gründe an, der Witz aber verdammt oder spricht frei, ohne sich zu erklären. Man spricht von der Oberflächlichkeit des Witzes; es gibt allerdings eine solche, aber sie liegt nicht in seiner Natur, sondern in seinem Grade, wie es auch ein oberflächliches Urtheil gibt. Ich glaube also hinlänglich bewiesen zu haben, daß der Witz nichts anders als das geflügelte Urtheil ist; man kann aber keine Flügel haben ohne einen Körper, an dem sie hängen. Habe ich das Schlachtfeld behauptet, so verdanke ich den

Sieg ganz allein meinen eignen Kriegsvölkern; denn weder die Königlich Uhuschen, noch die Königlich Weheschen Truppen sind ein einziges Mal zum Schusse gekommen.

Das Literatur-Blatt sagt von mir: (ich erzähle es mit sichtbarem aber ungesehenem Erröthen allen Nicht-Lesern des Morgenblattes) „Hr. B. scheint uns ein offener, gewandter, ungemein witziger Kopf zu sein; ganz geeignet, unterhaltende Recensionen zu schreiben... was aber die ächte Kritik betrifft, so dürfte ihm — vielleicht der Umstand im Wege sein, daß der Witz die Urtheilskraft überwiegt. Diese Vermuthung beruht hauptsächlich auf der vor uns liegenden Theaterkritik, die er von Houwalds Trauerspiel, das Bild, geliefert hat. Er hat scharfsichtig alle Gebrechen der Vorfabel und der Handlung ausgefunden und mit anziehender Leichtigkeit anschaulich gemacht. Aber wenn Houwald von dem Maler, der aus Bosheit das an den Galgen geschlagene Bild eines Verfolgten täuschend ähnlich gemalt und dadurch diesen in's Verderben gestürzt haben soll, in folgenden Bildern spricht:

Besonnen brütet' er die Schandthat aus,
Und gab das Küchlein in des Henkers Pflege,
Daß es im luft'gen Käfig dort gedeihe,
Wo es von fremder Ehr' und Leben fraß —

so ist darinnen mehr Witz — tragischer nämlich, Witz des Pathos — als in den gemachten Einwendungen: „Wer hat je einen Hühnerkorb unter dem Galgen aufgehängt? Und das Küchlein wird mit fremder Ehr' und Leben gefüttert, statt mit Gerste!" Hr. B. hat hier offenbar übersehen, daß die poetische Diction nicht füglich nach den Grundsätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden kann." Dieses ganze richterliche Verfahren enthält eine Nichtigkeit im Sinne der Rechtslehre, wie der Herausgeber des Literatur=Blattes, der ein gutes Buch über die richterliche Entscheidungskunde geschrieben hat, selbst bekennen muß. Die Anklage lautet auf Mangel an Urtheil; die Aussage des Zeugen aber auf Mangel an Witz. Die Behauptung des letztern mag wahr sein, indessen bin ich nicht darüber vorgeladen worden. Auch ist der geführte Beweis falsch. Uebersehen habe ich nicht, daß die poetische Diction nicht nach den Grundsätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden könne. Wenn ich das Gegentheil irrig behauptet, so war es ein Fehler der Ueberlegung, keiner der Sinne; denn ich behaupte es noch. Der Dichter spricht in Bildern — was heißt das? Das heißt: er will etwas Unsichtbares (eine Empfindung, einen Gedanken) durch etwas Sichtbares anschaulich machen; er will ein unbe-

kanntes Größenverhältniß durch ein bekanntes finden lassen. Dann muß aber, soll der Zweck der poetischen Diction erreicht werden, das vorgestellte Bild wirklich in der sinnlichen Welt vorhanden, die als bekannt angenommene Größe wirklich bekannt sein. In der bemerkten Stelle wollte Houwald seine Empfindung, wie sich Saat, Wachsthum, Frucht und Aerndte einer Uebelthat zusammengesellten, bis endlich das bestimmte Opfer vergiftet hinstürzt, den Lesern durch ein Bild versinnlichen. Was thut er? Er läßt einen Menschen sich niederkauern, ein Ei legen, wie eine Henne gackern, und endlich das Ei, welches unter der schweren Last unbegreiflicher Weise ganz bleibt, ausbrüten. Dieses ist weder dem Ohre noch dem Auge faßlich. Man sagt zwar bildlich: der Mensch brütet über eine Schandthat, aber die Sache selbst, das Original darf man ihn nicht verrichten lassen. Nun ist das Küchlein auf der Welt, es soll leben, aber all' sein Thun und Leiden darf allerdings nur nach den Grundsätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden, man darf nichts mit ihm vornehmen, was dem entgegen ist, was Naturgeschichte oder Landwirthschaft rücksichtlich des Federviehs verfügt haben. Das Küchlein darf also weder in die Pflege eines Henkers gegeben, noch darf es an den Galgen gehängt', noch mit Ehr' und Leben,

am wenigsten aber mit fremder Ehr' und Leben gefüttert werden; denn für einen Henker, der Diebe bestraft, würde es sich gar nicht schicken, selbst zum Diebe zu werden. Bei der Sprachmalerei fällt man aus Zerstreuung leicht und oft in solche falsche Bilder. Nun kann wohl der Dichter mit der Wärme seiner Empfindung den Mangel an Aufmerksamkeit entschuldigen, aber der kalte Beurtheiler nicht, und diesem kömmt daher zu, die entdeckten Fehler zu rügen. So mochte wohl Houwald in der besprochenen Stelle, da er vom Fressen der Ehr' sprach, ganz das Küchlein vergessen und sich nur der Schandthat erinnert haben. Daraus entstand die fehlerhafte Mischung von Kunst und Natur; man darf, wie ich in der Wage ohngefähr gesagt habe, einen gemalten Baumstamm nicht mit natürlichen Blättern und Blüthen krönen, etwa aus Mangel an Farben. Es wäre dieses, als wie wenn ein Uebersetzer, wo ihm die verdolmetschenden Worte mangeln, die Worte der Ursprache einmischen wollte. Hätten übrigens die vier besprochenen Verse auch nicht gegen die poetische Diction gefehlt, so hätten sie sich doch immer gegen die poetische Kunst vergangen. Der Witz des Pathos mag allerdings in der wirklichen Welt seinen Quintilian vergessen und in tolle Redensarten ausbrechen; die wahre Ver-

zweiflung macht allerdings garstige Gesichter — aber auf der Bühne darf sie es nicht; dort müssen selbst die Krämpfe der Seele sich in den Wellen-Linien der Schönheit bewegen.

Das Literatur-Blatt urtheilt ferner: „Endlich, wenn er (der Er bin ich) den Gebrauch der Blindheit an einer Hauptperson in der Tragödie u. a. aus diesem Grund tadelt: „Was kümmert uns ein Jammer, der durch Blindheit veranlaßt wird? Wir haben unsere gute Augen, wir sehen umher, uns kann so etwas nicht erreichen“ u. s. w., so hat er nicht nur den Oedip in Kolonos vergessen, sondern auch den Umstand übersehen, daß bei jedem Zuschauer wenigstens soviel Phantasie vorausgesetzt werden muß, als nöthig ist, um sich mit sehenden Augen in den Zustand eines Blinden zu versetzen. Wird wohl irgend Einer am Schlusse des Wallenstein das Mitleid mit der Terzky durch den Einfall von sich scheuchen: Was kümmert mich die Gräfin, ich habe kein Gift im Leibe?“ Der Grund freilich ist nicht fest genug, ob zwar auch nicht ganz so locker, als behauptet wird. Man kann wohl mit sehenden Augen sich in den Zustand des Blinden versetzen, aber nicht in alle Folgen dieses Zustandes, nicht in jeden Kummer jeder einzelnen Entbehrung. Das Gesicht des Schmerzes, welches die unglück-

liche Liebe zeigt, wird uns rühren, doch haben wir für jede der tausend Sorgen, die heimlich an dem Herzen des Unglücklichen nagen, keine besondere Thräne. Wir schenken ihm eine runde Summe des Mitleids und haben uns dann abgefunden. Gegen diesen Grund, warum tragische Personen nicht blind erscheinen dürfen, läßt sich, wie auch geschehen ist, Einwendung machen; ich habe aber bessere Gründe theils dargereicht, theils angeboten. Ich sagte, es dürfe kein tragisches Geschick in einer Krankheit des Leidenshelden seine Quelle haben. Die Ursache liegt ganz oben. Der Zweikampf zwischen der Freiheit und der Nothwendigkeit, oder wahrer und christlicher gesprochen: Der Kampf der Freiheit des Einzelnen gegen die Freiheit der Welt ist es, was in der Tragödie uns bewegt. Dann muß es aber eben die Freiheit sein, welche stritt und unterlag, nicht die gefesselte Sclaverei. Der kranke Mensch jedoch ist ein Leibeigener, dem, weil er nicht ebenbürtig mit der freien Welt, kein ritterlicher Kampf gebührt. Er fiel — denken wir Gesunden — weil er die Waffen nicht zu führen verstand, wir aber werden uns zu vertheidigen wissen. Kann der tragische Dichter diese Hoffnung des Siegs aufkommen lassen, wenn er dem unbezwingbaren Geschicke die gebührende Ehrfurcht erhalten will? Ich

hatte freilich, als ich die Blindheit der Gräfin Camilla getadelt, nicht an Oedip in Kolonos gedacht, aber jetzt, da ich daran erinnert worden, finde ich dort eine Stütze mehr für meine Behauptung. Hätte Oedip seinen Vater erschlagen und seine Mutter geheirathet, weil er, als Blinder, sie als solche nicht erkannte, dann hätte Sophokles den Fehler Houwalds begangen. Aber Oedips Blindheit war nicht die Quelle, sie war die Folge seiner That und seines Mißgeschickes. Nicht seine Blindheit, seine Selbst-Blendung rührt uns, und sie macht die höchste tragische Wirkung. Wir lernen darin, daß man dem Verhängnisse nicht entgehe, indem man die Werkzeuge seiner Rache meidet; denn weichen wir diesen aus, so muß unsere eigene Hand die Strafe des Geschickes an uns selbst vollstrecken. Bei Oedip erschüttert uns der boshafte Witz, das grausame Vorspiel des neckenden Schicksals: Er sah, so lange er blind war, und ward blind, so bald er sah. Daß es nicht das Blind-sein, sondern das Blind-werden ist, was für Oedip aufregt, kann man leicht versuchen, wenn man beide Tragödien dieses Namens von einander trennt. Oedip der König weggedacht, macht Oedip in Kolonos durchaus keine Wirkung; ja es ist — ich kann kein anderes Wort finden — es ist ekelhaft, den alten augen-

losen Bettler zu begleiten, zu sehen, wie unbehülflich er ist, wie ihm seine Tochter beistehen muß, wenn er sich setzt oder aufsteht, wie er alles greifen muß, um es zu erkennen! Das blutende Schlachtopfer kann rühren, aber nicht das abgeschlachtete — dem Leichnam wenden wir den Rücken. — Auch das Beispiel der Terzky am Schlusse des Wallenstein ist nicht anwendbar gegen mich. Haben wir auch kein Gift im Leibe, so haben wir doch Gefäße im Leibe, die des Giftes empfänglich sind. Auch ist es nicht das Gift, die Vergiftung ist es, die tragisch auf uns einwirkt. Es entsteht nicht der Wunsch in unserm Herzen: möchte doch eiligst ein Arzt herbeigeholt werden und möchte, bis er kömmt, die Gräfin einstweilen Oel oder Seifenwasser trinken! Nein, sie mag sterben; wir beklagen nur den Untergang ihres Hauses. So sehen wir bewegt die Blätter vom Baume fallen, — an den Blättern verlieren wir nichts, nur der Winter macht uns traurig, der sie herabschüttelt.

Es ist mir zum Vorwurfe gemacht worden, daß ich einen Sprachfehler gerügt, der doch nur auf Rechnung des Abschreibers oder des Schauspielers zu setzen gewesen wäre. Ich muß diesen Vorwurf hinnehmen. Wie ich zu jener unschicklichen Rüge gekommen, begreife ich selbst nicht; doch war es nur

Vergessenheit, nicht Mangel an Wohlwollen, wie gemeint wird. Ich kenne so wenig den Dichter als ich die Dichtkunst übe, und so oft ich auch geirrt haben mag, ich irrte nie aus Leidenschaft. Zwar äußert sich das Literatur-Blatt: ich möchte wohl bei der Beurtheilung des Bilds „durch bekannte Lobhudeleien“ ein wenig gereizt worden sein; allein dieses sollte gewiß nicht heißen, empfindlich gemacht, sondern veranlaßt, und ich muß gestehen, daß es sich wirklich so verhält. Jede Kritik sollte nur auf eine solche Veranlassung geschrieben werden. Wenn ein Dichtwerk, oder sonst ein anderes, nicht gelobt wird, wenn es keinen Beifall findet, ist es dann nicht eine abscheuliche zwecklose Grausamkeit, es öffentlich herabzusetzen und einen Schriftsteller, der, sei er noch so bescheiden, für seine Erzeugnisse immer Vaterliebe hat, zu kränken? Aber sobald es unverdientes und allgemeines Lob erlangt, muß die Kritik ihre Härte üben. Ich glaube nicht, daß eine schlechte dramatische Dichtung den Geschmack des Lesers oder Hörers verdirbt, ich glaube aber, daß sie, indem sie dem verdorbenen Geschmacke huldigt, diesem gesetzliche Herrschaft und Erblichkeit gibt, und daß man solchem verderblichen Einflusse begegnen müsse. Ich habe Houwald's „Bild“ von Keinem tadeln, von Vielen preisen hören. Auch Böttiger

in der Abendzeitung hat es hoch erhoben. Ein so kenntnißreicher Beurtheiler! was soll ich denken? Es wäre doch traurig, wenn mir keine andere Wahl bliebe, als zwischen der Erklärung: ich habe den Verstand verloren, oder: Böttiger hat ihn verloren; ich müßte das Erstere wählen. War es Wohlwollen? Das wäre sehr zu tadeln! Ich bin so glücklich, keine Freunde zu haben, die schlechte Bücher schreiben; aber hätte ich solche — nun freilich, ich würde sie auch nicht tadeln, ich schwiege. Weiter darf sich die Nachsicht nicht erstrecken; man kann sich selbst, aber man darf nicht fremde Rechte dem Freunde opfern, und auf Wahrheit hat die ganze Welt heiligen Anspruch.

Einige Bild-Verehrer haben mich als einen Ikonoklasten feindlich behandelt und den Bilder-Sturm abzuschlagen gesucht. Die in Frankfurt erscheinende Iris sagte in Bezug auf mich: man habe Houwald's Tragödie, „mißverstehend den tiefen Sinn der Dichtung, streng getadelt; aber der reine Geist, der darin waltet, ist unverwundbar." Von der Enkelin des Oceanus wundert es mich sehr, daß sie mir hierin entgegen war. Meine Landsmännin hätte wissen sollen, daß Karl der Große selbst schon vor länger als tausend Jahren gegen die Bildverehrung geschrieben, und

daß eine damals in unserer Vaterstadt gehaltene Kirchenversammlung ihm feierlich Recht gegeben hat. Wollte die Iris anderer Meinung sein, so hätte sie wenigstens Karl dem Großen und mir ihre Gründe angeben und die von mir gegebenen Gründe der Verwerfung widerlegen sollen. — Die der Ikonolatrie warm ergebene Abendzeitung kam mit großer Macht zu Wasser und zu Lande (in Prosa und Versen) mir entgegen gezogen. Ein Frankfurter Briefwechsler (sogenannt, weil sie Briefe gegen Geld wechseln,) schrieb noch nach Dresden: „Houwald's schöne Dichtung hat in Hrn. Börne, der in zwei neuen Heften seiner Zeitschrift (die Wage) der Welt zeigt, daß er noch in ihr ist, einen ereiferten Gegner gefunden. Nach seinem Ausspruche taugt der Plan nichts, die Sprache ist unpoetisch, und es findet sich sogar — man höre! — ein Verstoß gegen die Jurisprudenz. Mit dem genialen A. E. Hoffmann und dem Edelmanne Hrn. A. v. Schaden, geht Hr. Börne nicht besser um. Da entstand denn in einem Kreise billiger Kunstfreunde, welche Hrn. Börne's Aussprüche nicht billigen konnten, folgendes Distichon:

„Adolph von Schaden zu tadeln? Mag sein! Dahin reichet dein Maßstab;
Aber von Hoffmann laß ab, Lieber, der steht dir zu hoch!

Nimmst du gar Houwald's so treffliches Bild auf die richtlose Wage,
Ja, dann hängt es fürwahr in contumaciam da. —"

Die billigen Kunstfreunde mögen wohl damals billigen Wein getrunken haben, als das Distichon in ihrem Kreise entstand. Es ist mir nicht klar geworden, ob der Dichter mein Freund oder Feind sei, ob er mich loben oder tadeln wollte. Zwar duzt er mich, und nennt mich Lieber, doch vielleicht ist er mir nur aus metrischen Gründen zugethan. Den Schwung, das Malerische des Distichons habe ich lebhaft aufgefaßt. Das: „von Hoffmann laß ab!" ist wahrhaft plastisch; ich fühlte die Hand des Polizei-Dieners, der mich beim Arme packte, um mich aus dem Prügelgemenge zu ziehen. Aber über den Sinn des letzten Zeilenpaars bin ich zweifelhaft. Heißt es: meine Wage wäre ein Galgen? Das bin ich zufrieden; denn an den Galgen wird Keiner unverdient gehängt. Oder wollte der Dichter sagen: ich sei ein Galgenstrick? Ich wollte ihm nicht rathen, dieses gemeint zu haben. Das wäre schlecht von ihm, ich bin ein ehrlicher Mann und bin kein Galgenstrick, und hat er mich wirklich einen Galgenstrick genannt, und ich bringe heraus, wie er heißt, dann verklage ich ihn bei der Dresdner Polizei.

Mit dem Prosaisten aber bin ich nicht zufrieden, das ist ein grober Mensch. Warum beleidigt er mich? Wozu sagt er von mir, ich hätte durch zwei Hefte der Wage der Welt zeigen wollen, daß ich noch in ihr sei? Mich ärgert das sehr. Solche Grobheiten belustigen weder, noch belehren sie die Welt. Der Herausgeber der Abendzeitung hätte diese Kränkung nicht aufnehmen sollen. Das Blatt ist sonst immer fein, immer wohlriechend; wahrscheinlich hat der Lampenbub vorn, ohne daß es der Hausherr wußte, dieses brenzliche Oel in die Lampe gegossen.

LXV.

Abällino, der große Bandit.

Trauerspiel von Zschokke.

Wir haben den Geschmack, selbst an großen Spitzbuben, durch Uebersättigung verloren, und es ist nicht leicht, ihn wieder anzureizen. Herr ***, als Abällino, hat die Kost etwas zu würzen verstanden. Ein Schauspieler von Einsicht wird auch nie durch ein feuriges Spiel die Erbärmlichkeiten eines so abgeschmackten und lächerlichen Stückes zu sehr herausheben wollen. Als Anbeter der Rosamunde war Herr *** weicher, als ein so tapferer Jüngling sein dürfte; ein gewisses schmachtendes Seitwärtsneigen des Kopfes steht zu unmännlich an. — Frau ***, als Rosamunde, hat die Hingebung einer Liebenden mit der Schüchternheit des Mädchens und dem Anstande einer Nichte des Dogen

zu verbinden gesucht. — Herr*** spielte den Dogen. Die Gefahr des Banditenmordes, welcher seine Nichte ausgesetzt war, das Erscheinen des schrecklichen Abällino im Garten, der Tod seiner beiden Freunde, die Ueberraschung Rosamundens in Flodoardo's Armen, die Enthüllung des furchtbaren Räthsels — nichts von allen diesen Eindrücken konnte den durchlauchtigen Mann außer Fassung bringen. — Der Saal, worin das reiche fürstliche Oberhaupt des glänzenden Venedigs den Vornehmsten der Stadt ein Fest gab, war mit großer Einsicht nur matt beleuchtet, wodurch das Schauerliche der Erscheinung Abällino's ungemein erhöht wurde. —

LXVI.

Die Braut.

Lustspiel von Körner.

Vater und Sohn als Nebenbuhler. So oft auch dieser Stoff in Lustspielen behandelt wird, so mag doch wohl nicht Jeder Gefallen daran finden. Ist ein solches Verhältniß nicht zu betrübt und widerlich, daß man darüber lachen sollte? Man denke sich nur die Sache von der Seite: daß der Zufall (das Schicksal im Lustspiele) darum würfele, ob ein Mädchen Mutter oder Gattin eines Menschen werden solle, und das Freche und Unbehagliche in diesem Wettstreite wird dem Gefühle nicht entgehen. Leicht fließende melodische Verse zeichnen übrigens auch dieses Scherzspiel Körners vortheilhaft aus.

LXVII.

Hamlet,

von Shakespeare.

Unter den Schauspielen des britischen Dichters, die sich nicht in der Geschichte oder Fabel Englands bewegen, ist Hamlet das einzige, das nordischen Boden und nordischen Himmel hat. Der naturkundige Shakespeare verstand es gut und achtete wohl darauf, welche Luft am gedeihlichsten sei für jede seiner Menschenarten. Dem bunten Scherze, der flatternden Freude, der entschiedenen Leidenschaft, der hellen, scharf umgrenzten That gab er den blauen sonnigen Süden, wo die Nacht nur ein schlafender Tag ist; den wehmüthigen, brütenden, träumerischen Hamlet versetzte er in ein Land des Nebels und der langen Nächte, unter einen düstern Himmel, wo der Tag nur eine schlaflose Nacht ist. Gleich

dem Nord, dem feuchten Kerker der Natur, hält uns dieses Trauerspiel gefangen, und es erquickt uns wie der Sonnenstrahl, der durch einen Ritz der Mauer in das Dunkel dringt, wenn, wie es einmal geschieht, wir das warme Wort Rom, und das helle Frankreich darin vernehmen.

Die genauesten Schätzer, wie die wärmsten Freunde des Dichters haben Hamlet als sein Meisterwerk erklärt. Wir müssen die Grenzen dieser Meinung suchen. Hamlet ist nicht das bewunderungswürdigste Werk Shakespeare's; aber Shakespeare ist am bewunderungswürdigsten im Hamlet. Nämlich: erstaunen wir über eine ungewöhnliche Kraft, geschieht es nicht, wo ihre Wirksamkeit beginnt, sondern wo diese aufhört; denn nur die Ausdauer einer Kraft zeugt von deren Größe. So hier. Durchwandern wir die glänzende Bahn des Dichters und kehrt am Ziel unsere Bewunderung ermüdet um, finden wir Hamlet auf dem Rückwege, den wir nicht erwartet. Shakespeare mußte sich verdoppeln, mußte aus sich heraustreten, ihn zu schaffen, er hat darin sich selbst überholt. Aber dieses ist nicht gesagt in der rednerischen Sprache der Lobpreisung, sondern in der nüchternen der Berechnung. Hamlet ist eine Colonie von Shakespeare's Geiste, die unter einer andern Zone liegt, eine andere Natur hat und

von ganz anderen Gesetzen regiert wird, als das Mutterland.

Shakespeare ist ein Naturgläubiger, ein Naturweiser. Sein Gott ist ein offenbarter Gott, die Abspiegelung der Welt im menschlichen Geiste ist seine Weisheit. Was er uns zeige, Himmel und Erde, Hölle und Paradies, Leben und Tod, er läßt es erscheinen als freundlichmenschliches Gesicht. Alles athmet, Alles lebt, und der Tod ist nur das Hauptbuch über Einnahmen und Ausgaben des Lebens. Ganz anders Hamlet; da ist alles mystisch. Ueberall sonst tritt der Heroismus hervor, bei Hamlet steht die blöde Genialität im Hintergrunde. Da ist die Nachtseite, die weibliche Natur des Lebens, das Empfangende, Gebärende, da hören wir die Wehen der Schöpfung. Sonst überall bei Shakespeare erscheint die Philosophie und gestaltet sich als Erfahrung; im Hamlet verschwindet die Erfahrung und steigt als Dunst der Philosophie zum Wolkenhimmel auf. Alle andern Charaktere des Dichters sind convex und bilden Brennpunkte; Hamlet ist der einzige concave Charakter, dessen Strahlen divergiren. Alles sonst, auch das Furchtbarste, das Gräßlichste erscheint im Sonnenlichte; bei Hamlet erschreckt selbst der Scherz, denn ihn bleicht der Mondschein. Nicht der Geist des ermordeten Königs ist das schlimmste

Grauen; er zeigt sich in der Nacht, in dieser dunkeln Wohnung der Geister, wo wir nur schüchterne Gäste sind. Der Geist bei Tage in unserm eigenen Hause — Hamlet's Geist ist viel entsetzlicher.

Shakespeare ist König, nicht unterthan der Regel. Wäre er, wie ein Anderer, dürfte man sagen: Hamlet ist ein lyrischer Charakter, der aller dramatischen Gestaltung widerstrebt; Hamlet ist das Un-Ding, schlimmer als der Tod, das Ungeborene. Doch es ist Shakespeare! — wir müssen gehorchen und schweigen.

Ueber dem Gemälde hängt ein Flor. Wir möchten ihn wegziehen, das Gemälde genauer zu betrachten; aber der Flor ist selbst gemalt. Die Nähe des Auges muß die Schwäche des Lichtes ersetzen. Werfen wir zuerst einen Blick auf die Umgebungen unseres Leidenshelden. Hamlet ist nicht der Mittelpunkt, wir müssen ihn dazu machen; wir wollen erst seinen Kreis bilden und ihn dann hineinstellen. Doch vor Allem rüsten wir uns männlich gegen den Irrthum, der uns im Leben, wie auf der Bühne, so oft besiegt. Im Leben beurtheilen wir die Menschen nach ihrem Rufe; auf der Bühne glauben wir von den dargestellten, ohne zu untersuchen, Alles, was die Tugendhaften im Schauspiele von ihnen sagen und denken. Das ist nicht die rechte Art; wir

müssen sie selbst beobachten und prüfen. Hamlet ist gar nicht so edel und liebenswürdig, wie er seinem Mädchen erscheint; der König ist lange nicht so nichtswürdig, wie ihn Hamlet lästert. Ja, wir müssen uns sehr vorsehen, daß wir den bösen Oheim nicht lieber gewinnen, als den guten Neffen.

Der Schauplatz ist ein nordischer Hof, halb gekleidet im wilden Eisen der alten Zeit, halb im Tuche unserer Tageshelden, die, hinter der Fronte, mit ihrem Schwerte Federn schneiden. Der Rost der Politik fing schon an, den kriegerischen Stahl fleckig zu machen. Gradsinn und krumme Wege ziehen neben einander her, Grobheit und Schmeichelei begegnen sich. Die Hofleute haben schon die Witterung des achtzehnten Jahrhunderts, und wissen, wo der Hase im Pfeffer liegt. Verstand gewahren wir genug; aber nicht Geist, nicht Witz, noch Bildung. Die beiden Studenten, Hamlet und Horatio, sind Orakel, und ihre Gelehrsamkeit wird angestaunt. Der Scherz ist etwas plump und unzüchtig; die Sylbenstecherei gehört zu den Turnierübungen der schönen Geister jener Zeit. Das Volk ist störrig — „Ihr falschen Dänenhunde," sagt die Königin.

Der König hat seinen Bruder ermordet, dessen Wittwe geheirathet und sich die Krone aufgesetzt.

Er ist verschlossen, wir können ihm nicht in die Brust sehen; aber es scheint, er ist der Königin ernstlich zugethan und wir dürfen glauben, daß seine Liebe älter sei, als sein Ehrgeiz und sein Verbrechen. Er hat es begangen, er hat sich den unterirdischen Mächten verkauft; doch seine Rechnung ist ihm klar, er weiß, was er ausgegeben und auch, was er eingenommen. Der König gleicht allen Bösewichtern Shakespeare's, die, es in guter hausbackenen Meinung zu sagen, der Sittlichkeit gar nicht heilsam sind. Man kann Shakespeare's Bösewichtern nicht recht gram werden; sie sind nicht schlimm für eigene Rechnung allein, sie bilden Gattung, sie tragen das Kainszeichen auf ihrer Stirne, das Titelblatt von dem Sündenbuche der Menschheit, das nicht verantwortlich ist für den Inhalt, den es anzeigt. Der König, nach seiner großen Schuld, thut nicht mehr Böses, als nöthig ist zu ihrer Benutzung und seiner Sicherheit, und er thut es nicht eher, als bis der Gebrauch und seine Gefahr ganz nahe gekommen. Selbst arg, quält ihn doch der Argwohn nicht. Er ist sehr nachsichtig, sehr langmüthig gegen Hamlet, dessen wahre Stimmung er, und er allein, durchschaut, sobald er ihn nur einmal unbemerkt beobachtet. Er ist ein vornehmer Geist, dem sein untergebenes Ge-

wissen nur in der stillen Zurückgezogenheit vertraulich nahen darf. Einmal, da es ihn überrascht, und er seine starken Kniee vor Gott beugt, sind wir bewegt und es schmerzt uns, daß ihm das Beten nicht gelingt, und daß ihm die Schuld leichter fiel, als die Buße. Er ist ein stattlicher Herr, Ehrfurcht gebietend und dabei staatsklug, beredtsam und freundlich. Er behandelt den alten, unbrauchbar gewordenen Polonius mit schonender Achtung, Laertes und die übrigen Hofleute mit einschmeichelnder Aufmerksamkeit. Er ist zechlustig, wie sein Land; er ist es aus Neigung und zeigt es aus Politik. Er hat eine bewunderungswürdige Geistesgegenwart, die er nie verliert. Wenn er Hamlet's Schauspiel plötzlich verließ, geschah es nicht, weil er seine innere Bewegung nicht bemeistern konnte; denn wäre das, wäre er gleich nach der Pantomime aufgebrochen, die doch als der erste Eindruck ihn am meisten überraschen mußte. Er entfernt sich nur, sich zu retten, denn er fürchtet das Spiel könne ernsthaft endigen und auf Hamlet's peinliches Gericht möchte gleich die Hinrichtung folgen. Darin verkannte er Hamlet; er bedachte nicht, daß ein starker Mann der einmal fest beschlossenen That nie eine Drohung vorausschickt. Die ruhige Haltung und königliche Würde verläßt ihn nicht, als Laertes an

der Spitze einer empörten Rotte in den Palast dringt; nicht, als Hamlet unerwartet von seiner Seereise zurückkehrt und den Plan vereitelt; nicht, als die Königin vergiftet niedersinkt, deren Ohnmacht er für Nervenschen vor Blut erklärt; selbst nicht, als er selbst unheilbar hinfällt — er verbirgt die Gefahr und sendet nach Hülfe. In diesem letzten, fürchterlichen Augenblicke, am Rande des Todes, verläßt der König den Menschen nicht, dankbar für die von ihm erhaltenen Opfer. Er begleitet ihn hinüber in die andere Welt, hinauf zu jenem ewigen Richter, ihn dort zu vertheidigen. Wir dürfen hoffen, der gnädige Gott werde dem Menschen verzeihen, was der König begangen; war es ein Verbrechen, König zu sein, war es nicht seines, sondern das seines Volks.

Die Königin ist schwach, sie ist Hamlet's Mutter. Ihr Theil an dem Verbrechen bleibt zweifelhaft; sie ist Hehlerin, kauft wohlfeil gestohlenes Gut und fragt nicht, ob ein Diebstahl geschehen. Des Königs männliche Art hat sie überwältigt; ihres Sohnes Gewissens-Lampe, erst um Mitternacht angezündet, brennt nicht bis zum Morgen und sie erwacht mit den Sünden des vorigen Tages.

Fortinbras und Laertes, Hamlet's Altersgenossen, hat der Dichter mit bedächtiger Kunst dem Königssohne zur Seite gestellt, daß sie Licht werfen auf

seine Schatten. Fortinbras streckt mit schöner Keckheit seine Hand aus nach Hamlet's künftigem Erbgut, und als er ertappt wird, wendet er sich ruhig zu eines Andern Tasche. Er trommelt, wie zum Spotte, in Hamlet's stillen Schlaf, und als dieser ausgeträumt und stirbt, ist er auf der Stelle wieder da, bei hellem Tage den Thron zu besteigen, zu dem er früher im Dunkeln hat hinaufschleichen wollen. Laertes, der leichtgesinnte Jüngling, verläßt im Fluge das liederliche Paris, den Tod seines Vaters zu rächen, und ist sehr bereit, sich die Zinsen seiner Ungeduld mit einer Krone bezahlt zu machen, — und der ernste, tugendhafte Hamlet, dem man auch einen Vater gemordet, kommt, ganz entkönigt, geschlichen von dem keuschen Wittenberg her und schleicht fort, und träumt und besinnt sich, und vollbringt nichts. Mit Laertes' lauter Trauer um Ophelia sucht er zu wetteifern; seinen stillen Schmerz um sie theilt er nicht.

Horatio hat auch in Wittenberg studirt und kam mit starkem Geiste und schwachem Fleische von dort zurück. Er ist ein ganzer Lateiner geworden und weiß zu erzählen von Rom und dem großen Cäsar. Die jungen Hofleute werden sich wohl im Stillen über ihn lustig gemacht haben. Da Hamlet umkommt, sagt Horatio: er wäre kein Däne, sondern

ein alter Römer, und er wolle seinem Herrn und Freunde in den Tod nachfolgen; aber er läßt es schön bleiben. Hamlet brauchte seinen Vertrauten nicht zu wählen, die Natur selbst hat ihm Horatio angetraut.

Polonius war in seiner Jugend ein kluger Kopf. Dem alten Manne ist sein Verstand zu schwer geworden und er kann ihn nicht mehr aus der Scheide bringen. Er trägt ihn gern zur Schau, als könnte er ihn noch führen, und er freut sich der oft geprüften Waffe. Nur unzeitiger Spott kann den Greis lächerlich finden. Auf Liebe, Wahnsinn und Schwärmerei versteht er sich zwar nicht viel; denn diese Krankheitsfälle sind ihm in seiner Hofpraxis noch nicht vorgekommen. Doch versteht er sich auch nicht auf geheime Tücke und er ließe sich für die Biederkeit seines Königs todt schlagen. Die schöne Erfahrung, die das Alter verschafft, besitzt er im hohen Grade. Er giebt seinem Sohne ganz vortreffliche Reiseregeln; er ist ein liebender Vater und gar nicht grämlich, wie es alte Leute sind. Seiner Tochter macht er zwar ernste, doch zugleich milde und freundliche Vorstellungen über ihren Umgang mit Hamlet, und der Ehrgeiz verleitet ihn nicht, ein Verhältniß zu unterhalten, das seiner Staatsdienerpflicht als unschicklich erscheint. Und doch

wäre dieses Verhältniß nicht ohne Hoffnung gewesen; denn wie man von der Königin erfährt, hatte sie eine Verbindung zwischen Hamlet und Ophelia in ihren Gedanken. Polonius ist ein treuer Diener seines Herrn, ein Biedermann und kein gemeiner Höfling. Wenn er Hamlet's launischer Meteorologie schmeichelt, so geschieht es nicht aus alberner Kriecherei, sondern weil er den Spötter für toll hält. Wir freuen uns, daß der gute alte Mann stirbt, und daß er den Untergang des Königshauses und seines eigenen nicht sieht.

Ophelia ist gut und auch beschränkt wie ein Bürgermädchen; der Hof hat sie nicht verdorben und nicht verfeinert. Hamlet verführte sie und bemerkte nicht eher, was sie verloren, bis sie mit dem Mörder ihres Vaters es unersetzlich verloren. Zum Glück für ihre Tugend kam die Etikette der Pietät, die Politik der Moral zur Hülfe. Sie verliert die Vernunft und das Leben und weiß nicht worüber. Die Kleine stand gerade in einem Fußtritte des weit dahinschreitenden Schicksals; die Eiche, die der Sturm brach, fiel um und legte das Veilchen nieder.

Ist der Geist wirklich so erhaben, als er schon oft geschildert worden? Er tritt geharnischt auf; aber, wie mir scheint, ist nur seine Hülle umpanzert, seine innere Seele aber ist weich und bloß. Die

Familienähnlichkeit zwischen ihm und seinem Sohne Hamlet ist gar nicht zu verkennen. Er ist ein schwacher, philosophischer, geflügelter Geist, der in der Luft zu Hause ist. Wesen solcher Art singen wie die Vögel, deren Ton kein Wort zum Körper hat. Hamlet's Vater spricht gern, viel und kunstrednerisch; man könnte glauben, einen verklärten Schauspieler zu hören. Die Zeit, die ihm zum Herumwandern verstattet, ist so sehr kurz, und er verliert sie fast unbenutzt. Statt mit dem Wichtigsten, mit den Thatsachen, mit seiner Ermordung anzufangen, erzählt er zuerst von seinen Höllenqualen und zeigt die größte Lust, eine große dichterische Schilderung davon zu machen. Er will einen regelmäßigen Klimax beobachten und mit dem Fürchterlichsten, mit dem Brudermorde endigen; das ist aber hier ein Fehler. Das Schauerlichste an einem Geiste ist, daß er erscheint und spricht; was er thut und sagt, und wäre es das Schrecklichste, ist nach dem Andern Kinderei. Auch scheint der Geist in jener Welt seine Menschenkenntniß nicht verbessert zu haben, sonst hätte er jeden Andern eher als Hamlet zum Vollstrecker der Rache gewählt. Vielleicht war das auch gar nicht die Absicht seiner Erscheinung. Er wanderte auf gut Glück umher, sich einen Rächer zu suchen; unglücklicher Weise aber

war am ganzen Hofe Hamlet das einzige Sonntagskind. Der Geist ist so besorgt, Horatio und die andern Zeugen schwören zu lassen, daß sie nicht reden wollten von dem, was sie gesehen, versäumt aber, was viel nöthiger war, seinem Sohn Verschwiegenheit zu empfehlen. Dieser plaudert und verplaudert Alles und vereitelt dadurch den Wunsch seines Vaters und sein eigenes Vorhaben. Der König kommt zwar endlich um, doch wird er nicht gerichtet als der Mörder seines Bruders, sondern als der Mörder seines Neffen. Der alte Maulwurf war blind.

In dieses Land, an diesen Hof, unter diese Menschen kommt Hamlet ganz warm von Wittenberg zurück, erkältet sich augenblicklich und gewinnt den Schnupfen, an dem zarte Seelen so sehr oft leiden. Aus dem Treibhause der Schule wird er in die freie Welt gesetzt und verkümmert. Ein Königssohn, zu Krieg und Jagd erzogen, übte er sich in Wittenberg, wilde Theses zu bestreiten und hasenfüßige Sophismen aufzutreiben. Zwar wird die schwere deutsche Philosophie zur Grazie in dem geistreichen Fürstensohne; aber desto schlimmer — die geschmeidige dringt in die feinsten Adern des Lebens und hemmt den Lauf des fröhlichen Blutes, während die plumpe nur die großen Wege versperrt. Das

Einzige, was er von der hohen Schule Brauchbares für das niedere Leben mitgebracht, seine Fechtkunst, auf die er so eitel ist, gereicht ihm zum Verderben. Er ist weitsichtig, sieht ganz deutlich die Gefahr, die ihm im fernen England droht; aber er sieht nicht die scharf geschliffene Degenspitze, die nur einen Finger weit von seinen Augen blinkt. Hamlet ist ein Feiertags-Mensch, ganz unverträglich mit dieser Werkeltags-Erde. Er verspottet das eitle Treiben der Menschen und diese tadeln seinen eiteln Müßiggang. Ein Nachtwächter, beobachtet und verkündet er die Zeit, wenn Andere schlafen und Nichts von ihr wissen wollen, und schläft, während Andere wachen und geschäftig sind. Wie ein Fichtianer, denkt er nichts, als ich bin ich, und thut nichts, als sein Ich setzen. Er lebt in Worten und führt als Historiograph seines Lebens ein Schreibbuch in der Tasche. Ganz Empfindung, verbrennt ihn das Herz, das ihn erwärmen sollte. Er kennt die Menschheit, die Menschen sind ihm fremd. Er ist zu sehr Philosoph, um zu lieben und zu hassen. Die Menschen kann er nicht lieben, den Menschen kann er nicht hassen; darum ist er ohne Theilnahme für seine Freunde und ohne Widerstand gegen seine Feinde. Muth, dieser Bürge der Unsterblichkeit — wer hätte Muth, wenn er sich nicht unsterblich

glaubte? — er hat ihn nicht, der Königssohn. Weil er in jedem Menschen das übergewaltige Menschenvolk erkennt, ist er furchtsam, was Andere nicht sind, die mit ihren kleinen Augen im Einzelnen nur den Einzelnen sehen. In der Schuld seiner Mutter sieht er die Gebrechlichkeit des Weibes, in dem Verbrechen seines Oheims die lächelnde Schurkerei der Welt. Soll er ihn wagen, diesen tollkühnen Streit? Er zittert. Ihm fehlt nicht der Muth des Geistes, den ein tapferes Heer von Gedanken umgibt; ihm fehlt der Muth des Herzens, für das nur das eigene Blut kämpft. Darum ist er kühn in Entwürfen und feige, sie auszuführen. Zum Uebermaße des Verderbens kennt sich Hamlet sehr gut und zu seiner unseligen Schwäche gesellt sich das Bewußtsein derselben, das ihn noch mehr entmuthigt.

Hamlet ist ein Todesphilosoph, ein Nachtgelehrter. Sind die Nächte dunkel, steht er unentschlossen, unbeweglich da; sind sie hell, ist es immer nur eine Monduhr, die ihm den Schatten der Stunde zeigt, er handelt ungelegen und geht irre im trügerischen Lichte. Das Leben ist ihm ein Grab, die Welt ein Kirchhof. Darum ist der Kirchhof seine Welt, da ist sein Reich, da ist er Herr. Wie liebenswürdig erscheint er dort! Ueberall betrübt, da ist er heiter;

überall dunkel, da ist er klar; überall verstört, da ist er ruhig. Wie treffend, geistreich und witzig zeigt er sich dort. Sonst betrübend durch seine Todesgedanken, wird er uns tröstlich zwischen Gräbern. Indem er das Leben als einen Traum verspottet, spottet er den Tod auch zu nichts. Da ist er nicht schwach — wer ist stark im Angesichte des Todes? Da endigt alle Kraft, aller Werth, da hört alle Berechnung, alle Schätzung, alle Verachtung, jede Vergleichung auf. Da darf Hamlet ungescholten den Befehl seines Vaters vergessen, da braucht er dessen Tod nicht zu rächen. Soll er einen Verbrecher, der in den letzten Zügen einer Krankheit liegt, auf das Blutgerüst schleppen? Wie grausam! Umbringen im Angesichte des Todes — wie lächerlich, welch' eine kindische Ungeduld! Es ist, als ginge eine Schnecke dem kommenden Winde entgegen.

In dieser schnöden Welt muß die Tugend Gewalt haben, um Macht zu haben, anmaßend sein, der Anmaßung zu begegnen, und mit den Waffen der Hölle für den Himmel kämpfen. Hamlet's Tugend hat keine Tüchtigkeit. Ein so zarter Jüngling mit seinem ewig jungen Herzen kann in keinem Königshause gedeihen, wo man alt geboren wird. Hamlet hat den Adelstolz der hoch-

gebornen Seelen und er kann sich zu keiner niedrigen Natur herablassen. Geistreich und feingesittet, wird es ihm nicht behagen in einem betrunkenen Lande. Zeigt er sich trüb gestimmt und schwärmerisch, wird er verachtet und verspottet werden; wenn heiter, wird er selbst ein Spötter sein, was Keiner ungestraft ist, an einem Fürsten aber, dem gleiche Waffe sich nicht offen entgegensetzen darf, sich im Verborgenen am gefährlichsten rächt. Hamlet tadelt die Zechlustigkeit des Hofes, macht Polonius' geschäftige Dienertreue lächerlich und verhöhnt die elende Kriecherei der Höflinge. Sein Oheim ist ihm unleidlich und er würde ihn hassen, auch wenn er nicht der Mörder seines Vaters wäre. Der Geist ohne Charakter steht dem Charakter ohne Geist und jener diesem immer feindlich gegenüber. Hamlet fühlt sich überwältigt von der stillen, ruhigen, machtgebietenden Art des Königs. Er weiß recht gut, daß es nur eitle Fechterkünste sind, die ihn abhalten; aber er kann ihnen nicht begegnen, er selbst hat diese Künste nicht geübt und dieses gibt ihm jenen heftigen Groll, der selbstbewußte Schwäche immer begleitet. Dem Könige gegenüber ist er blöde und verlegen und aus dem ganzen Heere von Hohn und Haß, das sich um sein Herz gelagert, tritt selten eines jener großen Worte hervor, deren Hamlet so viele zählt, den

friedlichen König herauszufordern. Wie froh wird Hamlet sein, wenn er erfährt, daß sein Oheim ein Bösewicht ist; wie wird er sich erleichtert fühlen, wenn sein Haß einen Grund bekommen, wenn seine Abneigung ihm zur Pflicht geworden! Der Mord des Vaters ist nicht Hamlet's Schmerz, er ist nur das Gefäß seiner Leiden; jetzt faßt er, was ihn quält. Unglücklich wäre er immer gewesen.

Der Tod des Vaters ruft Hamlet zurück. Die Heirath der Mutter bekommt er drein in seine Trauer. Hamlet weiß besser als Einer, besser als Etwas, daß Menschen sterblich sind. Aber daß auch Empfindungen sterblich sind, die der Jüngling für ewig hielt, daß eine Liebe endigen, man zweimal lieben und von einer edlen Liebe zu einer gemeinen herabsteigen könne — das überrascht ihn schmerzlich, das verwirrt ihn, für diese neue Erfahrung ist selbst sein weiter Kreis der Trostlosigkeit zu eng. Hamlet's Einbildungskraft ist kühn, sie wirft alles vor sich nieder. Sein Oheim hat eine Krone empfangen aus den Händen seiner Mutter — er hat Vortheil gezogen von dem Tode seines Vaters — er hat diesen todt gewünscht — er hat seinen Bruder ermordet. Das ahnete Hamlet, ehe es ihm der Geist entdeckt. Dieser erscheint, sagt laut, was sich der Sohn leise gesagt, und fordert ihn zur Rache auf.

Hamlet entsetzt sich — nicht über den Mord; er entsetzt sich, daß er ihn rächen soll. Nur auf freies Denken und Fühlen angewiesen, soll er nachdenken und handeln; die Natur hat ihn durchsichtig geschaffen und er soll auf Liste sinnen und sie verdecken; er ist zum Dulden geboren und man erwartet Thaten von ihm. So geklemmt zwischen dem heiligen Gebote seines Vaters und den strengen Verboten seiner Natur, wird er bald hier fort, bald dort zurückgestoßen, verliert alle freie Bewegung, und so sehen wir ihn hingeschleppt von Entwürfen, die seiner Ohnmacht spotten, von Versuchen, die ihm mißlingen, von großen Worten, die ihn lächerlich, und kleinen Handlungen, die ihn verächtlich machen — und so sehen wir ihn endlich in einem gemeinen Handgemenge schimpflich umkommen und Alle, die ihn umgeben, nicht den Schlägen, nein, einer Schlägerei des Schicksals unterliegen.

Die fürchterliche Stunde ist da, wo Hamlet den Geist seines Vaters sehen soll. Und hätte er tausend Seelen, sie dürften sich nicht bewegen; und hätte er tausend Herzen, sie müßten still stehen und horchen. Aber in dieser Bangigkeit, wo wir selbst, gleichgültige Hörer eines Mährchens, taubes Ohr, blindes Auge sind — was thut Hamlet? Er füllt die Erwartung mit unnützem Werg aus. Er hält eine anthropo=

logische Vorlesung, spricht, wie ein Prediger, von häßlichen Gewohnheiten, welche die saubersten Tugenden beschmutzen, und stellt nüchterne Betrachtungen über das zu viele Trinken an. Der Geist schreckt ihn auf, er hatte ihn schon ganz vergessen. Der Geist spricht Feuerworte. Hamlet brennt — es ist Zunder. Eine Minute, und es ist verglommen und die Asche seiner Begeisterung fliegt in den Wind. Er will rasch sein zur schönen That, er möchte fliegen, der Rückweg zum Palaste ist ihm um eine Welt zu lang. Aber, noch hat er keinen Schritt gethan, und er hat schon Mittel gefunden, die Rache mit seiner Bedächtigkeit, die Pflicht mit seiner Schwäche zu vereinigen. Er will mit Witz anfangen, was nur der Verstand unternehmen, nur der Muth vollführen kann. Er will es fein machen, will politisch sein, sich toll stellen. Was denkt er sich dabei? Soll ihm die Tollheit den Zutritt zum Könige erleichtern? Sie wird ihn nur erschweren. Soll sie den König einschläfern? Sie wird ihn nur wachsamer machen. Will er seine Schwermuth vermummen? Er soll sie heilen, er soll sie rächen. Stellt sich Hamlet toll? Er ist es. Es gibt Wahnsinnige, die lichte Zeiten, es gibt Andere, die lichte Räume haben, in welche sie zu jeder Zeit sich stellen, und von dort aus ihren eigenen Wahnsinn

beobachten können. Zu den letztern gehört Hamlet. Er glaubt mit seinem Wahnsinne zu spielen, und dieser spielt mit ihm.

Hamlet beginnt sein tolles Spiel und prüft dessen Wirksamkeit zuerst an der Unschuldigsten in seinem Kreise, an der liebend=gläubigen Ophelia. Es ist eine unbeschreibliche Häßlichkeit in diesem Betragen. Er hätte das gute Mädchen eher zur Vertrauten, als zur Hülle seines Geheimnisses machen sollen. Hamlets Verwirrtheit wird bemerkt, der aufmerksame König schickt Rosenkranz und Güldenstern, des Prinzen Jugendfreunde, hinter ihn, den Grund seines Trübsinnes zu erspähen. Hamlet ist eitel; er verstellt sich, will aber zugleich seinen klugen Kopf zeigen und merken lassen, daß er sich verstellt. Er läßt sich nicht ausforschen, bekennt aber, daß er ein Geheimniß habe. Die Spione müssen zwar unverrichteter Sache abziehen, aber nur, weil sie Höflinge sind, die sich auf Schwärmereien nicht verstehen. Hamlet beharrt in seiner schmählichen Unthätigkeit; statt anzugreifen, verschanzt er sich gegen Angriffe. Wenn auch Mensch und Sohn, durfte er darüber den Fürsten nicht vergessen; er mußte in dem Mörder seines Vaters auch den Mörder seiner Krone bestrafen. Nicht meuchelmörderisch soll er den König tödten, er soll das Verbrechen laut

verkündigen und sich an die Spitze des Volks stellen, das ja, wie Laertes' Beispiel gezeigt, dem Könige so ungewogen und so leicht zu lenken ist. Aber Hamlet geht umher, wie Hans der Träumer. Da werden ihm die Schauspieler gemeldet, er wacht auf, er lebt wieder. Auf die Kunst versteht er sich, er liebt sie. Einer der Komödianten trägt etwas vor von Hekuba; er redet sich in das Zeug hinein und wird blaß und weint. Hamlet fühlt sich beschämt, überhäuft sich mit Scheltreden und betrinkt sich in Worten, um Muth zu bekommen. Es dauert nicht lange und er redet sich wieder in Zweifel, um die That verschieben zu dürfen. Vielleicht hat ihn ein tückischer Geist betrogen, vielleicht ist sein Oheim unschuldig. Er will ihn prüfen durch psychologische Mittel, er will einen chemischen Versuch anstellen, die Schauspieler sollen des Königs ächte Farbe darthun. Er gibt ihnen ein Stück auf, worin ein Mord dargestellt wird, er macht selbst Verse dazu, und mehr als für seinen Vater zeigt er sich besorgt, daß ihm die Schauspieler durch schlechten Vortrag seine schönen Verse verunzieren möchten. Er unterrichtet sie mit einer Ruhe, mit solchem Bedachte und mit solcher Umständlichkeit, als habe er sein gutes Auskommen und sonst keine Sorgen auf der Welt. Der König wird gefangen, Hamlet ist ganz vergnügt, daß

ihm seine List gelungen; die gewonnene Erfahrung zu benutzen, daran denkt er nicht. Seine Mutter läßt ihn rufen, er geht und hält sich lange im Vorzimmer auf; dort philosophirt er. Er hält den schönen Monolog, der aber in dem Munde eines Fürsten sich so häßlich ausnimmt. Das Leben ist ihm verhaßt; aber nicht wegen der Leiden, nein, wegen der Handlungen, die es auflegt. Kein anderes Mittel, sich vor den Plagen der Welt zu schützen, als Flucht, Selbstmord; der Tod soll die Todesfurcht heilen. Er trifft den König unbewacht, jetzt könnte er ihn tödten; aber er betet, Hamlet will grausam sein, er will ihn betrunken zur Hölle schicken. Jetzt spricht er mit seiner Mutter; da ist ihm wohl und behaglich, da vertragen sich Pflicht und Neigung. Der Geist selbst hat ihm Schonung aufgelegt, nur reden darf er, Dolche keine brauchen. Es rührt sich etwas hinter dem Vorhange, Hamlet hat Muth, er sieht den Gegner nicht; er verwundet den weichen, wahrlosen Teppich und trifft Polonius, den guten alten Mann.

Hamlet's Wahnsinn steigt; die Maske der Verstellung, halb fällt sie, halb läßt er sie sinken. Der König wird zum Aeußersten gebracht, er muß selbst zu Grunde gehen, oder Hamlet verderben. Da beschließt er, ihn nach England zu schicken, zu seinem

Untergange. Er gibt ihm ganz freundliche Rechenschaft von der Nothwendigkeit seiner Entfernung. Hamlet ist es gleich zufrieden, das Wörtchen nein steht nicht in seinem Wörterbuche, er sagt gut und läßt sich schicken. Er denkt an nichts, er entfernt sich von Allem. Auf dem Schiffe übt er ein Bubenstück, begeht eine schimfliche feige That gegen seine Begleiter Güldenstern und Rosenkranz. Diese jungen Leute wollten ihr Glück machen, sie zeigten sich dem Könige gefällig; aber sie durchschauen seine Tücke nicht und wissen nichts von der Botschaft, die sie nach England bringen. Hamlet schreibt wie ein Gauner falsche Briefe, schiebt sie den ächten unter und bringt seine Begleiter und Jugendfreunde in die Falle, die ihm selbst gestellt. Er thut es nicht aus Bosheit, nicht aus Rachsucht, er thut es nur aus Eitelkeit. Noch nie ist ihm eine That gelungen, er will sich einmal etwas zu Gute thun, er will sich mit einem klugen Streiche bewirthen. Der Zufall wirft ihn nach Dänemark zurück. Ob er jetzt auf Etwas sinne, läßt er nicht errathen. Er wird zum Fechten mit Laertes eingeladen. Kaum hat er es zugesagt, wird es ihm übel um's Herz; nur die Ahnung einer That macht ihn schon krank. Er wird handeln, er wird sterben. Vorher versöhnt er sich mit Laertes auf eine würdige, rührende Art; noch

einmal taucht der edle Schwan herauf und zeigt sich rein von dem Schmutze dieser Erde. Hamlet ficht, wird tödtlich verwundet und da, als er nichts mehr zu verlieren hat, als er keinen Muth mehr braucht, bringt er den König um. Es ist die Keckheit eines Diebes, der schon unter dem Galgen steht und Gott, die Welt und seinen Richter lästert. So endet ein edler Mensch, ein Königssohn! Er, der Wehe über sich gerufen, daß er geboren ward, die Welt aus ihren Fugen wieder einzurichten, tritt wie ein blindes Pferd das Rad des Schicksals, bis er hinfällt und, ein armes Vieh, den Peitschenhieben seiner Treiber unterliegt!

Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

Man hat viel von Shakespeare's Ironie gesprochen. Vielleicht habe ich nicht recht verstanden, was man darunter verstanden; aber ich habe Ironie überall vergebens gesucht. Ironie ist Beschränktheit, — oder Beschränkung. Für letztere war Shakespeare zu königlich, für erstere hatte er eine zu klare Weltanschauung; er sieht keinen Widerspruch zwischen Sein und Schein, er sieht keinen Irrthum. Oft zeigt er uns lächelnd des Lebens verstellten, doch nie spottend des Lebens lächerlichen Ernst. Doch im Hamlet finde ich Ironie, und keine erquickliche. Der

Dichter, der uns immer so freundlich belehrt, uns alle unsere Zweifel löst, verläßt uns hier in schweren Bedenklichkeiten und bangen Besorgnissen. Nicht die Gerechten, nicht die Tugendhaften gehen unter, nein schlimmer, die Tugend und die Gerechtigkeit. Die Natur empört sich gegen ihren Schöpfer und siegt; der Augenblick ist Herr, und nach ihm der andere Augenblick; die Unendlichkeit ist dem Raume, die Ewigkeit ist der Zeit unterthan. Vergebens warnt uns das eigene Herz, das Böse ja nicht zu achten, weil es stark, das Gute nicht zu verschmähen, weil es schwach ist; wir glauben unsern Augen mehr. Wir sehen, daß wer viel geduldet, hat wenig gelebt, und wir wanken. Hamlet ist ein christliches Trauerspiel.

Die Welt staunt Shakespeare's Wunderwerke an. Warum? Ist es denn so viel? Man braucht nur Genie zu haben, das andere ist leicht. Shakespeare wählt den Samen der Art, wirft ihn hin, er keimt, sproßt, wächst empor, bringt Blätter und Blüthen und wenn die Früchte kommen, kommt der Dichter wieder und bricht sie. Er hat sich um nichts bekümmert, Luft und Sonne seines Geistes haben Alles gethan, und die Art ist sich treu geblieben. Aber den Hamlet staune ich an, Hamlet hat keinen Weg, keine Richtung, keine Art. Man kann ihm

nicht nachsehen, ihn nicht zurechtweisen, nicht prüfen. Sich da nie zu vergessen! Immer daran zu denken, daß man an nichts zu denken habe! Ihn Nichts und Alles sein zu lassen! Ihn immer handeln und nichts thun, immer sich bewegen und nie fortkommen zu lassen! Ihn immer sich als Kreisel drehen lassen, ohne daß er ausweiche! Das war schwer. Und Shakespeare ist ein Britte! Hätte ein Deutscher den Hamlet gemacht, würde ich mich gar nicht darüber wundern. Ein Deutscher brauchte nur eine schöne, leserliche Hand dazu. Er schreibt sich ab, und Hamlet ist fertig.

Nachträge
zu den
dramaturgischen Blättern.
(1818.)

---

1. Am 28. Juni. Der Vorsatz, eine ländliche Scene von F. v. Holbein.

Dichtungen, die so anspruchlos hervortreten, erhalten oft mehr als sie erwarten mochten. Anmuthige Sprache und eine natürliche Verwickelung, die sich eben so ungezwungen auflöst, geben dieser Kleinigkeit einen Vorzug vor manchen dramatischen Künsteleien, die mit Geräusch auf die Bühne gebracht werden. — Frau *** spielte das Gretchen unübertrefflich gut, zeigte die Künstlerin und machte sie vergessen. Sie wußte die Naivetät eines Landmädchens von städtischer Ziererei und bäurischer

Derbheit frei zu halten. Ihr Liebster, der Soldat Hans, von Herrn *** dargestellt, schien sich auf den Drang seiner Gefühle verlassen und daher auf das, was er sagen wollte, sich gar nicht vorbereitet zu haben. Hatten ehrenvolle Wunden, die er verschwieg, ihm nicht blos den Arm steif gemacht? Wahrscheinlich.

2. Raphael, ein historisches Lustspiel von Castelli, in einem Aufzuge.

Verwischte Zeichnung, schmutzige Farbe, eine bald kränkelnde und blasse, bald häßliche Sprache, ein ermüdendes Necken zwischen Laune und Empfindung: das sind — nicht die Eigenthümlichkeiten dieser Dichterarbeit, denn man findet sie nur gar zu häufig. Der Schauspieler kann mit aller Kunst und Anstrengung solche Fehler nicht bedecken. — Nur eine kleine Probe von der Zartheit, die in diesem historischen Lustspiele herrscht:

Fürst.

„Ihr malt so gerne Jungfrauen.“

Raphael.

„Weil sie was Seltenes sind, gemalten darf man trauen.“

Hoffentlich ist diese Rede nur unverständlich.

Eine andere:

Cäcilie.

„Auf's Krankenlager sank mein armer Vater hin,
Bald schwang der Sensenmann die Hippe über ihn."

Ein so komisches Bild des Sterbens könnte einen Kranken noch auf seinem Todtenbette aufheitern.

Herr *** als Raphael that, was möglich war. Die Bedächtigkeit im Vortrage und in dem Mienenspiele dieses jungen Künstlers sollte Andern als Muster dienen. Frau *** spielte die Cäcilie ..... aber sie war auch gar zu schön! in der 8. Scene wendet sie sich mit der Rede:

„Ihr Männer, merkt es euch, wenn ihr um Liebe buhlt,
So sucht bei Mädchen nicht durch Wissenschaft zu glänzen u. s. w."

an das Publikum. Hier scheint freilich der Dichter selbst Cäciliens Spiel diese falsche Richtung gegeben zu haben; aber es ist das unheilbare Gebrechen auch der bessern Schauspieler, daß sie mit den Zuhörern liebäugeln und sie zum Mitspielen zwingen. Ein Schauspieler soll kein bas-relief sein, das blos auf der einen, der Betrachtung zugewendeten, Seite ausgebildet ist, sondern ein rundum gestaltetes Werk. Er mag wohl seinen Standpunkt so wählen, daß er vortheilhaft gesehen werden könne, er darf aber nie die Augen gegen das Publikum aufschlagen. — Herr *** gab den Fürsten mit seiner gewöhnlichen

kalten Würde. Den leidenschaftlichen Freund der Kunst und Cäciliens hätte Keiner in ihm errathen.

3. Toni, Drama von Körner.

Glänzende Farben, doch weder Zeichnung, noch Licht und Schatten. Vielleicht hätte der dramatische Geist diesem Gemälde einiges Leben eingehaucht, wenn der Dichter im Obersten Strömly den Verführer der Babekan und Toni's Vater hätte entdecken lassen.

Demoiselle W.... gab als Gast die Rolle der Toni. Sie ist der Bühne fremd — unserer, und es soll selbst der Schein vermieden werden, als habe die Vorliebe für eine einheimische Künstlerin das Urtheil befangen gemacht. — Herr *** wußte als Gustav von der Ried seine ausgezeichneten Anlagen zu gebrauchen. Rollen solcher Art (Liebhaberrollen, wie man sie nennt) sind nicht immer dankbar. Das mißglückte Spiel wird der verfehlten Kunst, das gelungene der guten Natur zugeschrieben. — Warum Herr *** bei seinem Eintritte in den Hof des Negerhauses den Hut auf die Erde wirft, und den nackten Kopf dem Sturmregen preisgibt, bedarf einer Erklärung. — Frau *** in der Rolle der Mestize war mit Sinn gekleidet; ihr Vortrag und ihr Mienenspiel waren sehr richtig. — Herr W.... machte den Negerhauptmann. Selbst in dieser kurzen

Rolle fand er Zeit, den sinnvollen Künstler zu entwickeln. Das südliche Blut, die kochende Rachsucht, das verzehrende Wesen eines Schwarzen, den Uebermuth des freigewordenen Sklaven, wußte er treu der Natur nachzuahmen.

4. Am 29. Juni. Lodoiska, Oper von Cherubini.

Diese strenge und rauhe Musik, der kein Lächeln abzugewinnen ist, wurde bei ihrer Darstellung auch durch Nichts willkommener gemacht. Nur Demoiselle P... verdiente wegen ihres schönen und volltönenden Gesanges den Beifall, den sie ungetheilt erhielt. Ihr Bemühen war um so ehrenvoller, da sie bei leerem Hause spielte und die Gesinnung kund that, daß man dem Publikum, auch wenn es in geringer Zahl versammelt ist, die gebührende Achtung nicht versagen dürfe.

5. Künstlers Erdenwallen, Lustspiel von Julius von Voß.

Ach, der Kunstfreund findet auf seinem Erdenwallen nicht weniger Leiden als der Künstler; freilich sind sie anderer Art — jenem wird oft für seine Kunst kein Geld, und diesem für sein Geld keine Kunst zu Theil. In diesem Originallustspiele werden beide Arten auf die Bühne gebracht; der Dichter der Luise hat es nicht geschrieben, das merkt man

einigermaßen. Welch ein buntes Harlekinsgewand von hundert zusammengeflickten Lappen der verbrauchtesten Histörchen! Als wenn es nöthig wäre, die Langeweile von so vielen Seiten her mit Mühe herbeizuschleppen! Beim Himmel, man verläßt manchen Abend ganz vergnügt das Schauspielhaus, und denkt: nun ärger könne es doch nicht kommen; aber am andern Tage findet man sich betrogen. —

Herr *** spielte den Magister Lämmermaier, manchmal seiner selbst, manchmal der Posse würdig. Man sagt, daß er in dieser Rolle Iffland kopiere; so hätte also das Vorbild seine Fehler oder das Abbild wäre nicht getreu. Herr *** stellt den Magister zuweilen als einen eingebildeten Menschen dar, der stolz auf sein umfassendes Wissen sei; aber Lämmermaier ist nicht so. Er dünkt sich keinesweges was Großes, sondern die poetische Kunst scheint ihm nur was Kleines zu sein, mit dem man leichte Arbeit habe. Es ist also ein Mißgriff, wenn sich der Schauspieler in die Brust wirft und sich hochtrabend und tragisch geberdet. — Herr *** gab den Eduard Ihlen als ein wohlgesitteter junger Mensch, der nie die Achtung aus den Augen verliert, die man einer großen Versammlung schuldig ist. Ein Anderer, der es mit den feinen Sitten nicht so genau nähme, würde beim Nachhausekommen aus dem Konzerte,

in welchem er zur Thüre hinausgeworfen worden war, ein klein wenig Verzweiflung geäußert haben. Er aber warf einen Blick auf's Parterre, unterdrückte seinen Schmerz, und betrug sich, als wäre Nichts vorgefallen. Zu artig! — Herr *** zeigte als Vormund Willmann, daß er auf der Bühne wie zu Hause sei. Es ist recht angenehm, wenn man an warmen Sommerabenden so bequeme Rollen hat. — Frau *** spielte die Virtuosin Tempioni in einer Scene meisterhaft, in der nämlichen, wo sie sich vom Magister Lämmermaier das von ihm gegen ihre Nebenbuhlerin verfaßte Sinngedicht vorlesen läßt. Auch Herr *** war in dieser Scene vortrefflich.

6. Am 5. Juli. Hadrian Barbarossa, Oper von Fränzl.

Die Lärmschüsse in der Ouvertüre haben nicht unnöthig Angst gemacht; so wurde man wenigstens vorbereitet auf das, was man zu erwarten hatte. Wenn unter einem Portrait geschrieben ist: das soll Herr N. sein, dann mag man, ohne das Gemälde zu sehen, seinen Unwerth beurtheilen. Diese Oper ist eine musikalische Herberge, die gastlich viele Fußgänger und mehrere Passagiere aus dem Mittelstande aufnahm, und wohin sich einige vornehme Reisende verirrten. —

Madame H... als Donna Julia, und Herr S... als Don Ramiro, haben die Kosten der Unterhaltung diesen Abend allein getragen, wofür ihnen Dank gebührt. — Eine rühmliche Erwähnung verdienen die Quadrillen und sonstige Tänze, welche die Soldaten-Chöre gehend ausgeführt hatten. Sie entwickelten sich auf die künstlichste und anmuthigste Weise. Bald stellten sie einen Fächer vor, bald einen Cirkel, bald ein Lineal, bald ein Schneckenhäuschen, bald eine Windmühle. Wehe dem Feinde, der zwischen die Flügel dieser Letztern geräth; er mag sehen, wie er sich heraushelfe!

7. Das verlorne Kind, Schauspiel von Kotzebue.

Sehr rührend, wie gewöhnlich. Ein Lord will sich im Walde todtschießen, muß aber seinem ihm nachgeschlichenen treuen Diener die Pistolen abliefern. Jetzt wird er sathrisch und sagt: das Beste am Leben sei, daß man es wegwerfen könne. Darauf geht er an's Meer, welches bei der Hand ist, und will sich hineinstürzen. Aber es wird wieder Nichts daraus. Ein am Ufer schlafendes Kind, das sich verlaufen hatte, verhindert zum zweiten Male den Selbstmord. Des Kindes Eltern finden sich wehklagend ein. Dessen Vater ist des Lords eigner ver-

stoßner Sohn. Versöhnung. Der Vorhang fällt unter vielen Thränen.

Herr *** machte den verwirrten Lord, der nach des Dichters Vorschrift „mit unheimlicher Wildheit" auftreten soll, sehr natürlich. — Frau *** ließ in ihrem Geberdenspiel nichts zu wünschen übrig. — *** (das Kind Toni) war gut einstudirt; aber auch ihr war der Fehler, sich den Zuschauern zu viel en face zu zeigen, schon frühzeitig beigebracht worden.

8. Toni, Drama von Körner.

Demoiselle S... spielte die Toni als Gast, und zeigte so viel künstlerische Fähigkeit, als nur diese Rolle zu entwickeln verstattet. Ein warmes und seelenvolles, aber dennoch besonnenes, die Ueberlegung der Künstlerin frei zeigendes Spiel — eine wohlklingende Sprache, das gehörige, bei andern so oft vermißte Anschwellen und Sinkenlassen der Töne — gemäßigte Lebhaftigkeit im Ausdrucke und Geberdenspiele (Toni's Hinneigung zu Gustav ist nur erst eine Tugend, noch keine Leidenschaft) — diese Vorzüge sind es, welche uns den weitern Darstellungen der Dem. S... mit angenehmer Erwartung entgegen sehen lassen.

Wer Kant's oder eines Andern physische Geographie besitzt, den bitte ich dringend darin nachzulesen,

ob es wirklich auf St. Domingo zugleich Tag und Nacht sei — die Sache wäre äußerst merkwürdig. Wenigstens war es im Schlafzimmer des Gustav von Ried der Fall gewesen; dort fiel durch das eine Fenster grause, finstere Nacht und durch das andere der hellste, freundlichste Sonnenschein. Die Handlung spielt eigentlich im Dunkeln, und die Zudringlichkeit war auf der Seite des Lichtes.

9. Das Geheimniß, Oper von Solié.

Die französische Conversations-Musik will mit einer eignen leichten Art ausgeführt werden. Ein gutes deutsches Orchester, wie das unsrige, ist fast zu gediegen, um mit der gehörigen Oberflächlichkeit über solche Sachen wegzurauschen. Sein Spiel wird zu ausgesprochen sein; und so war es auch. Die Sänger in einer solchen Oper können eines gewandten Spiels noch weniger entbehren. — Das angenehme Lied: Femmes, voulez-vous éprouver, das ganz Frankreich trillert, fand hier durchaus keine Theilnahme.

10. Am 11. Juli. — Kaiser Hadrian, Oper von Weigl.

Selbst der Ernst dieses Tondichters ist einschmeichelnder Art, wenn auch mit Gefahr, hierdurch von seiner Würde zu verlieren. Das Talent ist merkbar genug, doch hat seine eigentliche Kraft Weigl in der

Schweizerfamilie verbraucht. — Hr. *** hat in der Rolle des Osreos sich selbst übertroffen. Es wird ihm nicht entgangen sein, daß er sich den ungewöhnlichen Beifall, der ihm diesmal zu Theil ward, nur dadurch erwarb, daß er con sordino sang und seinen blutdürstigen Ultrabaß nicht gebrauchte. — Es haben noch mehrere Leute mitgesungen. — Die Chöre machten die gute Leitung bemerklich, der sie jetzt unterworfen sind.

11. Am 12. Juli. — Kabale und Liebe, von Schiller.

Ich war verhindert, dieser Vorstellung beizuwohnen, und ich versuchte vergebens die gesammelten Stimmen einiger Freunde in Einklang zu bringen; es hatte jede ihre eigne Tonart. Es werde mir dafür verstattet, einen kurzen Bericht über die Aufführung einer Oper auf der Großherzoglichen Bühne zu Darmstadt, welcher ich an diesem Tage beigewohnt hatte, meinen Lesern mitzutheilen. Man gab Trajan in Dazien, von Nicolini. Eine liebliche Musik, und nicht ohne Geist und Würde. Wenigstens lernt man einsehen, daß man den Italienern Unrecht thut, wenn man sie nach ihrem Rossini beurtheilt. Herr Wild, dieser herrliche Sänger, den Frankfurt kennt und bewundert — hätten wir doch ihn so zu fesseln gewußt als er uns — machte den Trajan. Des

Lobes bedarf er nicht. Vielleicht hatte er seinen Theil zu reich ausgestattet; der kostbare Stoff eines Gewandes soll mit zierenden Blumen nicht ganz überdeckt werden. — Mad. ***, Altstimme, sang als Decebalus, König von Dazien, vortrefflich, doch in einer fast eigenthümlichen tönenden Weise. Sie hat das große, seltene Verdienst der Deutlichkeit, es geht keines ihrer Worte verloren. (Dahin ist es mit der Bühne gekommen, daß dieses als Verdienst angerechnet werden muß!) Ihr Anstand und ihr Benehmen als Mann verdienen eine ausgezeichnete Erwähnung. Mad. K . . . als Colmira, des Königs Gattin, entzückte mehr als einen Sinn. Diese in voller Jugendblüthe prangende Gestalt, mit unnennbarer Anmuth ausgestattet, dieser seelenvolle Blick, dieses reizende Lächeln sollten einer schlechten Sängerin zu Theil geworden sein, damit das Auge das Ohr besteche. Und nun ihr zauberischer Gesang, wo Kraft-Gewandtheit und Lieblichkeit der Stimme einen unentschiedenen Wettkampf führen! — Herr D . . . hatte in der Rolle des Zamusko zwar nicht Gelegenheit, sich mit Glanz zu zeigen, doch erkannte man, daß er sich den Uebrigen zuzählen dürfe. Auch die Frankfurter Bühnenfreunde hatten diesem braven Baßsänger bei seinem Gastspiele den verdienten Beifall nicht versagt. — Von der großen Ordnung und

Pünktlichkeit, die auch in den unbedeutendsten Scenen beobachtet wird, von den herrlichen Chören, von der reichen Garderobe, von den ganz unvergleichlichen Dekorationen, von der geistvollen und strengen Leitung, die in diesem Allem sichtbar wird und wodurch sich die Darmstädter Bühne auszeichnet, soll ein andermal ausführlicher gesprochen und die Vergleichung, zu welcher dieses Anlaß geben könnte, gewiß nicht unterdrückt werden.

12. Am 14. Juli. — Camilla, Oper von Paer.

Paer's Camilla hat einen guten unantastbaren Ruf, darum gelang es ihnen nicht, sie zu verläumden, so fein es auch angelegt war, so schlau sich auch alle Mitsingenden dazu verabredet hatten. — Herr ***, Mitglied des königl. Ständ. Theaters zu Prag, stellte den Herzog vor. Wenn die böhmischen Stände keine bessern Redner als Sänger haben, dann steht es schlecht um ihre Volksvertretung. — Madame *** sang die Camilla. Welch ein grausames Vergnügen, diese Parforcejagd nach aufgeschreckten und entfliehenden Tönen! Das arme Wild! Camilla ist wie eine Büßende, nicht wie eine unschuldig Leidende gekleidet. Nach Vorschrift? — Demoiselle W . . ., als die Gärtnersbraut Ghitta, war recht lose, schnippisch, allerliebst, sehr allerliebst. Ihr Bräutigam hieß Antonio.

13. Am 18. Juli. — Don Juan.

Die Nacht vor dieser Aufführung begaben sich wunderbare Dinge. Mozarts Geist schritt polternd durch das Komödienhaus — die dickste Saite des Contrabasses zersprang — die große Trommel seufzte — eine Clarinette lachte laut auf. Ich habe dieses Alles von einem Manne erfahren, der bei der Vorstellung von Elise v. Valberg eingeschlafen war und im Schauspielhause übernachten mußte. — Herr *** sang den Juan. Ein herzensguter Mann, dem wahrhaftig Unrecht geschehen; er verdiente es nicht, daß ihn der Teufel holte.

14. Am 27. Juli. — Die Jungfrau von Orleans, von Schiller. Offenherzig zu gestehen: nichts von dem, was ich über die heutige Aufführung zu sagen mich erkühnen möchte, verdient auch nur die geringste Berücksichtigung. Gleich nach den ersten Scenen mißmuthig gemacht, empfand ich die größte Langeweile, trippelte ungeduldig mit den Füßen und gerieth in eine solche Stimmung, daß ich ganz die Geistesfreiheit verlor, die zur Beurtheilung einer theatralischen Vorstellung erforderlich ist. Höchst wahrscheinlich haben sie Alle vortrefflich gespielt und ich Betrübter habe es nicht gemerkt. In meiner üblen Laune erschien mir Alles so schleppend und seelenlos, daß ich gar nicht begreifen konnte, wo die

lieben Zuschauer ihre Geduld hergenommen haben, die die meinige, welche sogar bis zum vierten Akte reichte, noch um ein Fünftheil übertraf. Ich erinnere mich noch dunkel, daß Herr ***, der den Feldherrn Talbot machte, auf eine sehr komische Weise den Geist aufgab. Eine ganze Loge voll schöner Damen in meiner Nähe belachte diese Sterbescene. Ernst zu sprechen, es kam daher, weil Herr *** nicht starb, sondern sich hinrichtete. — Der Krönungszug war ungemein prächtig; es wurde dabei fast nur mit einer Stimme Vivat gerufen, wahrscheinlich um akustisch darzuthun, wie einstimmig das Volk in seiner Freude sei.

15. Am 28. Juli. — Der Unsichtbare, Oper von Eule.

Würde eine Oper der „Unhörbare" zur Vorstellung gebracht, dann wäre schwer zu unterscheiden, wer die Hauptrolle verdiene, denn gar Viele hätten Ansprüche darauf zu machen. Doch haben Herr O... und Herr H... recht schnurrig gespielt. Ging es nur immer lustig zu auf unserer Bühne, da wäre man noch am besten daran, dann wüßte man wenigstens, wo alles hinaus wolle.

16. Die Rosen des Herrn v. Malesherbes, von Kotzebue.

Dem. Lindner, Susette; Herr ***, Males-

herbes; Herr ***, Peter. — Keine Rose ohne Dornen! Dem. Lindner war die Rose.

17. Am 30. Juli. — Hedwig, Drama von Körner.

Wer begegnet nicht froh dem deutschen Helden-Jüngling, den im Leben wie im Gedichte das theure Vaterland begeistert, und der die Liebe zu seiner Schönen an eine heiligere knüpft? Edler Körner, du heller Morgenstrahl, auf den ein trüber Tag gefolgt, du süßes Kinderlallen der Freiheit, das in der Wiege starb und nicht zur Männerstimme hinanwuchs, wie könnte ich über den Werth deiner Hedwig mit dir feilschen, wie sollte ich mit dir rechten, daß die Handlung zu krampfhaft zusammengezogen, daß Alle aus der nämlichen Tonart reden, oder worüber es sonst sei? Dein Geist, dein Herz ist darin; deine Dichtungen sind Heiligthümer einer verstorbenen geliebten Zeit, die wir verehren sollen, nicht beurtheilen! . . . Aber, warum mußte ich mich auch so hoch hinauf schwindeln; jetzt habe ich einen gefährlichen Sprung zu machen. Nämlich Herr *** spielte den Julius. Theure Freunde und Freundinnen! es thut mir in der Seele weh, daß ich an unserer Bühne so oft nur zu tadeln finde, ich lobte lieber, aber es ist mir unmöglich, gegen mein Gefühl und meine innere Meinung zu reden. Vielleicht ver-

stehe ich Nichts von der Sache, es mag sein; vielleicht mache ich Forderungen an die Kunst, die der in Raum und Zeit eingeengte Künstler nicht zu gewähren vermag. Ist es so, dann bitte ich um Belehrung und fordere Jeden auf, den mein Tadel treffen wird, mich schriftlich zurechtzuweisen (mit mündlichen Erörterungen wünsche ich verschont zu bleiben, sie rühren mich zu sehr). Widerlegungen solcher Art, und sollte auch jede Waffe darin benutzt sein, die man außer Gründen noch gebrauchen kann, den Gegner zu bestreiten, und sollte auch mein Mangel an Einsicht in Beurtheilung schauspielerischer Darstellungen noch so fühlbar gemacht worden sein — wird niemals, ich verspreche es feierlich, die Aufnahme in diese Zeitschrift versagt werden. Aber dafür verstatte man mir auch freimüthig auszusprechen, was ich denke, und ich denke, daß Der kein Schauspieler zu nennen ist, der uns gebrochene Kniee, immer die nämlichen eckigen Stellungen zu sehen, der uns das langweilige melancholische Geläute der verliebten Tonart ohne Abwechslung, ohne Schmelz der Stimme zu hören gibt; der in leidenschaftlichen Lagen eine mädchenhafte Weinerlichkeit zeigt und die Manneskraft nicht auch in ihrer Niederlage geltend zu machen weiß. Vergleicht damit den Herrn ***, welcher den Rudolf spielte. Hier ist Grazie selbst

im wilden Ungestüme und männliche Haltung auch neben der Schwäche der Leidenschaft. Vergleicht damit, sage ich; denn übrigens war Herrn *** Spiel gar nicht vorzüglich.

18. Der Sie, Lustspiel von Castelli.

Eine dumme Geschichte! Denkt euch nur, es kömmt dahin, daß ein Vater den eignen Sohn, den er für ein Frauenzimmer hält, heirathen will. Das heißt doch den Scherz etwas zu weit getrieben! Und daß der Milchbart gemeinschaftlich mit seinem Diener seinen alten Vater verlacht und verspottet, mag doch auch nicht jedem Gefühle behaglich sein. — Herr *** spielte den Der Sie ohne alle Laune und mit der möglichsten Schwerfälligkeit. Er verstand ja kaum selbst zu lachen, wie wollte er solches erregen? — Herr W... als Herr von Anker wußte die komische Wirkung hervorzubringen, welche mit dieser Rolle beabsichtigt wird. — Frau *** spielte die Frau v. Lahn recht fein, gewandt und muthwillig. — Demoiselle A... war als Brigitte auf die herkömmliche Art naiv. — Herr O... machte des jungen Laffen Diener Spitz mit der ihm eignen Regsamkeit und Laune. Dieser Künstler weiß sich immer zu beschäftigen, auch da, wo ihm der Souffleur keine Arbeit gibt. —

19. Am 2. August. — Titus, Oper von Mozart.

Demoiselle *** trat als Sextus auf. Die Schüchternheit, mit welcher sie begann, verrieth, daß sie bescheiden genug ist, den Werth ihres Gesanges nicht zu überschätzen. Demoiselle *** fand auch unfreundliches Wetter. Einige Sonnenstrahlen des Beifalls konnten den Wolkenhimmel der Unzufriedenheit nicht durchbrechen. Das heißt in einer guten deutschen Uebersetzung: sie mißfiel sehr.

Ich bin beauftragt, die Herren von der Bühne, denen es obliegt, freundlich zu ersuchen, daß sie doch den Text der heutigen Oper, der vergriffen ist, von neuem möchten drucken lassen. Bei mehrern andern Opern ist derselbe Mangel eingetreten. Wäre es nicht sehr zweckmäßig, wenn nicht blos die Gesänge, sondern auch die gesprochenen Worte und die ganze scenische Anordnung des Singstücks zugleich mit abgedruckt würden? Meinen Sie nicht?

20. Am 27. August. — Die Indianer in England,*) Lustspiel von Kotzebue.

---

*) Die Handschrift, welche die Berichte über die schauspielerischen Darstellungen enthielt, habe ich bei einem Gange über die Straße aus der Tasche verloren und nur Einiges nach der Erinnerung wieder herzustellen vermocht. Daher die Unvollständigkeit dieses Artikels. Ich bitte nicht den ehrlichen

Mit „Auweh“ beginnt dieses Lustspiel, wenn das nicht herzbrechend wird, so ist's ein glückliches Wunder! Nun, es fehlt nicht daran. Toujours perdrix, toujours Gurli. Hundert drei und dreißig Male (bedachtsam gezählt) wird der Name Gurli im Stücke ausgesprochen, es gurlt einem um's Ohr herum, daß man vor Angst und Wehmuth vergehen möchte. Närrischer Samuel, hat je eine abgeschmacktere Unnatur die Bühne betreten? Antwort: Nein. Es wird gewiß keine besorgte Mutter ihre Tochter zum zweitenmale in dieses Schauspiel führen. — Laßt uns zuweilen kleine stylistische Bemerkungen zur Uebung unseres Geschmackes machen. In der 4ten Scene des 2ten Akts sagt Liddy: „Pfui! keine romantischen Thorheiten! Kaberdar ist ein braver Mann. Ihn um eines Jünglings willen verschmähen, dessen Herz ich blos aus seinen Augen kenne, das hieße auf der Lebensreise den Compaß gegen einen Schmetterling vertauschen.“ Eine schöne Zusammenstellung; man hätte eben so gut eine Baßgeige mit einem Kümmelwecke paaren können! — Ein andermal heißt es: „unglückschwangere

Finder des Verlornen, es mir zurückzugeben, denn dieser thut es wohl von selbst, sondern den unehrlichen, und es sei ihm hiermit eine größere Belohnung, als der Fund werth ist, dafür zugesagt.

Blitze.“ Sehr falsch. Der Blitz kann nicht schwanger werden; schon dessen langgestreckte Taille vermag das Bild der guten Hoffnung nicht einzufassen. Uebrigens ist der Blitz das Geborne, nicht das Gebärende: wenn die unglückschwangeren Wolken in die Wochen kommen, dann sind die Blitze die Unglückskinder.

Die Aufführung war im Ganzen gut. Herr *** machte den Sir John. Sir John hat das Podagra, aber Podagristen haben gewöhnlich keine kranke Körper- und Seelenstimmung. Sie leiden nur an den Füßen, aber das Herz, wie man zu sagen pflegt, ist gesund. Sie sind heiter, sie haben Appetit und Laune. Darum war es vielleicht eine unnöthige Störung, daß Herr *** mit kläglicher Stimme, matt und entathmet gesprochen. — Frau *** als Mistriß Smith hat ihre Rolle sehr richtig aufgefaßt und durchgeführt. Besonders erfreulich war ihre deutliche Aussprache. Man wird sehr unverständlich, wenn man die Wörter und Sylben zu viel schleift, sie müssen, wie Frau *** es gethan, gestoßen werden. — Aschgrau, dürr, senkrecht, von seinem Regenschirme unzertrennlich: so stellte Herr L . . . den trocknen, vorsichtigen, sich selbst controllirenden Zollinspector sehr lobenswerth dar und ließ Nichts zu wünschen übrig. — Herr ***, welcher den Schiffskapitain Robert machte, ließ seine

rothe Unterweste eine Handbreit tiefer reichen als die weiße Oberweste; das nahm sich nicht gut aus. — Dem Spiele des Herrn *** als Nabob kann man nicht beikommen, denn er spielte gar nicht. — Herr *** war als Zollvisitator voller Laune und Regsamkeit. Eine Rüge sei verstattet. In der siebenten Scene des ersten Akts, wo er ganz entathmet zu seinem Vorgesetzten, dem Zollinspektor, kommt, um ihm zu berichten, was er erlauert, sprach Herr *** schnell, mit einander überstürzenden Worten. Das war recht; denn er sollte, kriechend und allzeitfertig wie er ist, hierdurch seinen raschen Diensteifer zur Schau geben. Allein eben um darzuthun seine Heuchelei und nur angenommene Wärme, hätte er, sobald ihn der Zollinspektor verließ, plötzlich zur Ruhe überspringen und den gleich darauf folgenden Monolog der achten Scene langsam und kühl sprechen, nicht aber, wie er es gethan, mit gleicher Hurtigkeit fortfahren müssen. — Herr H . . . als Bootsknecht sprach recht wacker seemännisch. — Herr U . . . und Herr K . . . waren als beide Notarien sehr ergötzlich. Einer von ihnen hätte sich, um das Possierliche des Faustkampfs zu erhöhen, einen Dickbauch machen sollen. — Aber wo bleibt die schöne Gurli-***? Gurli soll lachen, Gurli soll weinen, Gurli soll hüpfen, Gurli soll lieb haben, Gurli soll

küssen, Gurli soll ihr Kätzchen streicheln, Gurli soll ihren Papagei füttern, Gurli soll heirathen, heirathen, heirathen — — aber Komödie spielen soll Gurli nicht, weder auf der Bühne, noch mit uns. — Madame ***, Liddy; darüber ist nicht viel zu sagen, das ist nicht Fleisch und nicht Fisch. —

21. Die Proberollen, Posse von Breitenstein.

Dem. Lindner machte die Schauspielerin Schnell. Aber wie schön hat sie gespielt! Das ist ja über allen Ausdruck! Als Landfräulein — diese Selbstgefälligkeit, wie natürlich! welch artiges Hand- und Fingerspiel mit dem Strickbeutel! Als Gouvernante — der Putz, die Brille, die ganze körperliche Haltung, die sehr gute Aussprache des Französischen. Als Kadet — jugendlicher Sprudelkopf, welche liebenswürdige Keckheit, rasch wie eine Wetterfahne. Als Bäuerin — das eingelegte Deklamirstück. Als Jüdin — die Ruhe, die Zuversicht, die ausgespreizten Finger. Wenn ich Nichts weiter zu sagen weiß, so ist es die Schuld Derjenigen, die mich die Ausdrücke des Lobes haben verlernen lassen. Aber man hätte Dem. Lindner mehr ehren und sie diesen Abend nicht herausrufen sollen — der schönen Gurli war es auch widerfahren.

22. Am 15. Sept. — Der Vorsatz, ländliche Scene von Holbein.

Wiederholung des Stückes, des Spiels und der Beurtheilung. Den Vorsatz, gelenker zu sein, hatte Herr ***, wie es sich zeigte, nicht einmal gehabt, viel weniger ausgeführt.

23. Der Verräther, Lustspiel.

Herr Otto und Dem. Lindner, jener als Berger, diese als Klärchen, hatten so angenehm und mit so reicher Laune gespielt, daß sie sich gewiß nicht weigern werden, von dem großen Beifall, den sie verdient, dem armen Jakob einen Almosen abzugeben. Es war diesen Abend das zweite Bauernmädchen, das Herrn *** zum Schatz hatte. Ich denke: die Liebe wird ihn doch endlich geläufig machen.

24. Nachtigall und Rabe. (Zum erstenmale wiederholt.)

Wenn auf unserm Zettel steht: zum Erstenmale wiederholt, so heißt das in der Bildersprache eines lockenden Wirthshausschildes: „Kommt herein, ihr Herren, heute ist der zweite Feiertag, macht euch noch einmal lustig, morgen geht's wieder an die Arbeit.“ Die Sache ist gutgemeint und darum löblich. —

Ich hätte schon früher des Herrn Schwind gedenken sollen, der so kunstreich und bedachtsam seine Nachtigallen-Flöte, bald süß bald kräftig,

tändeln oder schmettern ließ. Die Flöte ist ja hier Alles, die wahrhafte Schicksalsgöttin dieser Schäferei; darum gebührt ihr die Krone.

25. Am 27. Sept. — Rochus Pumpernickel.

Nicht überall, aber hier gewiß, heiligt der Zweck die Mittel. Ein Possenspiel, das unter zehen Menschen auch nur einen froh gemacht, verschmäht es nicht. Legt eure Kleinodien und allen möglichen Plunder in die Schale der Lust und des Lachens, die der Thränen wiegt ihr doch nicht auf.

Herr *** war ein lieber Herr Rochus Pumpernikel, saß drollig zu Pferde, ergötzte sehr, da er seine Bretzel in Sophiens Liebeserklärung eintunkte und mit aller Gemüthsruhe zu Ende aß, war überall, was er sein sollte, ein Genie von Dummheit. — Herr *** als Vorthal verstand seine Rolle, doch merkte man ihm an, daß ihm jene passive Komik, wie sie dem kränklichen, ängstlichen, jede Gemüthsbewegung fürchtenden Manne vorgeschrieben ist, zur Last fiel. Er ist besser an seinem Platze, wo er seiner gährenden Laune Luft machen kann. Madame H. hat gut gespielt, Madame H. auch, Herr O. auch, Herr H. auch, Herr K. und Herr B. auch auch, Herr H. auch, Herr J. auch, Demoiselle U. und Madame S. auch auch, Demoiselle W. auch,

Herr U. auch, Herr H. auch. Es ist doch Niemand vergessen? Auch die Straßenjungen haben gut geschrieen und sind im gehörigen Takte eingefallen. Sie müssen sich mit diesem Regimentslobe begnügen, wer kann wissen, wie sie alle heißen!

26. Stille Wasser sind tief.

Ein herrliches Lustspiel alter guter Art, wo ernster Sinn und Grazie, Laune und Gediegenheit, in der innigsten Verschwisterung sich zeigen. Alles gehörig schattirt, nichts von jenen Farbensprüngen, die dem Auge wehe thun. Wir haben nicht viele solcher.

Herr *** hat die Rolle des Baron Wiburg sehr durchdacht und glücklich ausgeführt. Der Uebergang von Tölpelhaftigkeit durch blödes Fragen und bescheidene Zuversicht zum anmaßenden herrischen Wesen gelang ihm überaus gut. Die Sprache der Empfindung nach abgeworfener Maske wußte er mit kluger Mäßigung zu führen, ohne daß er es ihr an Nachdruck hätte mangeln sollen lassen. Diese Rolle hat Klippen, die nicht Jeder zu vermeiden versteht. — Frau *** die Frau von Holmbach. Junge, reiche Wittwen, die heirathen wollen und nicht wollen, und nicht wissen, was sie wollen, in diesen und in Rollen ähnlicher Art hat Frau *** um

keinen Beifall erst zu werben, er ist ihr ein- für allemal zuerkannt. Herr Otto, Lieutenant Wallen. Das heißt sich als Schauspieler zeigen! Mit so vieler Liebe, Laune und neckendem Uebermuthe auftretend, kann einem Künstler, der so reich ist, wie dieser an aufgespartem guten Willen, eine allgemeine Verbreitung der Lust nicht mißlingen. — Herr *** als Kammerjunker von Dornhelm, war flach, schlau und lauernd, wie es sich gebührt; Herr H . . ., braver Hauptmann; aber Herr *** (Herr v. Rehberg) glich in Kleidung und Geberden nicht einem Zierling, der eine schöne Frau, sondern einem linkischen jungen Kandidaten der Theologie, der eine Pfarre umflattert. — Demoiselle Lindner, in der Rolle der Gärtnerstochter Antoinette, so gut sie auch sonst spielte, möchte doch für ihren Stand etwas zu fein, anständig und edel aufgetreten sein.

27. Am 1. Oktober. — Die Sängerinnen auf dem Lande, Oper von Fioravanti.

Eine Musik, die nur bis ins Ohr, dieses Vorzimmer des Herzens, gelangt, und wie Alles, was sich in Antichambren aufhält, zwar geschmeidig ist und angenehm, aber auch flach, ohne Leben und ohne Liebe.

Herr O . . . war als Kapellmeister das Ergötzen des Hauses, besonders in dem Sextett, worin

er den Contrabaß mit der Stimme nachzumachen hat, spielte er mit unübertrefflicher Laune. — Hr. K . . . den Marco, gut; aber ist nicht der musikalische Spaß zu weit getrieben, wenn der Tonsetzer einen gichtischen Gesang auf die Bühne bringt? Ob im Scherze oder ohne Vorsatz schlecht gesungen werde, es thut beides dem Ohre gleich weh. — Herr *** hatte den Carlin zu spielen. Bei seinem ersten Auftreten, im Terzett mit Marco und Bucephalus, singen beide letztere: „O weh! er scheint von Sinnen." — „Was macht er für Grimassen? Mir graut ihn anzusehen. Er faselt." Aber von dem Allen konnte man Herrn *** nichts abmerken; er betrug sich wie der vernünftigste Mensch und war so gelassen als ein Lamm.

28. Am 7. Oktober. — Don Juan.

Oben auf dem Comödienzettel stand gedruckt: Auf vieles Begehren; aber eine solche Aufführung hätte wohl weder einer Entschuldigung noch einer Erklärung bedurft. Aber ich wünschte die Zeit zu erleben, wo es nach Don Juan nicht mehr heißt: „Eine heroisch-komische Oper in zwei Aufzügen, aus dem Italienischen. Die Musik ist von Mozart," welches Jedermann auswendig weiß; sondern: „Der Ertrag der Einnahme ist für das Denkmal bestimmt,

welches dem göttlichen Mozart in Wien errichtet wird," wovon Niemand Etwas weiß.

Madame *** sang die Donna Anna. Nur in ihren eigenen Tönen könnte man sie würdig preisen. — Man ist gewohnt, von Herrn Hill die Rolle des Don Juan vortrefflich darstellen zu sehen und entrichtet ihm jedesmal dafür den gerechtesten Beifall. Er vereinigt in seinem Spiele Laune, Feuer, Anstand und Behendigkeit, und läßt es auch an dem Sonstigen nicht fehlen. — Hörte man mit den Augen, so wäre Madame *** die wohlgefälligste, artigste Zerline, die sich nur denken läßt, befunden worden. — Herr *** gab als Leporello die erwartete Befriedigung nicht ganz. — — — Don Juan, wie auf dem Comödienzettel steht, ist ein Druckfehler, es muß heißen, Dom Juan. — —

Es ist verdienstlich für jeden Sänger, in dem Glanze unseres Orchesters nicht scheinlos unterzugehen. Wem dieses noch unbekannt war, der mußte es heute erfahren. Daß ein Verein von solchen Künstlern, deren die meisten ausgestattet sind mit eigener selbstständiger Kraft, sich so willig zeigt, nur in dem Ganzen zu leben und zu wirken, so daß man ein einziges Instrument und einen einzigen Spieler zu vernehmen glaubt, ist um so bewunderungswürdiger, je seltener sonst Verläugnung des

Ichs mit dem Genius sich paart. Geist und Bedächtigkeit, Feuer und Mäßigung, Freiheit und Gehorsam, finden sich so verbunden vielleicht bei keinem Orchester irgend einer deutschen Bühne. Das hiesige Publikum, welches in seiner Gesammtheit stets gerecht ist, versäumt auch nie, demselben seinen Dank und seine Huldigung zu bezeigen, wenn dieses, wie nach einer Ouverture, ohne Zweideutigkeit geschehen kann.

29. Am 8. Oktober. — Der todte Mann, Lustspiel in einem Aufzuge von Thienemann.

Die drei Personen, welche in diesem Stücke vorkommen, haben schlecht gespielt für sechs. Wer dieses Räthsel nicht zu lösen weiß, mag froh sein; sein Leben zählt eine langweilige halbe Stunde weniger als das meinige.

30. Das Intermezzo, Lustspiel von Kotzebue, in fünf Aufzügen.

(Aufführung der drei ersten Akte.) Herr B . . . machte den Junker Hans, und richtiger kann man diese Rolle nicht auffassen und wiedergeben, als er es that: das wohlgetroffenste Bild der herzlichsten Biederkeit, in dem Rahmen ländlicher Einfalt und Unschuld. Wo dieser Charakter den Zuhörer mehr als lächeln macht, da ist das Spiel schon verfehlt. Das Schnipp Schnapp Schnurr muß Herr B . . . fertiger auszusprechen lernen; er sprach es

zu langsam. Auch an dem Lirum Larum schien mir etwas zu mangeln. Für so ein Leibwort pflegt man eine eigene Livree zu haben, eine stehende Melodie, die nicht modulirt werden darf; es muß einmal wie das andermal gesagt werden. — Herr O . . . war ein guter allerliebster Matz. — Herr W . . ., als Baron Volta, machte den Spieler von Welt mit Welt. — Herr ***, als Galanteriekrämer, hat seine Scene sehr gewandt und mit vieler Wahrheit dargestellt. — Herr *** (Kaufmannsdiener) hätte beim Präsentiren des Wechsels sich nicht so sehr ärgern sollen, als er gethan. Bei solchen Vorfällen einer verweigerten Zahlung bleibt man kalt, und weiß was man zu thun hat, oder man erschrickt eher, und verliert die Sprache. Heftigwerden kömmt den Personen, durch welche Kaufleute ihre Wechselzahlungen pflegen einkassiren zu lassen, überhaupt nicht zu. — Die drei Bettelbuben hatten für ihre traurigen Verhältnisse viel zu saubere und hübsche Gesichter. —

31. Der Geizige, von Molière.

Herr K . . . spielte als Gast den Geizigen und leistete, erwägt man die Schwierigkeit dieser Rolle, viel mehr als das Gewöhnliche. Die Besorgniß war auf seinem Gesichte sehr kenntlich und treu gemalt. Er hatte im Spiele eine wohlberechnete

Ruhe, etwas Altfranzösisches im Anstande, vorzüglich in der Stellung der Beine, das gefiel oder hätte gefallen sollen. Er künstelte nicht zur Unzeit mit kleinlichen Schnörkeleien knauseriger Einfälle, welche den großen treffenden Zügen der Menschennatur wie sie Molière entworfen, doch nichts hinzuzufügen vermögen. Die Haupt-Scene: die ausbrechende Verzweiflung über den erlittenen Diebstahl, gelang gut, und am Schlusse bildete Herr K . . ., vor seiner Kassete sich hinwerfend, eine schöne malerische Stellung.

32. Am 11. Oktober. — Das Geständniß, Lustspiel von Kotzebue.

Ursprünglich heißt dieses Stück die Beichte; aber die Menschen sind in der Gottlosigkeit so weit gekommen, daß sie sich sogar nicht scheuen, gegen die Religion und deren Umgebungen höflich zu sein. Wir erleben es noch, daß die Polizei verbietet, Lauben auf der Bühne vorzustellen, damit die Juden nicht argwöhnen, man wolle ihr Lauberhüttenfest verspotten.

Schöne Frau Baronin, ich hätte gar Vieles gegen Ihre Sittenlehre einzuwenden. Sie irren, Gnädige, wenn Sie die Untreue der Männer mit der Treue der Weiber zu beschämen glauben; das sind zwei ganz verschiedene Dinge. Auch könnte ich Ihnen

beweisen, daß, wenn Sie Ihren Mann nur etwas Weniges geliebt hätten, Sie die Zeche seiner übeln Wirthschaft wenigstens nicht so freundlich lächelnd auf Ihre eigne Rechnung hätten setzen lassen . . . Aber wer möchte mit Ihnen streiten, Liebenswürdigste?

33. Der Dichter und der Tonsetzer, Oper von d'Alayrac.

Die Handlung ist munter, die Verwicklung kunstvoll, die Auflösung witzig, die Musik leicht, sehr leicht, gefällig, unterhaltend genug. Der Gesang der Mitspielenden war, wie wir ihn an Jedem und Jeder kennen. Uebrigens weiß man, daß die Handwerksgrenzstreitigkeiten zwischen Schauspielern und Sängern in dem zunftsüchtigen Frankfurt noch immer nicht geschlichtet sind. Jene wollen Diesen das Spielen nicht erlauben, das, wie sie meinen, ihnen allein zukäme. Die Sänger aber behaupten, sie wären allerdings auch zum Spielen berechtigt. Um indessen den Klageführenden nicht zu sehr vor den Kopf zu stoßen, wird in der Oper so selten und verstohlen als nur möglich gespielt.

34. Am 17. Oktober. — Die Zauberflöte.

Ob sie wohl Löcher hatte und eine Klappe? Meine Augen haben sie nicht gesehen, aber wenn auch, sie war doch häßlich genug. Eine Zauberflöte

müßte eigentlich noch viel schöner sein als eine natürliche. Und wie gefiel euch das Glockenspiel? Die sonst so freigebigen Feen sind, wie es scheint, auch knauserig geworden. Ich will es dem Herrn Papageno ***, damit es nicht vergessen werde, gleich vorhalten, daß er, meinem Gefühle nach, unzeitig spaßt, wenn er mit seinen Trommelschlägern so stark in das alte Futteral hinein klopft, daß man das Holz hört. Papageno will ja vorstellen, als spiele er selbst die Glocken, die hinter den Coulissen bewegt werden, wie darf er also Lärm machen? — — Dieser nämliche Schalk that auch nicht wohl daran, sein Papageno-Weibchen auf den Armen fortzutragen — noch haben wir keine Kreuzer-Komödie. — Aller Zauber versagte gewaltig diesen Abend; das Gravitations-System und das ganze Compendium der Physik stand fest wie eine Mauer. Bei Verwandlung der alten Frau in das junge befiederte Mädchen blieb die Kutte auf der Erde liegen, und wollte nicht verschwinden. Pamina's Dolch that desgleichen, und behauptete den Platz. Die Königin der Nacht gedachte einmal unterzusinken, aber die lichten Götter waren der Dem. Friedel zu hold, um sie der Gewalt der unterirdischen preiszugeben. Da nahm sie einen Seitenweg. Alle unsere Opern sind komische Opern, es mag auf dem Zettel stehen oder nicht.

Herr *** spielte den Sarastro. Dieser sein erster theatralischer Versuch gelang ihm gut und empfahl ihn. Die Forderungen an den Baßgesang werden nach einem andern Maaßstabe gemacht und sie sind darum schwerer zu erfüllen, als die Leistungen des Tenors und Soprans. Letztere Stimmen, mit den Instrumenten befreundeter, werden von denselben zahlreicher begleitet, emporgehalten und mit fortgezogen, was bei dem Baße nicht stattfindet; dieser steht einsamer da. Auch ist ihm, bei seiner ernstern Art, nicht so viel als jenen verstattet, seine Fehler hinter Verzierungen und Tändeleien zu verstecken.

35. Am 20. Oktober. — Wilhelm Tell, von Schiller.

Ein vaterstädtisches Herz schlägt viel, wenn in Zeiten der Gefahr auf dem Komödienzettel das Landsturmsaufgebot verkündigt wird, und darauf Männer und Weiber, Alte und Kinder, Hohe und Niedere wohlgemuth herbeiströmen, zweihundert Quadratschuhe bretternen Schweizerbodens vom Tyrannenjoche zu befreien. Aber ein deutsches Auge weint auch, wenn es sieht, wie, nach geschehener Rettung, das benarbte Volk wieder hinabsteigen muß in den dunkeln Schacht der Vergessenheit, und einige Großen, mit ungeritzter Haut, des Sieges Ehre und Beute für sich allein behalten. O Just,

o Hilde, o Rühr, o Badjera, du Aelterer, und ihr Braven alle aus Uri und Unterwalden, wer kennt euch noch nach zehn Uhr Abends, wer lohnt euch, während die Weidner, die Heigel, die Schmidt, die Haas, sich täglich dafür lobpreisen lassen, daß ihr Quadrupel-Spiel und Rütli-Vertrag das Land frei gemacht? . . . Hätte ich meine Zeit während dieser Vorstellung besser verwenden können, als zu solchen patriotischen Phantasien? Auch habe ich es redlich gethan. Beim Himmel, das ist kein braver Mann, der über nichtswürdige Possen, und ob dieser oder jener Schauspieler die gehörige Fratze gemacht, sich breit und wichtig aussprechen, aber an des Lebens heiligem Ernste unbekümmert und dämisch wie ein grasendes Hornvieh vorüberschreiten mag! Denkt ihr, daß diese Theaterkritiken, woran ihr so gut seid, eure Freude finden zu wollen, auch mich selbst belustigen? Denkt es nicht. Die Bühne, ich mache kein Geheimniß daraus, muß mir zur Versilberung der Pillen dienen, die man euch, während ihr den Mund zum Lachen öffnet, geschickt beizubringen weiß. Panis et Circenses! war stets das schlaue Losungswort, womit man uns kirre machte, und während wir Maulaffen den Kinderpossen zugafften, leerten uns geschickte Beutelschneider die Taschen aus. Lasse sich, wer da wolle, zum Besten haben; aber glaub'

mir's, ich thäte keinen Schritt in's Parterre, wo es einen Gulden kostet, fände ich nicht meine Freude daran, schreckhaften Menschen zuweilen eine Knallerbse unter die Beine zu werfen.

Ist Frankfurt eine Vorstadt Wiens, daß wir es ihnen nachthun in der Censur der Theaterstücke? Mögen sie an der Donau ängstlich sein hierin, was kümmert das uns? Soll man in der freien Stadt Frankfurt nicht sagen dürfen, daß vor fünfhundert Jahren ein öſtreichiſcher Statthalter in der Schweiz schlecht hausgehalten, und daß die Gebirgsbewohner uralter Freiheit endlich solcher Herrschaft satt geworden? Warum hat man durch den ganzen Wilhelm Tell das Wort Oestreich mit allen daraus gebildeten Adjectiven ohne Schonung des Versmaßes ausgemerzt, so daß Keiner, der des Dramas oder der Geschichte unkundig ist, wissen kann, wenn er von den „Fremdlingen" reden hört, (welches Wort zuweilen statt Oestreicher gesetzt ist), ob Christen oder Hottentotten darunter gemeint sind? . . . Da seht ihr selbst, welche üble Folgen es hat, wenn eure Circenses so schlecht sind, und man aus Langeweile genöthigt ist, maßgebliche Meinungen zu haben. Nicht immer ist man so glücklich, zu seiner Zerstreuung lustige Einfälle zu erjagen, Folgendem gleich. Während der ganzen

Verschwörungsscene auf dem Rütli dachte ich an weiter nichts als daran: wie! wenn jetzt der Vollmond herabfiele durch eine Nachlässigkeit des Maschinisten, das wäre ein köstlicher Bissen für ein Leckermaul von Theaterkritiker! Aber leider blieb er hängen. —

Das heutige Stück ist folgender Weise solfeggirt worden. Doch zuerst von Denen, die mehr gethan, als das. Am besten unter allen hat Ida Weidner, als Tells Knabe, gespielt. Dieses Kind hat gute Anlagen, und, man nimmt es wahr, einen noch bessern Lehrmeister. Etwas fand ich zu tadeln. Bei den Worten

„Gibt's Länder, Vater, wo nicht Berge sind?“

verschränkte es die Aermchen, um sich eine nachsinnende Stellung zu geben; diese Bewegung ist aber Kindern nicht natürlich. — Herr *** stellte seine schwierige Rolle als Freiherr von Attinghausen mit großer Kunst und Einsicht dar. Die Sterbescene gelang ihm sehr gut. Doch glaube ich, daß der Lehnstuhl weiter vorwärts stehen, oder daß Attinghausen erst todt zusammensinken sollte, wenn er mehr vor den Stuhl getreten ist. Herr *** starb aber ganz vorn am Rande der Bühne, ließ sich als Leichnam durch das ganze Zimmer schleppen und

dann auf den Sessel niedersetzen; dies nahm sich nicht gut aus. — Herr *** spielte den Tell mit der edelsten Nonchalance, ganz auf die beliebte Art, wie er den Baron in der Beichte spielt. Melpomene mag sich freilich geärgert haben, sich mit ihrer Feindin Thalia in einer Gesellschaft zu finden. Aber der Schelm von Wirth hatte seine Lust daran gehabt, sie beide zugleich einzuladen. Doch ... ich will mich nicht bezwingen, ich will grob sein. Gibt es keine Theatergesetze, die einen Schauspieler mit Strafe bedrohen, wenn er, obgleich wie Herr *** im Besitze ungemeiner Fähigkeit, dennoch so oft, mit Geringschätzung der Zuhörer und seiner Pflicht, schlecht und mit der unverzeihlichsten Nachlässigkeit seine Rolle abwickelt? und ermangelt unsere Bühne solcher Gesetze, warum übt das Publikum nicht selbst Gerechtigkeit aus, durch merkliche Zeichen des Mißfallens, und läßt es geschehen, daß man seine Langmuth täglich mehr und mehr mißbrauche? Herr *** machte den Geßler. Es fällt auf, in unsern Tagen keinen Tyrannen spielen zu können. Mit dem rauhen und barschen Tone, dessen sich Herr *** befleißigte, wird Nichts ausgerichtet. Dieser ist eher der warme Zobelpelz der Gutmüthigkeit, dagegen schlüpft die Tücke mit einer leisen und glatten Sprache, aus ihrer Schlangenhaut, vor's Ohr vorbei. Boshafte Men-

schen lispeln gewöhnlich, sie haben den Katzentritt der Zunge. Ueberhaupt hat Herr *** diesmal die rechte Tonart in seinem Spiele und Vortrage verfehlt. Mit demselben Ausdrucke, mit dem er sagte:

Doch will ich rathen, ziele gut, daß du
Den Apfel treffest auf den ersten Schuß

hätte er auch sagen können: „Hier, mein Söhnchen, hast du einen gebratenen Apfel; aber nimm dich in Acht, daß du dich nicht verbrennst“ .... Auch sein Herunterfallen vom Pferde, da ihn der Pfeil traf, war ungeschickt. Herr ***, als Rudolph der Harras, war es in dieser Scene nicht minder, denn er ließ sich seine Vorbereitung, den sinkenden Geßler in seine Arme aufzufassen, zu frühe abmerken. — Herr *** machte den Arnold von Melchthal, und las wieder das ganze Wörterbuch schauspielerischer Mißgriffe und Fehler in unalphabetischer Ordnung durch. Dieser Künstler hat mehr als einmal gezeigt, daß das Urtheil für ihn nicht ganz verloren ist, und je sichtbarer es ward, wie schwer ihm die Enthaltung von gewissen Unarten fiel, je größer war auch der Dank für sein Bestreben. Herr *** fühlt, was er spricht, aber der Schauspieler soll nur denken, was er zu fühlen scheinen soll. Der warme wird den Zuhörer nie erwärmen. Herr *** ist so unglücklich, niemals den Schwerpunkt seines Geistes, noch den

seines Körpers zu finden; darum bedarf er der Balancierstange einer hyperpathetischen Declamation; daher sein Herüberneigen des Oberkörpers, sein öfteres sich Erheben auf den Fußzehen, und alle die übrigen unnatürlichen Stellungen. Ein gewisser Beifall mag ihn wohl manchmal irre führen und in seinen Fehlern bestärken. Man kann mit seiner Stimme steigen und steigen, und erklettert wohl endlich das Jauchzen der Gallerie, wenn man das Lächeln der Verständigen für Nichts achtet. Herr *** nimmt mit seinem Munde stets einen zu starken Anlauf, so daß er, wenn ihn Jemand im Zwiegespräche ablöst, wie von einem Stoße zurückprallt und das Gleichgewicht verliert. Dem Zuhörer ergeht es dann, wie bei den Vexirwalzern, die plötzlich aufhören, und wo man ohne Musik forttanzt; man glaubt, Herr *** müsse noch Etwas zu sagen haben, und ist über sein Schweigen ganz verduzt. Jede Rede pflegt er, gleichsam um einen Trumpf darauf zu setzen, mit einer schlendernden Bewegung der Faust zu endigen. Es ist dieses ein mimischer Schnörkelzug, dem kalligraphischen gleich, ohne welchen viele Menschen ihren Namen nicht schreiben können. — — Ich will mit einer Anmerkung über Stauffachers Wohnhaus, das in der zweiten Scene des ersten Akts vorgestellt wird, den Beschluß

machen. Von diesem Hause heißt es, an verschiedenen Stellen:

— Da steht dein Haus, reich, wie ein Edelsitz;

. . . .

Von vielen Fenstern glänzt es wohnlich, hell.

. . . .

Vor diesem Hause hielt er wundernd an; (der Vogt.)

Geßler mag sich allerdings gewundert haben, aber gewiß über nichts Anderes, als daß ein reicher Mann wie Stauffacher in einer so ärmlichen Hütte, die nur ein einziges Fenster hatte, wohnen mochte. Warum hat der sonst so umsichtliche Streicher des Wilhelm Tell nicht alle die Stellen unterschlagen, die eine Satyre auf die Dekorationen unserer Bühne enthalten?

36. Am 23. Oktober. — Fanchon, Oper von Himmel.

In Fanchon's liebenswürdigem Gesellschaftskreise wäre es wohl leicht zu erlernen gewesen, wie man Sängern und Sängerinnen von sonst guten Gaben ihr linkisches, holperiges und kleinstädtisches Benehmen mit Schonung und darüber wegscherzend vorhalte; aber eines deutschen Tadlers höchste Feinheit ist das Verschweigen. Doch haben Herr H... als Saintval, und Herr K... als Abbé es an der nöthigen Gewandtheit nicht fehlen lassen. — Herr ***

spielte als Gast den Tapezier Martin ohne Laune und Liebe. Es ist hierbei billig zu berücksichtigen, daß die Vorstellung zu seinem Besten und das Haus leer war. — Herr *** zeigte als Fanchon's Bruder einige Natur, besonders da er den Tapezier auf's Sopha warf und durchprügelte. — Herr *** spielte den Gewürzkrämer possierlich. — Hr. ***, Fanchon's Haushofmeister, glaubte beim Kommen und Abgehen immer trippeln zu müssen. Ob hierdurch Alterschwäche, oder was sonst bezeichnet werden sollte, weiß ich nicht.

Da ich so eben des Herrn *** erwähnte, so will ich es meinen Lesern erzählen, daß dieser Schauspieler vor seiner Abreise zweimal in meinem Hause war, mit mir zu sprechen, mich aber beide Male verfehlt hatte. Die Meinungen sind getheilt. Die Andern behaupten, er wäre nur gekommen, mich zu bitten, daß ich seiner Frau schonungsvoller gedenken möchte, als ich in der Maria Stuart gethan. Was nun auch seine Absicht gewesen sein mag, so würde ich seinen Drohungen zu begegnen und seinen Liebkosungen zu widerstehen gewußt haben. Ich rede hier darum öffentlich von der Sache, weil es mir vielleicht hierdurch gelingt, künftig fremde Schauspieler abzuhalten, daß sie in der Absicht, meinem Urtheile über ihre Darstellungen eine gewisse Rich-

tung zu geben, mich zu besuchen kommen. Sie mögen sich hierin das Betragen ihrer hiesigen Kunstgenossen zur Richtschnur nehmen. Diese, obzwar mir so nahe gestellt, haben es noch nie versucht, durch mündliche Unterredungen auf meine Ansicht Einfluß zu erlangen, und sie werden gewiß immer so bescheiden und schonend sein, mir die traurige Wahl zu ersparen, entweder durch heuchlerische Versprechungen, die ich nicht zu erfüllen gedenke, sie selbst, oder aus abgeschmackter Weichherzigkeit meine Leser zu betrügen.

37. Am 26. Oktober. — Sargin, Oper von Paer.

Madame Seidler-Wranizky von Berlin trat als Sophie auf. Eine Sängerin von seltenen Gaben, wie sie der Ruf ohne Uebertreibung schon verkündigt hat. Stimme, Spiel und körperliche Reize vereinigen sich, den angenehmsten Eindruck zu erregen und zu unterhalten. Hier wird kein tapferer Gesang durch eine schmächtige, zarte Gestalt Lügen gestraft, noch eine girrende Liebesarie durch Alter und Korpulenz des Täubchens lächerlich gemacht; es zeigt sich Einklang überall. Madame S. hat eine sehr liebliche Stimme, einen bescheidenen, ächt weiblichen Vortrag und ein Spiel voller Grazie.

38. Am 27. Oktober. — Die Kreuzfahrer, Schauspiel von Kotzebue.

Türkenthränen sind auch zu gebrauchen, sie machen naß, so gut wie die andern. Aber der christliche Theil der Rührung zeigte diesmal Fehler gegen die Regeln der Kunst, wovon bei der nächsten Aufführung der Kreuzfahrer geredet werden soll. —

Madame *** spielte die Emma von Falkenstein. Da, wie oben erzählt, ihr Mann mich hat ersuchen wollen, über sie schonend zu urtheilen, so thue ich es hiermit. —

39. Am 31. Oktober. — Hedwig, die Banditenbraut, Drama von Körner. (Manuscript.)

Tausendmal um Vergebung, meine Herren, das Stück ist wenigstens schon vier Jahre lang gedruckt, und also kein Manuscript mehr. Mich ärgert die Sache etwas viel. Denn entweder ist darunter eine Charlatanerie verborgen: es sollen nämlich die Schaulustigen stärker angelockt werden, indem ihnen ein Stück dargeboten wird, das man durch's Lesen nicht kennen lernen kann; oder: es ist dieses abermals obzwar ein kleiner Beweis von gedankenloser Bühnenleitung. Ursprünglich stand auf dem Zettel: Manuscript, und es muß daher für alle Zeiten unverändert so stehen bleiben. Desgleichen liest man sehr oft auf dem Komödienzettel: „Der Text der Gesänge

ist am Eingange für 3 Batzen zu haben" und frägt man darnach, so ist er nicht zu haben. Götter! sendet mir eine Ariadne, die mich aus dem Labyrinthe meines kritischen Aergers befreit, damit ich nicht noch einmal von irgend einem Minotaur gespeist werde. — Liebe Leser, da also Hedwig gedruckt ist, so leset lieber das Stück, als daß ihr es vorstellen sehet; jenes bekommt euch besser. — Madame *** spielte die Hedwig. Ich schone sie noch einmal. — Frau *** als Gräsin war kalt, und Herr *** als Julius, lau. — Herr *** machte den Rudolph. Anfänglich spitzte ich die Ohren sehr; denn zum Erstenmale auf unserer Bühne hörte ich diminuendo und piano sprechen. Halt, dachte ich, der Mann versteht's, da gibt's Schatten und Licht! Aber es dauerte nicht lange und die Natur forderte ihre Rechte zurück; beim Schatten blieb's. Herr *** konnte unter so Manchem, was er nicht konnte, auch kein böses Gesicht machen; er lächelte auch in den betrübtesten Lagen, und dies gar nicht verstohlen, sondern offen und ehrlich. Er war gewiß nicht minder froh als wir, da die Sache ein Ende nahm. — — Findet sich ein Räuber von Ehre, der sich mit solchem unbehülflichen, verlegenen, abgeschmackten Lumpengesindel, als wir es im Walde sahen, abgeben mag, so muß das Handwerk sehr gesunken sein.

40. Das Strandrecht, von Kotzebue.

Herr Weidner, als Herr v. Hayfisch, entfaltete die üppigste Laune, der man nicht widerstehen konnte. — Demoiselle Lindner als Indianer, war, wie in allen ihren Männerrollen, voller Natur und Anmuth. — Ihr Hund war etwas blöde, vielleicht ein Anfänger. —

41. Am 2. November. — Die Räuber, von Schiller.

Viele Gedanken, in mir erregt durch den Anblick der heutigen Zuhörerschaft, welche größtentheils aus Handwerksburschen und andern Paradiesvögeln, so wie aus Knaben bestand, verschweige ich, weil ich muß, und ich muß, weil es leichter ist, über gewisse Gegenstände ein Buch zu schreiben, als eine Blattseite. Nur zwei Worte. In Deutschland am meisten finden rohe und kräftige Menschen, oder Kinder, die noch keine Gesetzesfurcht kennen, ihre Lust an Räuber- und Mordgeschichten. Was, bei unsern gothischen Staatsverfassungen, bliebe Männern, die Thatkraft fühlen, auch Anderes übrig, als Spitzbuben oder toll zu werden? Aber genug; führe ich meinen politischen Thespis-Karren nur noch einen Schritt weiter in den Hohlweg dieser Betrachtung, so kann ich nicht mehr umkehren. —

Weil heute aufgehobenes Abonnement war, so

wollte ich für meinen Extra-Gulden auch Etwas genießen; und — sah nur zwei Akte. — Herr *** (Karl Moor) war schon gleich anfänglich auf dem Cimborasso der Unerträglichkeit; er konnte nicht höher steigen. — Herr ***: Franz, mittelmäßiges Fabrikspiel; — Madame ***, Amalia, eben so. —

42. Am 14. Nov. — Welches ist die Braut? Lustspiel, von Johanna v. Weissenthurn.

Das ist eine von den Verwicklungen, die sich auf eine vorherzubestimmende Weise auflösen. Ich vermochte durch Hülfe des Komödienzettels mir die ganze Geschichte so zusammenzufügen, als ich sie nachher bei der Vorstellung wirklich fand. — Herr ***, als Herr v. Blümlein, war ganz in seinem Fache, aber das Fach war auch heute ganz in ihm. — Wenn Fräulein Grünberg und Frau v. Dorn wieder einmal in einem Theezirkel deklamiren, so sollen sie nicht dabei der ganzen Gesellschaft den Rücken zukehren, sondern im Gegentheil. Wollen sie dennoch ihr liebes Parterre im Auge behalten, so brauchen sie ja nur etwas mehr in den Hintergrund der Bühne zurückzutreten.

43. Am 17. Nov. — Tancred, Oper von Rossini.

Arsir ging mit unbedecktem Haupte, sogar unter dem freien Himmel. — Das Chor der Krieger

singt gleich anfänglich mit allem Schmelze Rossinischer Musik:

In den Armen treuer Liebe
Blüht des Lebens Glück allein.

Wäre es nicht gut, wenn kein Fürst gefährlichere Soldaten hätte, als solche Minnesänger? Demoiselle ***, als Tancred, erwarb sich nicht allein den Beifall Aller, sondern sie hatte auch ein artiges Schnurrbärtchen. Sie wurde hervorgerufen, und dankte mit folgenden Worten: „Nicht blos in Tancred, sondern auch bei jedem Schritte meines Lebens, werde ich mich ihres Beifalls werth zu machen suchen. Gute Nacht!" Ich weiß nicht, warum die Leute lachten. Solch ein höflicher Dank hätte wohl eine freundlichere Erwiederung verdient. Die Stimmhämmer im Parterre waren vielleicht mit dem angelobten guten Lebenswandel nicht ganz zufrieden.

44. Am 24. Nov. — Der Wirrwarr, Posse von Kotzebue.

Auf unserer Bühne erscheinen solche Spiele wie ein muthwilliges, feuriges Füllen, einem Leichenwagen vorgespannt; nur muß das Gleichniß umgekehrt werden. Die armen Leute sind nicht rührig genug. „Lachen sie doch, Marinelli!" — Des Herrn von Langsalm Schläfrigkeit war heute auf alle Mitspielenden übergegangen; wenn nicht auch

auf die Zuhörer, so lag dies nur an der unwiderstehlichen Ermunterung des Dichters. — Herr ***, als Herr v. Langsalm, war matt, er wußte seinem Spiele nicht Frische und Colorit genug zu geben. Das Schleppende und Gedehnte des Vortrags, das allerdings in der Natur dieser Rolle liegt, muß den Zuhörer bald ermüden, wenn nicht die leeren Zwischenräume von Wort zu Wort und Rede zu Rede durch ein reiches Mienenspiel ausgefüllt und so die Zeit der Abwartung verkürzt wird. — Madame ***, Frau v. Langsalm, war in Sprache, Geberde und Kleidung viel zu altmütterlich. Sie glich, rechnet man den Sinn der Reden ab, die sie zu sprechen hatte, im Uebrigen ganz ihrem schlaflustigen Gemahl, statt daß sie überall dessen Gegensatz hätte bilden sollen. Herrschsüchtig, heftig, jungsüchtig, putzsüchtig, nicht korpulent, nicht so ehrbar gekleidet, nicht jenen gutmüthigen Ausdruck der Rede — das war ihr Beruf. — Demoiselle Lindner, Doris. Daß diese Künstlerin die Gabe, schlecht zu spielen, durchaus nicht hat, konnte man heute wahrnehmen. — Fritz Hurlebusch, Herr ***, Presto, Presto! Aber das immerwährende Springen durch's Zimmer thut's noch nicht. Herr ***, als Selicour, hat auch gehüpft und dabei Beine gemacht wie eine Spinne. Auf der Bühne gibt es eine Menge herrkömmlicher

Manieren, die ohne Sinn gebraucht werden. Ist Einer ein junger Sausewind, so geht er nie, er läuft beständig. Man soll aber die Natur studiren. Meine Herren, beobachten Sie den lustigsten jungen Menschen Ihrer Bekanntschaft, wenn er auch erst 18 Jahre alt wäre, und sehen Sie, ob er wie ein Knabe springe. Er thut es gewiß nicht. Die Lebhaftigkeit hat ganz andere Zeichen. — Herr *** machte den Major Langsalm. Es muß ihm zum Verdienste gerechnet werden, daß von der Scene an, wo er auftrat, alle Uebrigen viel besser spielten, als vorher. — Demoiselle *** als Babet, war nicht natürlich genug und deklamirte manchmal an unpassenden Stellen. Sie möge sich ja hüten, aus jedem Worte das Herz reden zu lassen, dies ist das unfehlbarste Mittel, vom Zuhörer die Rührung abzuhalten. Ungeschicklichkeit war's, daß sie die Kaffeetasse so regelmäßig auf die Erde fallen ließ, daß diese ganz bleiben mußte. Aber Herr *** trat mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart tapfer mit dem Fuße darauf, und zerbrach sie in zwanzig Stücke. —

45. Am 28. März 1819. — Der Haupttreffer in der Güter-Lotterie, von Frau v. Weissenthurn, Lustspiel in vier Abtheilungen.

Dieses Lustspiel der sehr beflissenen Frau v.

Weissenthurn als ein Zug, den wir in der Güter-Lotterie gethan, ist zwar nicht völlig eine Niete, aber ein so kleiner Treffer, daß er dem Einsatze von zwei Stunden Zeit und von immer noch einem Gulden nicht zur Hälfte gleichkömmt. Da ist weder ein Handeln noch eine Handlung, weder eine That noch eine Thätigkeit; nicht Sitte, nicht Menschengeist, nicht Menschenherz, nicht Witz, nicht Laune — Nichts. Ein Stubengemälde in der Stadt, und ein Stubengemälde auf dem Lande, von einem Weißbinder aufgetragen. Das gute, lebendige und zusammenhaltende Spiel fast aller Schauspieler und Schauspielerinnen, die in dem Stücke auftraten, machte einen bessern Stoff, an dem er sich übe, nur noch wünschenswerther.

46. Das Fischermädchen, lyrisches Drama in einem Akt von Körner, Musik von Schmidt.

Nur ein Akt! Der bietet weder Raum noch Zeit genug dar, weit ausgesponnene Verhältnisse und große Gemüthsbewegungen aufzunehmen und unverletzt wiederzugeben. Daher überstürzt sich Alles in diesem kleinen Drama, wegen seiner Hast, und was genießbar gewesen wäre, läuft über und geht verloren. Aber recht warm ist die Sprache und jugendlich frisch. Die Musik ist etwas chaotisch. Kenner sagen, es seien Elemente fremder Meister

darin; mag sein! aber sie sind nur gemengt unter einander, nicht wahlverwandtschaftlich gemischt. Ich glaube, die Aufführung war gut.

47. Am 4. April. — Zemire und Azor, Oper in zwei Abtheilungen, von Herrn Kapellmeister Spohr (zum Erstenmale).

Wer weiß es nicht, welche hohe Gabe Spohr besitzt, in seinen Tondichtungen Anmuth mit Würde, Freundlichkeit mit Ernst zu paaren? Diese reizende Lieblichkeit in allen seinen Gesängen thut wegen ihrer gehaltvollen Art den unerbittlichen Forderungen strenger Kunstrichter nicht weniger genug, als sie das Ohr des lüsternen Freundes des Schönen lockt und liebkost. Nur in der Tonkunst ist man dem Geiste und Gemüthe eines Jeden um so erreichbarer, je höher man steht; in andern Künsten verdient man nicht den Besten zu gefallen, wenn man Vielen gefällt.

Zemire und Azor, ein Kunstwerk, das in allen seinen Theilen seines Bildners werth ist, enthält hervorragende Einzelnheiten, die dem Gefühle der Freunde der Tonkunst und der Verstandesfassung der Kenner sich gleich lebhaft aufgedrungen haben. Der unsichtbare Chor, der sich nach Erhebung des Vorhangs vernehmen läßt, ist so groß und herrlich gedacht als ausgesprochen. Die kühne und erfindungs-

schöne Art, mit welcher darin der Donner des Himmels in die Saitentöne und Menschenstimmen geflochten worden, überraschte so stark als wunderbar und angenehm. Die Terzette Nr. 4 und 5, die Arie Azor's Nr. 6: „Nein, ich will nicht klagen;" Zemirens Arie Nr. 8: „Rose, wie bist du reizend und mild," und so viele andere herrliche Tonstücke machen diese Oper zu einer der reichbegabtesten, die wir je gehört. Das kunstliebende Frankfurter Volk wurde zur Dankbarkeit gewaltsam fortgezogen, es konnte nicht widerstehen, und bezeugte durch Hervorrufen des Herrn Kapellmeisters Spohr, daß es auch seine schwachen Minuten habe, wo es sich dem Guten willig hingäbe, und es nur darauf ankäme, daß man seine Chladnischen Klangnoten ausfindig mache und es an diesen Stellen tüchtig treffe.

Der bescheidene Spohr wird gewiß selbst der erste sein, der es anerkennt, daß er die freundliche Aufnahme, welche Zemire und Azor gefunden, auch wohl der Pracht und Herrlichkeit zu verdanken habe, mit welcher die ungemeine Bühnenverwaltung seine Oper ausgestattet hat. Der wunderschöne Feenpallast, in welchem der reisende Kaufmann und seine Diener Milchbrei aßen, war ein Meisterstück von überirdischer Baukunst. Und gar die zaubervollen Gärten! Man kann die ganze Lüneburger Haide

durchreisen und findet keinen ähnlichen. Und die Spukgeister von Genien, worunter eine tanzende, und als diese erst in den Lüften mit den Beinen von der Saaldecke herabhingen wie Quinquets! Es ist recht schön gewesen von der Theaterdirektion, daß sie, um den Künstler zu ehren, der sich um unsere Bühne, wenn auch ohne seine Schuld vergebens, so sehr bemüht hat, an dem äußern Glanze seiner neuen Oper Nichts hatte fehlen lassen. Indessen war dieser Beweis von Achtung überflüssig. Daß Spohr ein großer Künstler ist, erkennen wir vor aller Welt an, indem wir ihn entlassen. Im Herbste geht er weg von Frankfurt. Daß wir ihn verlieren, ist das Schlimmste nicht, das Schlimmste ist, daß er Nichts an uns verliert. Es liegt ein Fluch auf dem Boden unserer Heimath, daß er nichts Großes, Edles und Schönes tragen kann. Wir machen uns lächerlich beim Auslande, daß wir einen Künstler, wie Spohr, der gern bei uns geblieben wäre, gehen lassen. Er hatte sehr billige Bedingungen gemacht, aber eine ständige, gesicherte Anstellung verlangt, damit er (so sagt er seinen Freunden), damit er mit größerem Nachdruck verfahren dürfe und sich von den Launen und dem Kleinigkeitsgeiste einer einsichtslosen Direction nicht brauche gängeln zu lassen. Diese aber wollte den Künstler, wie einen ihrer Ladenbedienten,

nur auf Jahreslohn verpflichten. Woher kömmt es, daß die Frankfurter sich eine so erbärmliche Bühnenverwaltung gefallen lassen, da man doch sonst ein Volk, wenn auch über seinen wahren Vortheil zuweilen, aber nie über sein Vergnügen täuschen kann? Es kömmt daher, weil die Direktoren, als hiesige Kaufleute, durch ihre Familien, durch ihre Handelsfreunde, ihre Schreiber und Schützlinge die Ausbrüche der Unzufriedenheit niederzuhalten wissen. Da ist auch wieder ein bejammernswürdiges Erzeugniß aristokratischer Herrschaft, die uns bis auf die Bühne verfolgt.

Demoiselle F... sang als Zemire ausgezeichnet schön und hat für Einen, den sie vom Zauber befreite, hundert Andere bezaubert. — Herr Schelble, als Azor, zeigte uns wieder den kunstgewandten geistvollen Sänger, der, so oft wir ihn hören, uns über andere Mängel der Oper zur größeren Billigkeit stimmt. Seelenvoll und anmuthig war er besonders im Vortrage des Recitativs: „Sanft tragen ihn die leichten Lüfte" und der darauf folgenden Arie. Aller der Reiz, welchen der Tondichter in diese Gesänge zu legen wußte, ward von Herrn Schelble uns vermehrt dargeboten. — Auch Herr K..., als Sander, und die beiden Demoisellen *** erhielten den verdienten Beifall. Letztere beide verlassen unsere Bühne.

Wahrscheinlich wird man an ihrer Stelle wieder einige rumfordische Sparsängerinnen verschreiben, und bis diese ankommen, die Gemeinen der Opern zu Hauptleuten befördern.

48. Am 6. April. — Fridolin, Schauspiel von Franz v. Holbein.

Nach Schiller's Ballade frei bearbeitet, wie es heißt; aber wahrhaftig die Freiheit, die sich der Verfasser genommen, ist etwas zu groß. Es sollte billig Jedem selbst überlassen bleiben, wie viel Wasser er sich zu seinem Weine gießen wolle. Der Schiller'sche Geist ist hier durch fünf Akte so verdünnt (als umgekehrte Quintessenz), daß von dem herrlichen Getränke Nichts übrig blieb, als der Name, um damit zu locken und zu betrügen. Welche unerträgliche, vornehmthuende rhythmische Prosa — die Menuetschritte eines Betrunkenen! Gleich am Anfange der Monolog des Grafen, wie verrenkt, welche Buckel, welche Auswüchse, welche aufgeblasene Redensarten. „Der Hunde ungeduldiges Geheul übertönt das Plätschern des Brunnens" (dazu gehört kein großer Lärmen)... „O Gewißheit, breite deine eisernen Fittige über mich, und gib meinem Wanken Festigkeit" (wie erhaben gesagt!). — Wie konnte ein Robert nur so dumm sein, der Gräfin seine ruchlosen Absichten offenherzig mitzutheilen? Zu solchen albernen Strei-

chen braucht man keine rothe Haare. — Die Shakespearirende Unterredung der beiden Eisenhammerknechte ist ja die leibhafte Atropos der Geduld, das heißt: (um diese unserm Schauspieldichter abgelernte Bombast-Sprache in's Deutsche zu übersetzen) — sie ist nicht zum Aushalten.

Herr *** machte den Grafen von Savern. In der Scene, wo ihm die Unschuld Fridolins klar wird und er in die Verzweiflung fruchtloser Reue ausbricht, war sein Spiel sehr gut. Es ist's immer bei diesem Schauspieler in solchen Lagen, wo die Ausbrüche der Natur so heftig und so furchtbar sind, daß keine falsche Kunst sie überbieten kann. Im Uebrigen wären nur die so oft ausgesprochenen und bekannten Vorwürfe zu wiederholen. Da Herr *** immer nur er selbst ist, und seinen Fehlern keine andere Abwechselung als die des Grades gibt, so muß auch die Beurtheilung stets die nämliche bleiben. Besonders auffallend war mir heute der rhythmische Gang des Herrn***, er ging immer in Versen, wie der griechische Chor. Es ist dieses ein eigenes Taktschlagen zum Spiele der innern Empfindungen, welches Schülermittels kein geübter Künstler bedarf. Herr *** als Fridolin, und noch mehr Herr *** als Robert verdienen großes Lob. — Luitgarde: Demoiselle ***. Einen leisen Tadel möge sie sich

für ihren manchmal etwas weinerlichen Vortrag gefallen lassen. Thränen, ja selbst erstickte, sind ein Luxus der Empfindung, welche nur selten bei großen Festlichkeiten des Herzens zu genehmigen sind. Aber ihr Fortrennen nach dem Eisenhammer, als sie Fridolins blutige Sendung erfuhr, war meisterhaft, und, obzwar mit dem Rücken dem Zuschauer zugewendet, konnte man doch ihren innern Kampf wahrnehmen. — Herr *** machte den Grafen Felseck — ganz vortrefflich, so lange sein Spiel die Weinlaune forderte, aber in den Jammerscenen mit unbegreiflicher und unverzeihlicher Kälte. — —

Der Wasserkrug, den Luitgarde zum Begießen der Blumen herbeitrug, war den Händen einer Köchin, aber nicht den niedlichen eines Burgfräuleins angemessen.... Es ist nicht wahrscheinlich, daß unter ein so schmales, keinen Schatten werfendes Bäumchen, als im zweiten und fünften Aufzuge auf der Bühne aus Pappendeckel erschien, eine Ruhebank angebracht worden sei; man pflegt dazu breitästige Bäume zu gebrauchen . . . Die Gartenmauer, die sich in der dritten Scene des ersten Akts durch eine Thüre des Burghofes zeigt, ist durchaus nicht gothisch gebaut. Es ist dieselbe, in deren Umfange man alle modernen Liebeleien und häuslichen Leiden und Freuden spielen sieht. Hat man das Stück gelesen und ge-

sehen, und nicht die kleinste Lust dabei empfunden, so bleibt doch Etwas, das am Ende Freude macht; der Gedanke nämlich: daß die Zeiten nicht mehr sind, wo es einem eifersüchtigen Grafen einfallen dürfte, einen seiner Unterthanen braten zu lassen. Es liegt etwas Angenehmes in dieser Vorstellung.

49. Am 18. April. — Pauline, Oper in zwei Abtheilungen, Musik vom K. Hannövr. Musikdirektor Sutor (zum Erstenmale).

Carl von Perio, „ein Gefangener auf einer nahen Burg," sitzt darum gefangen, weil er, wie ich glaube, auf einen Minister ein Pasquill geschrieben hatte; aber schon nach einigen Jahren wird er wieder frei gegeben und erhält sein anheimgefallenes Vermögen zurück. Man sieht, es ist eine Feen-Oper. Seine liebende Gattin Pauline hat sich als Milchmädchen bei einem Pächter in der Nähe der Zwingburg eingenistet. Ein Fischer und ein Gefängnißwärter, ihre Anbeter, werden von ihr zum Besten gehalten, und singen eifersüchtige Arien. Ein Unbekannter kommt, der verwandelt sich in einen Prinzen, und der Edle macht des Gefangenen und der Zuhörer Leiden ein Ende. —

50. Am 14. März. — Das Vogelschießen. Lustspiel von Clauren.

Nicht ungefällig. Die Handlung abwechselnd

und rasch; und das ist gut, denn um so schneller schlüpfen die dem Dichter eigenen plastischen Schlüpfrigkeiten dem Ohre vorbei, ohne daß man Zeit hatte, ihnen nachzuhören. An Scherz und Lust fehlt es nicht, und wie bei den Freudengelagen der alten Aegypter Särge aufgestellt waren, so wird hier zur Erhöhung des Vergnügens die deutsche Landwehr verspottet. Im fünften Akte werden Scenen aus Göthe's Jahrmarkt zu Plundersweilern entlehnt. Auch gut gethan, da sie nicht zu übertreffen waren.

Es wurde allgemein mit Liebe, Gewandtheit und erforderlich rasch gespielt. Dem. Lindner als Lottchen Wollank, wegen ihrer unnachahmlichen Naivität, Herr Becker als Selting, wegen seines Feuers und Anstandes, Herr Obermayer als Schützenlieutenant Salat, wegen seiner Komik, die um so wirksamer war, weil sie passiv blieb, verdienen eine besondere Erwähnung. Herr Otto machte den Fürsten. Seine Rolle ist zwar klein; aber das Stillleben der Großen und Vornehmen mit solcher Leichtigkeit zu spielen, scheint leicht und ist schwer. — Der Schauplatz mit seinen Buden, Schenken, Gauklern und Lustspielern, war so gut als möglich angeordnet. Unsere Bühne ist zu eng für solches Leben und Treiben.

51. Die Verwandlungen, Oper in einem Akt, von Fischer.

Musik ohne Bedeutung. Weder deutsches Gewicht noch französische Leichtigkeit. Madame H . . ., als die junge Wittwe, sang beifällig und spielte mit Anmuth ihre verwandelnden Rollen. Schauspieler spielen am besten, wenn sie sich selbst kopiren, weil sie dann nicht unnatürlich werden können.

52. Der Quartierzettel, Lustspiel in drei Abtheilungen, von Reinbeck.

Ein junger Mensch, der sich nach Herzenslust in den Dukaten seines gutmüthigen Onkels sonnen darf, will heirathen. Aber über zwei Berge führt der Weg zur Geliebten. Der Onkel ist so sehr gegen das Heirathen eingenommen, daß er, so oft davon die Rede ist, „pfui Teufel" ruft und dabei ausspuckt. (Das ist gewiß zu arg; ist die Ehe auch kein Nektar, so ist sie doch wenigstens kein Vomitiv!) Dann befindet sich das Mädchen in Verwahrung ihres alten Vormundes, der sich von seiner Mündel und ihrem Golde nicht trennen mag und daher beide erheirathen will. Es kömmt darauf an, den Onkel zu bereden, den Vormund zu überlisten. Der Zufall leistet hülfreiche Hand. Ein französischer Soldat zeigt auf der Straße dem jungen Menschen sein Einquartierungsbillet und bittet um Zurecht-

weisung. Siehe da! es ist die Nummer des Hauses, worin die Geliebte wohnt. Der junge Mensch führt den Franzosen in ein Weinhaus, schleicht sich mit dem Zettel davon, verkleidet sich gehörig, und tritt als Soldat unter das Dach des Mädchens, das ihm nach der Erkennung eine zärtliche Ohrfeige giebt. Der Onkel sucht voller Angst den Neffen überall auf und kann ihn nicht finden. Ein guter Freund des Letztern, der mit unter der Decke spielt, verräth endlich des Neffen Aufenthalt. Der Onkel hin. Der Neffe sagt: aus Liebe habe er sich bei den Franzosen anwerben lassen, (nämlich aus Liebe zu seinem Mädchen) jedoch unter der Bedingung, daß er wieder frei würde, wenn er die Bewilligung zur Heirath erlange. Der liebende Onkel läßt sich auch aufbinden, daß die Franzosen unter solchen erotischen Bedingungen Rekruten anwerben, und gibt seine Einwilligung. Der Vormund muß nach den Regeln des Lustspiels mit saurem Gesichte endlich beistimmen.

53. Am 8. Juni 1820. — Die Schachmaschine, Lustspiel nach dem Englischen, von Beck.

Die Komik des Herrn ***, der den jungen Ruff spielte, war eine ganze Octave zu tief genommen. Worin der Mißgriff bestand, das läßt sich, so viel die allzu possenhafte Kleidung betrifft, nach Weite, Breite, Schnitt und Farbe, deutlich zeigne; schwerer

aber ist, die Vergehen im Spiele selbst nachzuweisen. Das muß gefühlt werden. Die Tollheit der Jugend hat ihre Grazie, wie die Weisheit des Alters; ohne diese Grazie ist die Weisheit langweilig und die Tollheit abgeschmackt. Daß ein junger Mensch, um die steifen Philister aus dem Sattel zu heben und ihre Reitbahnkünste zu Schanden zu machen sich wild geberdet, mag hingehen, mag ergötzlich sein. Aber den Koller darf er nicht haben, das ist eine Krankheit.

54. Am 14. Juni. Die Zauberflöte.

Seitdem unsere Bühne besteht, ist von allen Singspielen Mozart's Zauberflöte am häufigsten vorgestellt worden. Im Jahre 1793, wo sie zum Erstenmale erschien, wurde sie siebenzehn Male, in dem darauf folgenden Jahre sechs und zwanzig, 1795 zwölf, 96 zehn, 97 acht Male, später seltener, doch jedes Jahr — mit der einzigen Ausnahme von 1812 — gegeben. Bis jetzt (das gegenwärtige Jahr ungerechnet) ist die Oper 137 Male gespielt worden. Wie ein Kirchenlied, wie ein Gebet, ist diese Musik in Aller Ohren, in Aller Herzen einheimisch. Unser vortreffliches Orchester könnte sie wohl auswendig spielen. Wenn eine Musik so lange ihre Herrschaft behauptet und so dauernd die Liebe fesselt, so beweist dieses nicht blos ihren Werth,

sondern auch die Anerkennung ihres Werthes. Schon als Deutsche können wir dem großen Mozart nie genug huldigen. Nicht darum blos, weil er ein Deutscher, sondern auch, weil seine Kunst die einzige ist, worin, durch ihn, die Deutschen sich vor allen Völkern Europas des größten Meisters erfreuen. Deutschland besitzt für alle Wissenschaften und Künste eine große, für einige, verglichen mit andern Ländern, die größte Zahl ausgezeichneter Männer. Aber der ausgezeichnetsten dürfen sich jene Andern rühmen. Eine Ausnahme bildet, in der Wissenschaft, die Philosophie, worin die größten Geister Deutsche sind, und in den Künsten die Musik. (Es ist bezeichnend für deutsche Art, daß Musik eine metaphysische Kunst ist). Bedenkt man nun, wie oft die Zauberflöte das Entzücken und die Bewunderung der Kenner erregt, wie oft die Menge erfreut und wie vieles Geld daher in die Theater=Kasse gebracht hat, so dürfte man mit Recht fordern, daß diese Oper auch äußerlich mit dem erforderlichen Anstande und Glanze geschmückt erscheine, was aber auf unserer Bühne nicht geschieht. Möget ihr immer den göttlichen Mozart nur als Diener eurer Theater=Kasse betrachten, aber auch einem Bedienten läßt man von Zeit zu Zeit eine neue Livree machen. Verwischte, verschabte, alte Dekorationen: die nämlichen, die schon vor 27 Jahren

gebraucht. In so viel Zeit wird selbst ein massives Bauwerk schadhaft und der Ausbesserung bedürftig, geschweige ein gemaltes. Eine Soldatenpfeife, eine alte Bandschachtel, woraus das Glockenspiel, von zwei hölzernen Trommelschlägeln angeschlagen, erklingt. Feen kosten ihre Geschenke keinen Heller, darum sind sie auch immer prächtig; welche Pracht sich durch etwas Farbe, Papier und Glas leicht vortäuschen läßt. Mag die alte Schlange immerhin noch tausend Jahre den Tamino schrecken und noch millionenmal todtgestochen werden: — so eine Schlange hat ein zähes Leben; — aber der Papageno-Rock taugt nichts. Der arme Vogelfänger sieht darin aus wie ein Hanswurst. Das Kleid mag buntbefiedert sein, so bunt wie ein Kolibri, Papagei, Pfau; aber welcher Vogel hat so abgezirkelte, symmetrische Farbenfelder auf dem Leibe? Früher war das Kleid mit natürlichen Federn besetzt, die durch Alter und Gebrauch nach und nach ausfielen. Dem verstorbenen, wenn auch nicht unersetzlichen, doch unersetzten Lux (möchte unser fiat lux! erhört werden), begegnete es als Papageno, daß er sich unter dem Spiele mauste. Er extemporirte einigen Spott, und das half; es wurde ein neues Kleid angeschafft, welches aber jetzt, obzwar keine natürliche, sondern von Seide oder Wolle nachgebildete Federn darauf

sitzen, wieder verdorben ist. Auch wäre zu wünschen, daß in den großen Vogelkäfig noch einiges Geflügel gesperrt werde; es sind nicht mehr als zwei ausgestopfte magere Hinkel darin. Würden diese Verbesserungen eingeführt, dann bliebe Nichts mehr zu wünschen übrig, da die Priesterkutten vor zwei Jahren gewaschen worden sind. Die Zeitgenossen sind immer undankbar gegen lebende große Männer, die sich um die Menschheit verdient gemacht haben; aber die späte Nachwelt wird es dankend und verehrend anerkennen, daß ich es war, der, durch eine Rüge in der Wage, jene Reinigung der Priesterkutten veranlaßt hatte.

55. Der neue Gutsherr. Oper von Bojeldieu.

Der Amtsschulze ward von Herrn Obermayer sehr brav und sehr fein in italienischer Manier dargestellt. Er brachte mehrere sinnreiche und witzige Einfälle aus dem Stegreife an. Eigentlich dürfte dieses Extemporisiren in jedem Lustspiele gefordert werden, das immer etwas Schwerfälliges behält, wenn nur dem Soufleur nachgesprochen wird. Madame Hofmann, als Bärbchen, sang mit silberreiner Stimme so leicht und fertig, als ausdrucksvoll und kräftig, und spielte mit der ihr eigenen Anmuth. Herr Leißring erquickte ungemein durch sein komisches Spiel, das nie die Gränze des Anstands

überschreitet und sich nie in ungemessener Breite umhertreibt.

Das Orchester schien die Grazie dieser Musik Bojeldieu's heute Abend nicht recht herauszufühlen, es schien mir etwas schläfrig, schleppend. Es schien mir, sage ich zum dritten Male; denn eigentlich verstehe ich Nichts hiervon, und urtheile nur nach dunkeln Gefühlen, wobei Täuschung leicht möglich ist. „Wovon Sie nichts verstehen, sollten Sie auch nicht sprechen," könnte man mir erwiedern. Freilich, und darauf könnte ich Nichts antworten als, daß einen Journalisten, der jetzt so sclavisch behandelt wird, wohl auch einmal die Lust anwandeln dürfe, den Herrn, den Sieger zu spielen, der, ein anderer Brennus, um das Recht unbekümmert, sein gefiedertes Schwert in die Wagschale wirft.

56. Am 20. Juni. — Pagenstreiche. Lustspiel von Kotzebue.

Semper lustig, nunquam traurig, singen die Herren Studenten. Wir auch. Und will sich einmal ein verrückter König Lear verstohlen über unsere Bühne schleichen, machen wir ein spöttisches Gesicht, und fragen, den Hofrath Schiller parodirend: „Was kann denn dieser Misere Lustiges begegnen?" Kotzebue selbst hat die Pagenstreiche eine Posse benannt; wir aber hegen eine zu große Ehrfurcht vor solchen

erhabenen Dingen, und nennen sie darum ein Lustspiel. In einigen Tagen gibt man uns wieder ein neues Lustspiel von Herrn Töpfer, dem genialen Dichter des Tagsbefehls. Wir freuen uns sehr darauf.

57. Am 22. Juni. — Soliman der Zweite, Oper, nach dem Französischen bearbeitet von Huber. Musik von Süßmayer.

Wer das Leben des großen Soliman auch nur aus der kurzen Darstellung kennen lernt, die das Conversations-Lexikon davon gibt, mag sich wundern, daß ein so hochherziger, thatenreicher Mann zum Spielzeuge einer kleinen Kokette herabsinken und sich so armselig geberden konnte. Er fragt: ist denn die Geschichte wahr, hatte wirklich der Sultan eine europäische Sclavin geheirathet und seinen Thron mit ihr getheilt? So wird wenigstens allgemein behauptet. Roxelane nennt sie die Geschichte und Marmontel, der seine bekannte Erzählung daraus gebildet. Sein Solimann gleicht seinen Lindors, seinen Floricourts, er hat den Helden zu einem bonbon de Sultan gemacht, wie sie für die polygamischen Pariser in der Straße St. Honoré bereitet und verkauft werden. Roxelane soll eine Italienerin gewesen sein; doch Marmontel hat sie in eine Französin umgewandelt, „ohne Zweifel (wie

Lessing in seiner Dramaturgie sagt) weil er es ganz unwahrscheinlich gefunden, daß irgend eine andere Schöne, als eine französische, einen so seltenen Sieg über einen Großtürken erhalten könne.“ Wenn aber Marmontel's französische Eitelkeit grade in diesem Falle zu entschuldigen ist, weil allerdings eine quecksilberne Pariserin geeigneter erscheint, sich in der Barometer-Röhre des Glückes bis zur Sultanin hinaufzuschmiegen, als eine starre, stolze Römerin; so verdient doch Huber getadelt zu werden, daß er in seiner Oper jene siegreiche Sklavin zur Deutschen gemacht hat. Marianne nennt er sie; aber habe sie einen noch so schmeichelnden, schmelzenden Namen, eine Deutsche bleibt immer eine brave, schwere Gertrude, die Noth hat, an einen Mann zu kommen, geschweige an einen Kaiser. Was nur das für einen deutschen Gelehrten ein sonderbarer Ehrgeiz ist, für seine tugendhaften Landsmänninnen um das höchste Verdienst in der Koketterie zu streiten! Ja, wenn es die Erfindung der Buchdruckerei, des Schießpulvers, die Abwickelung der Herkulanischen Rollen beträfe — aber so Etwas!

Ich habe Lessing's und seiner Dramaturgie erwähnt. Das war von einem Theaterkritiker gewiß sehr ungeschickt, sich einer solchen Vergleichung preiszugeben. Indessen es ist einmal geschehen, und

weil es geschehen ist, will ich einige Stellen aus der ungemein geistreichen und scharfsinnigen Beurtheilung, die Lessing von jener Erzählung Marmontel's bei Gelegenheit eines französischen Lustspieles gibt, zu der, wie zur besprochenen Oper, die Erzählung den Stoff geliefert, hier aufnehmen: „Ein Sultan, der in dem Schooße der Wollüste gähnet, dem sie der alltägliche und durch Nichts erschwerte Genuß unschmackhaft und ekel gemacht hat, der seine schlaffe Nerven durch etwas ganz Neues, ganz Besonderes wieder gespannt und gereizt wissen will, um den sich die feinste Sinnlichkeit, die raffinirteste Zärtlichkeit umsonst bewirbt, vergebens erschöpft: dieser kranke Wollüstling ist der leidende Held in der Erzählung. Ich sage, der leidende: der Lecker hat sich mit zu vielen Süßigkeiten den Magen verdorben; Nichts will ihm mehr schmecken; bis er endlich auf Etwas verfällt, was jedem gesunden Magen Abschen erwecken würde, auf faule Eier, auf Rattenschwänze und Raupenpasteten; die schmecken ihm. Die edelste, bescheidenste Schönheit, mit dem schmachtendsten Auge, groß und blau, mit der unschuldigsten, empfindlichsten Seele, beherrscht den Sultan, — bis sie gewonnen ist. Eine andere, majestätischer in ihrer Form, blendender von Kolorit, blühende Suada auf ihren Lippen, und in ihrer

Stimme das ganze liebe Spiel bezaubernder Töne, eine wahre Muse, nur verführerischer, wird — genossen, und vergessen. Endlich erscheinet ein weibliches Ding, flüchtig, unbedachtsam, wild, witzig bis zur Unverschämtheit, lustig bis zum Tollen, viel Physiognomie, wenig Schönheit, niedlicher als wohlgestaltet, Taille, aber keine Figur; dieses Ding, als es den Sultan erblickt, fällt mit der plumpesten Schmeichelei wie mit der Thüre ins Haus: Grâces au ciel, voici une figure humaine! — Und so wie dieses Eingangskompliment, so das Uebrige. — Vous êtes beaucoup mieux, qu'il n'appartient à un Turc: vous avez même quelque chose d'un François. — En vérité, ces Turcs sont plaisans; — je me charge d'apprendre à vivre à ce Turc. — Je ne désespére pas d'en faire quelque jour un François. — Dennoch gelingt es dem Dinge! Es lacht und schilt, es droht und spottet, es liebäugelt und mault, bis der Sultan, nicht genug, ihm zu gefallen, dem Seraglio eine neue Gestalt gegeben zu haben, auch Reichsgesetze abändern, und Geistlichkeit und Pöbel wider sich aufzubringen Gefahr laufen muß, will er anders mit ihr eben so gücklich sein, als schon Der und Jener, wie sie ihm selbst bekennet, in ihrem Vater-

lande mit ihr gewesen. Das verlohnt sich wohl der Mühe!"

„. . . . Ein Türk und Despot muß, auch wenn er verliebt ist, noch Türk und Despot sein. Dem Türken, der nur die sinnliche Liebe kennt, müssen keine von den Raffinements beifallen, die eine verwöhnte europäische Einbildungskraft damit verbindet. „Ich bin dieser liebkosenden Maschinen satt; ihre weiche Gelehrigkeit hat nichts Anzügliches, nichts Schmeichelhaftes; ich will Schwierigkeiten zu überwinden haben, und wenn ich sie überwunden habe, durch neue Schwierigkeiten in Athem erhalten sein:" so kann ein König von Frankreich denken, aber kein Sultan. Es ist wahr, wenn man einem Sultan diese Denkungsart einmal gibt, so kömmt der Despot nicht mehr in Betrachtung; er entäußert sich seines Despotismus selbst, um einer freiern Liebe zu genießen; aber wird er deswegen der zahme Affe sein, den eine dreiste Gauklerin kann tanzen lassen, wie sie will? Marmontel sagt: Soliman war ein zu großer Mann, als daß er die kleinen Angelegenheiten seines Seraglio auf den Fuß wichtiger Staatsgeschäfte hätte treiben sollen. Sehr wohl; aber so hätte er auch am Ende wichtige Staatsgeschäfte nicht auf den Fuß der kleinen Angelegenheiten seines Seraglio treiben müssen. Denn zu einem großen Manne ge-

hört beides: Kleinigkeiten als Kleinigkeiten und wichtige Dinge als wichtige Dinge zu behandeln. Er suchte, wie ihn Marmontel selbst sagen läßt, freie Herzen, die sich aus bloßer Liebe zu seiner Person die Sklaverei gefallen ließen; er hätte ein solches Herz an der Elmire gefunden; aber weiß er, was er will? Die zärtliche Elmire wird von einer wollüstigen Delila verdrängt, bis ihm eine Unbesonnene den Strick über die Hörner wirft, der er sich selbst zum Sklaven machen muß, ehe er die zweideutige Lust genießet, die bisher immer der Tod seiner Begierden gewesen. Wird sie es nicht auch hier sein? Ich muß lachen über den guten Sultan, und er verdiente doch mein herzliches Mitleid. Wenn Elmire und Delila nach dem Genusse auf einmal Alles verlieren, was ihn vorher entzückte: was wird denn Roxelane nach diesem kritischen Augenblicke für ihn noch behalten? Wird er es acht Tage nach ihrer Krönung noch der Mühe werth halten, ihr dieses Opfer gebracht zu haben? Ich fürchte sehr, daß er schon den ersten Morgen, sobald er sich den Schlaf aus den Augen gewischt, in seiner verehelichten Sultane weiter nichts sieht, als ihre zuversichtliche Frechheit und ihre aufgestülpte Nase. Mich dünkt, ich höre ihn ausrufen: beim Mahomet, wo habe ich meine Augen gehabt?"

So urtheilte Lessing von Marmontel's Erzählung, der er jedoch im Allgemeinen großes Lob gewährt, sie vortrefflich, allerliebst nennt. Was würde er nun erst gesagt haben, wenn er gesehen hätte, wie Soliman in Huber's Oper bis zu einem bleichsüchtigen Mädchen herabkränkelt worden, wenn er seine Reden gelesen hätte: „die Grausame! sie flieht vor mir. Ist das der heißen Liebe, des treuen Herzens Lohn? Sie spottet meiner Triebe, verachtet meinen Thron. Mußt ich aus ihren Augen, zu meiner Qual und Pein, das süße Gift einsaugen, daß sie kann fühllos sein?" Oder: „Amors sanfte Zaubertriebe machen selig und vergnügt, wird das Hinderniß der Liebe stufenweise nur besiegt. .." Oder: „In des Mondes Strahlen klaget einsam jedes Herz, Niemand theilet meine Qualen, weihet Zähren meinem Schmerz." (Dieser Schäfer hatte Wien belagert, und in zwanzig Tagen zwanzigmal die Stadt bestürmt!)

Die Ouvertüre dieser Oper erinnert an die der Entführung und des Califen von Bagdad, nicht zu ihrem eigenen Vortheile. Doch bemerkte ich, wie gleich beim ersten Paukenschlage und Schellenklange sich viele Parterre-Gesichter aufheiterten und Beifall zeigten. — Herr *** als Soliman spielte richtig im Sinne der Dichtung. Statt Sinnlichkeit ließ er

Empfindsamkeit vorherrschen: er war Ferdinand in Kabale und Liebe. — Die drei Sultaninnen sangen brav, wetteifernd; aber die erstere als Marianne war in ihrem Spiele ganz die deutsche Gertrude. Sie wollte losgebunden scheinen, sie hüpfte, drehte sich im Kreisel, aber zehnmal fürchtete ich, sie würde mit ihrer hohen stolzen Gestalt den Sultan umrennen. — Herr *** als Osmin zeigte von der Stimme eines zuverlässigen Frauenwächters nur die Weiblichkeit, nicht die Schönheit. Er trug eine Peitsche in der Hand. Werden die Weiber des Serails wie Hunde zusammengepeitscht? Das ist nicht glaublich. Lady Montague, die einzige unter Europäern, welche die innere Einrichtung des Serails genau, und genauer kennen gelernt, als sie zu wünschen sich wenigstens anstellen mochte, erzählt Nichts hiervon. — Im ersten Akte, gleich in der ersten Scene, zeigen sich nach aufgezogenem Vorhange die versammelten Sklavinnen, die wechselseitig neidisch und eifersüchtig wegen der bevorstehenden Wahl des Sultans mit der Zunge gegen einander fechten. Ihr Wächter Osmin wird ungeduldig und schreit: „Ha! was soll denn dieses Schwärmen? Weiber höret auf zu lärmen.“ Aber hat Einer schwärmen gesehen und lärmen gehört? Die Mädchen standen ruhig im Halbkreise und bewegten weder Hand noch Fuß.

Dann war im ganzen Saale kein Polster noch sonstiges Geräth. Glaubt man, daß die armen Kinder so schlecht behandelt werden? Und der Sultan, der so oft hierher kömmt, wird er niemals müde und wünscht sich zu setzen? —

58. Das Landhaus an der Heerstraße, Lustspiel von Kotzebue.

Eine der witzigsten, launigsten aller Possen Kotzebue's. Aber ein Drittheil Schläfrigkeit mit zwei Drittheil Munterkeit, eine Mischung, wie sie das Spiel erfordert — sie wird manchmal verfehlt.

59. Am 2. Juli. — Die Bestürmung von Smolensk, Schauspiel von Johanna von Weissenthurn.

Ein schönes Schlachtstück, das man mit Wohlgefallen sehen mag. Aber die hochtrabenden Redensarten hier und da! Wozu nur diese Trompeten der Empfindung? Man hört sie ja doch nicht vor dem Donner des Geschützes.

60. Der Schatzgräber, Oper von Mehül.

Da hatte ich nun wieder einmal meinen periodischen Aerger! Auf dem Zettel stand: „Der Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben." Als ich ihn aber bei der Kasse kaufen wollte, war er nicht zu haben. Es macht mir wahrlich kein Vergnügen, den Text zu lesen, aber es gebührt sich doch.

Wenn der Text nicht zu haben ist, warum wird gedruckt, daß er zu haben sei? So vieles Ueberflüssige wird gedruckt! rufe ich hier in der menschenfreundlichen Absicht aus, damit sich Einer oder der Andere meiner Leser das Vergnügen machen könne zu seufzen: Ja wohl!

61. Am 22. Juli. — Der todte Mann, Lustspiel von Thienemann.

Ein trockner und invalider Spaß. Die Langeweile muß elastisch sein, da so viel davon in den engen Raum eines einzigen Akts zusammengepreßt werden kann. Die drei darin Spielenden vermummten sich vergebens; wir erkannten sie sogleich, wie sie nun sind, so oder so.

62. Zwei Worte, Oper von d'Alayrac.

In dieser als Handlung und Musik gleich anziehenden Oper, in ihrer Art der besten eine, verdiente das Spiel der Madame H . . ., als Rose, ausgezeichneter Erwähnung. Man kann nicht mehr Grazie wünschen. — Habe ich recht gesehen, so drohten zwei Balken an der Decke der Schenkstube gefährlichen Einsturz. — Auf dem Zettel stand gedruckt: „Der Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben"; aber kurios! als ich darnach fragte, war er nicht zu haben. An dem Hause mag wohl ein verborgener Eingang sein, den ich noch nicht kenne.

„Schillers Gedichte“ — „Mit Hoch-Obrigkeitlicher Erlaubniß“ — „Heute roth, morgen todt“ — „Diejenigen Personen, welche den freien Eingang genießen, können nicht früher als um sechs Uhr eingelassen werden.“ — Alles das kann stereotyp gedruckt werden, denn es gilt für ewige Zeiten. Aber „der Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben,“ darf nicht stereotyp gedruckt werden, da es Zeiten gibt, wo er nicht zu haben ist. Delenda est Carthago!

63. Am 23. Juli. — (Zum Erstenmale) Das letzte Mittel. Lustspiel in vier Abtheilungen, von Johanna v. Weissenthurn.

Ein Graf, ein Baron, zwei Baronin (wie heißt es in der Mehrzahl?), ein Fräulein Tochter, eine simple Frau von, eine Kammerjungfer und vier Bedienten — das wären die hohen Herrschaften nebst standesmäßiger Bedienung in gehöriger Anzahl. Mehr als dieses, was mir der Komödienzettel beigebracht, weiß ich nicht von dem Manuscripten-Lustspiele; ich habe der Aufführung zu meiner großen Betrübniß nicht beiwohnen können — zu meiner Betrübniß sage ich; denn das Stück soll nicht gefallen haben, und ich freue mich immer, wenn meine Landsleute Geschmack zeigen. Da erscheint kein neues Schauspiel des Herrn

Ziegler noch der Frau v. Weissenthurn, das nicht alsobald, 160 Stunden weit, von Wien herbei geschafft würde. Weissenfels ist viel näher, warum gab man den Yngurd noch nicht, warum die Albaneserin nicht? Vom Yngurd sagten sie: der sei zu polydramatisch, der Teufel könne das viele Volk auftreiben; und von der Albaneserin sagten sie: sie hätten hier und da gelesen, sie sei hier und da getadelt worden. Ueber diese Vorsicht! Ueber diese strenge Kritik! Ich meine, wenn man es mit Zieglers zwei Tableaux für Eins versucht, könne man es auch mit Müllner's Albaneserin wagen. Man hat die Handlung, man hat die Haltung der Charaktere in dieser Tragödie getadelt; das soll alles gegründet sein; aber ich wette doch, daß wenn auch Müllner seine Albaneserin in einem hitzigen Fieber gedichtet hat, das Drama dennoch reine Vernunft ist gegen Houwald's Bild, das die Florentiner an der Elbe (wie sie sich nennen), und die Athenienser am Main überaus entzückt, und einen jener Florentiner zu folgendem Nachrufe an Houwald (in der Abendzeitung) begeistert hat:

Wollest nach der Heimkehr noch manch Bild uns malen,
Auf dem der Himmel zu der Erde sinkt.
Dem, dessen Leuchtthurm nach der Freistatt winkt,
Verleiht schon hier der Himmel seine Strahlen!

Ich habe die Verpflichtung übernommen, Theater-Kritiken zu schreiben; aber daß die Erfüllung jeder Pflicht süß sei, das schwätzt auch nur der Opern-Text so in den Tag hinein. Manche Schauspieler haben sich beklagt, daß ich sie quäle mit meinem unfreundlichen Urtheile; wenn sie rachsüchtig sind, mögen sie zufrieden sein, denn sie quälen mich mehr als ich sie. Ich muß deutlicher reden, um nicht ungerecht zu scheinen — nicht durch ihr Spiel, sondern durch das, w a s sie spielen, quälen sie mich, woran sie freilich schuldlos sind. Ich rede vom Repertoire. Wenn eine herumziehende Truppe im Reichs-Marktflecken Kuhschnappel spielt, so wird sie doch wenigstens, um vor dem Schulrath Stiefel zu stolziren, zuweilen mit Wallenstein, mit Egmont oder Macbeth auftreten. Aber wir! Wir thun nicht stolz, wir zeigen uns, wie wir sind. Man übersehe nur das Verzeichniß der seit einigen Wochen aufgeführten Stücke: Der verbannte Amor; zwei Tableaux für Eins; die Bestürmung von Smolensk; das verlorne Kind; der Rehbock; die deutsche Hausfrau; die eifersüchtige Ehefrau; Fridolin; das Kind der Liebe; die beiden kleinen Auvergnaten; der Mann im Feuer; der Spieler; das letzte Mittel; der Freimaurer; der Quartierzettel; noch einmal die eifersüchtige Frau; und zwischen diesen allen nur Gotters alte aber gute

Marianne und Körners Hedwig, die wenigstens als Reliquie zu verehren ist! Nichts, woran man sich erquicken, woran man sich erholen kann; nichts, wobei man empfinden, wobei man denken kann. Alle Tage derselbe abgeschmackte Jammer, derselbe abgeschmacktere Spaß. Es ist nicht Heuchelei, nicht Spott, nicht Ziererei, es ist Ernst und Wahrheit, wenn ich meine Leser versichere, daß mich die Vorstellungen auf unserer Bühne oft krank machen, daß mir der Kopf brennt, das Herz zittert, die Brust beklommen ist, wenn ich an den Theater-Abenden diese fürchterliche Pein der Langeweile zu ertragen habe. Man hat mir gesagt, das Haus bliebe leer, so oft ein Stück angekündigt würde, das weder zum Gerben des Zwergfells, noch zum Ausleeren der Thränensäcke dienlich sei. Gut, das ist ein ernstes Wort, das ist eine fürchterliche Beschuldigung, davon wollen wir im nächsten Hefte der Wage in einer eigenen Abhandlung sprechen. Das Verzeichniß der im ganzen vorigen Jahre aufgeführten Schauspiele soll mit dem der übrigen deutschen Bühnen verglichen und der große Abstand gezeigt werden. Dann wollen wir fragen, was glaublicher sei: daß es einem oder wenigen Menschen, oder daß es vierzigtausenden an allem Sinne, allem Urtheile, allem Gefühle für's Schöne, Gute, Große und Schickliche fehle?

64. Am 25. Juli. — Carlo Fioras. Oper. Nach dem Französischen von Vogel. Musik von Fränzl.

Es läßt sich so wenig zum Vortheile als zum Nachtheile dieser Oper sagen, sie gehört zu den gleichgültigen, die nach Gefallen kommen oder ausbleiben mögen. Sie ist arm an dramatischer Handlung, doch die Redensarten sind etwas weniger einfältig, als sie sonst in Opern zu sein pflegen. Den Noten-Raub des Komponisten verzeihen wir; wir sind die Richter nicht und haben unseren Theil an der Beute. — Herr ***, der den Carlo Fioras machte, hatte die klägliche, nicht die rührende Gestalt eines Unglücklichen. Er verrieth das Darben der Sinne, den Schmerz der Seele verrieth er nicht. Man mochte wohl etwas thun für einen so Jammervollen, um seinen Anblick los zu werden, aber nichts fühlen, mit dem Wunsche es erheitert zu sehen. Sein Mienenspiel war richtig umzeichnet, aber an Licht und Schatten mangelte es ihm sehr, an Färbung ganz; Stumme aber reden mehr als Sprechende, nur nicht mit Worten. — Herr *** als Don Manuel war wie immer vorzüglich. Er vergütete uns seine Abwesenheit während einer langen Krankheit heute zum zweiten Male; aber ein Anderer als er selbst kann uns diese nicht vergüten. — Herr P*** spielte den

Barbastro. Es ist zu wetten, daß wir ihn bald verlieren. — Demoiselle Bamberger: Isabella. Schöne Stimme, gute Schule und einnehmende Gestalt lassen nichts mehr zu wünschen übrig, als daß diese junge Künstlerin bei längerer Uebung auch die Befangenheit ihres Spiels verlernen möge, doch ohne die Aengstlichkeit oder Bescheidenheit, aus denen sie fließt; das ist gebührlich vor einer versammelten Menge.

65. Am 26. Juli. — Der Freimaurer, die eifersüchtige Frau, und der Quartierzettel.

Also Neugierde, Liebe und Eifersucht, diese drei Parzen des weiblichen Lebens. Mit der Neugierde werden die Weiber geboren, sie leben nicht länger als sie lieben, und an der Eifersucht sterben sie. Frau v. Uhlen: die letzte Seite Ihres Dreieckes haben Sie in der Eile etwas schief gezogen; es ist noch keine Frau an der Eifersucht gestorben. Der Freund: Haben Sie die Fastenpredigt in der Wage gelesen? Frau v. Uhlen: Ach ja! Ich fand sie höchst langweilig, und nur weil sie ruchlos ist, ist sie nicht abgeschmackt; wäre sie nicht bitter, wäre sie fade. Der Freund: Es scheint mir eine gewisse Ironie durch jene Kanzelrede zu gehen, die das Gegentheil von dem sagt, was sie denkt; doch ist diese

Ironie zu unerfreulich, daß man sie suche, und zu tief versteckt, daß man sie finde. Die armen Spötter werden oft auf solche Weise bestraft. Es trifft sie das Loos jener Vertrauten eines türkischen Kaisers und Heerführers, dessen Namen ich nicht weiß. Dieser wollte, um seine Soldaten vor einer Schlacht anzufeuern, die Todten aus den Gräbern sprechen lassen. Einige Höflinge fanden sich bereit den Betrug zu spielen. Der Kaiser aber, um seines Geheimnisses sicher zu sein, ließ die Erde über den Lebendigbegrabenen nicht mehr aufdecken. Frau v. Uhlen: Ich verstehe die Anwendung nicht. Der Freund: Sie verstehen die Kunst liebenswürdig zu sein, und diese Wissenschaft umfaßt alle übrigen. Frau v. Uhlen: Ihre Schmeichelei drängt mein Vertrauen zurück; ich war schon auf dem Wege, Ihnen zu gestehen, daß der Fastenprediger nicht in Allem Unrecht hat, was er von meinem Geschlechte Böses sagt; nur die Schadenfreude, mit der er es sagt, bringt mich auf. Der Freund: Und doch sollte eben diese Schadenfreude Ihren Vorwurf mildern. Die Weiberverachtung des Fastenpredigers scheint mehr Grundsatz als Empfindung zu sein. Ich glaube, das entspringt aus seinen politischen Begriffen. Wer Bürger-Freiheit liebt, muß die Weiber hassen. Frau v. Uhlen: Ist es unsere Schwäche, wenn das

Herz der Männer zu eng ist, zugleich das Vaterland und uns zu lieben? Der Freund: Die Vaterlandsliebe braucht keinen Raum, aber Zeit. Frau v. Uhlen: Dann verzeihen Sie der Staatsverbrecherin, daß sie Ihren höheren Pflichten so lange im Wege stand. Der Freund (allein): So sind sie alle, sie werfen wie die Parther fliehend ihre Pfeile ab.

— — „Aber die Kritik? Wie hat Herr B***, wie Herr H***, wie Frau *** gespielt? Was halten Sie von der Freimaurerei?" — Ich glaube, daß ihr eine große Gefahr bevorsteht. Der Frau ***? — Nein, der Freimaurerei.

66. Am 18. Dezember. — Abraham, Melodrama in vier Abtheilungen. Musik von Kapellmeister v. Seyfried. (Zum Erstenmale.)

Die gewöhnlichen Singspiele in Versen sind doch wenigstens schmal, und lassen rechts und links einen breiten Papierweg übrig, den tollen Redensarten auszuweichen. Wenn aber die Worte das ganze Blatt einnehmen, wohin soll man sich flüchten aus dem lärmenden Gedränge, um nicht taub und gliederlahm zu werden? Dieser Abraham könnte der Erz-Vater sein des ganzen Geschlechts sinnloser Schauspiele. Das geistliche Gericht sollte die Gottlosigkeit zum Vorwande nehmen, an dem Verfasser die Ge-

schmacklosigkeit zu strafen. Die einfache und glaubhafte Erzählung der Bibel hat er in einen Hexen-Spuk umgewandelt. Flammende Inschriften am Himmel — Turteltauben, die mit göttlichen Briefen aus den Wolken kommen — Hagar in der Wüste sieht ihren Ismael verschmachten und verschreibt sich dem Teufel; da fliegt ein Drache herbei und bringt ihr Wasser! Nach Schwefel gestunken hat der Drache durch das ganze Haus mit der möglichsten Naturtreue. Möchte doch bei jeder Aufführung solch ein feuriger Drache erscheinen und etwas über unsern Köpfen verweilen, damit er uns warm mache; denn wir frieren sehr in diesen Wintermonaten. Wie gefährlich aber das Einschlafen in der Kälte sei, ist Jedermann bekannt, es kostet oft das Leben. Zwar haben wir vier Oefen mit glühenden Steinkohlen, aber da sie vor der Thüre stehen und nicht im Hause, so heitzen sie ohne Vorliebe ganz Europa und es kömmt wenig Wärme auf uns Frankfurter.

Möchte mir doch Einer erklären, warum die dramatischen Dichter den Verstand verlieren, sobald sie mit Tondichtern zusammentreffen. Oder wählen sich die Letztern, um gefährliche Nachbarschaft zu meiden, geflissentlich Solche, die den Verstand schon verloren? Dann verrechnen sich aber die Herren stark. Für die meisten Menschen ist der Opern-Text

das unentbehrliche Geländer, woran sie sich lehnen, um in die Musik hinabzuhören. Ist dieses Geländer nicht haltbar, dann bekommen sie den Schwindel, das Ohr dreht sich mit ihnen im Kreise, und sie hören und verstehen nicht das Spiel der Musik. Die zu Abraham ist gut. Seyfried hat die rechte Art, alttestamentarische Geschichten zu betonen; die rabenschwarze Trauer der ägyptischen Völkerschaften und ihre vierschrötige Lustigkeit mag man sich ohngefähr so vorstellen.

67. Am 19. December. — 1) Die eifersüchtige Frau, Lustspiel in zwei Abtheilungen; 2) die Verwandtschaften, Lustspiel in fünf Abtheilungen, beide von Kotzebue; 3) der Zänker, Schauspiel in einem Aufzuge, nach Bruis und Palaprat, frei bearbeitet, von Vielen.

Sieben Akte hinter einander werden sehr selten auf unserer Bühne gegeben, acht aber wurden es noch niemals; dieses geschah gestern zum Erstenmale. Die eifersüchtige Frau und die Verwandtschaften sind alte bekannte Stücke, besonders das erstere wissen wir besser als das Ein mal Eins auswendig. Es ist wie Sauerkraut, das in unserer bürgerlichen Haushaltung jede Woche wenigstens Einmal auf den Tisch kömmt. Ich brauche daher blos von dem letzten Stücke zu reden, welches neu ist.

Es ist dieses ohnedem meine Pflicht; denn das Schauspiel ist mein Pathchen, es kam ohne Namen auf die Bühne, und erhielt ihn erst von mir. Meine einheimischen Leser müssen mir aber erlauben, daß ich zuvörderst über den Inhalt des Stückes, der ihnen selbst schon bekannt ist, wegen der fremden Leser spreche. Wenn ich diesen den nöthigen Elementar-Unterricht gegeben und ihnen das Abc der Geschichte beigebracht haben werde, gedenke ich über den Werth des Stückes einige Worte zu sagen. Es ist gesagt worden, es sei nach Bruis und Palaprat bearbeitet, nicht etwa, als wäre der Zänker eine Uebersetzung des Grondeur jener beiden Dichter; das deutsche Schauspiel ist ganz Original (obzwar auch darin gezankt wird) und hat von dem Französischen nichts entlehnt, als die Lehre der Freundschaft, um sie weiter und schöner auszubilden. Wenn dort sich zwei Freunde vereinigt hatten, gemeinschaftlich ein Schauspiel zu schreiben, so haben sich hier einige hundert Freunde verbunden, mit vereinten Kräften ein dramatisches Kunstwerk darzustellen. Die Handlung ist folgende.

Eine Schauspielerin, und eine gute, so beliebt in der Welt als auf der Bühne, war seit zehn Jahren mit einem Manne verheirathet, der ihr als Jüngling sein Vermögen, seinen Stand und seine Glücks-

hoffnungen aufgeopfert hatte. Einer vornehmen Familie zugehörend, die nach den herrschenden Sitten die Verbindung mit einer Schauspielerin für keine ehrenvolle ansah, ließ er sich enterben und entsagte dem Range, der ihm offen stand, um seiner Neigung zu folgen. Seine Frau mochte die Künste der Gefallsucht schätzen lernen, wodurch sie eine so heftige, alle Schranken durchbrechende Leidenschaft zu bewirken verstanden, und die Waffen-Uebung fortsetzen, die ihr den Sieg verschaffte. So — sagt man — habe ihr Betragen, das liebloser gegen ihren Mann als gegen die Welt gewesen, jenen nach und nach in die tiefe Schwermuth gestürzt, woran er seit mehreren Jahren leidet und die endlich, da vor einigen Wochen seine Frau eine Scheidungsklage gegen ihn anbrachte, in einen Versuch der Verzweiflung ausbrach. Man fand und schalt es undankbar, daß ein Weib seinen Gatten, der ihm alles, seinen Wohlstand, die Zuneigung seiner Anverwandten, seine Ruhe, seine Kraft und selbst seine Liebenswürdigkeit aufgeopfert, verlassen wolle, nachdem es ihn hülflos gemacht. Man meinte: die Rechte der Kunst zu achten, das vergüte nicht die Beleidigung der Rechte der Natur — und man murrte. Aber die handelnde Jugend, die sich mit Worten und stillem Tadel selten begnügt, nahm sich vor, über die angeschuldigte Schauspielerin

ein öffentliches Sittengericht zu halten, sobald sie wieder auftreten würde. Die Theater=Direction erfuhr die Verabredung; aber der Sporteln froh, welche die Gerichts=Handlung einzubringen versprach, (es ließ sich erwarten, das Haus würde voll werden) ließ sie es geschehen, daß jene Schauspielerin spielte, und war sogar unbedacht genug, die Wahl eines Stückes (die eifersüchtige Frau) nicht zu verhindern, welches auf die Lage der Dinge viele Anspielung gab und die Erbitterung vermehren mußte. Sobald daher die Schauspielerin auftrat, erhob sich ein Lärmen, ein Pfeifen, Zischen, Pochen und Schreien, wie es hier noch nie erhört worden. Die Mißhandelte redete die Zuschauer an und berief sich mit einer Ruhe, die der höchsten Schuld und der höchsten Unschuld gleich eigen ist, auf die Reinheit ihres Gewissens. Endlich gelang es einigen Gegen=Schreiern, welchen die Ruhe jeden Preis werth war, den Aufruhr zu beschwichtigen, und das Stück wurde zu Ende gespielt. Die gewarnte Polizei hatte ihre Aufseher zahlreich im Hause vertheilt; man muß aber diesmal ihre Klugheit und ihr schickliches Gefühl loben. Sie wollte durch ihre Gegenwart wahrscheinlich nur thätliche Aeußerungen verhüten, den mündlichen Aeußerungen des Unwillens aber ließ sie ungestörten Gang. Am andern Tage machte die

Theater-Direction bekannt, die gerichtete Schauspielerin würde nicht wieder auftreten, da sie „durch die gestrigen Vorfälle im Schauspielhause sich überzeugt zu haben glaubt, daß man ihren Leistungen auf der hiesigen Bühne die frühere Theilnahme versagt.“

In Bezug auf den erzählten Vorfall, der, wie alles Geschehene, unabänderlich bleibt, wäre es eigentlich ohne anwendbaren Nutzen, über die Ziemlichkeit oder Unziemlichkeit jenes öffentlichen Sittengerichtes abzuurtheilen. Aber die Menge hat ihre Macht kennen gelernt, und sie könnte wohl geneigt sein, bei einem künftigen ähnlichen Falle auf eine ähnliche Art zu verfahren, und darum ist es nöthig, zu untersuchen, ob die befolgte Handlungsweise zu loben oder zu tadeln sei. Es ehrt gewiß die Jugend, daß sie die Vertheidigung der Sittlichkeit übernahm, aber heißt es die Macht der Sittlichkeit ehren, wenn man zu ihrem Schutze eine solche Vertheidigung für nöthig hält? War jene sittenrichterliche Handlung nicht etwa bloßer Muthwille, sondern Ausbruch eines wahren Gefühls, dann darf man freilich nicht fragen, ob recht gehandelt worden, denn das Gefühl hat immer Recht; aber es muß gefragt werden, ob das Gefühl ein Recht hat, sich da zu äußern, wo nur der Ueberlegung das Wort gebührt. Man hätte bedenken sollen, daß, da jedes angeschuldigte Weib auch schul-

dig ist, weil es den Schein der Tugend so sehr zu hüten hat, als die Tugend selbst, darum Schuld mit Anschuldigung leicht verwechselt werden könne. Man hätte bedenken sollen, daß, da die verderbte leichtsinnige Welt übereingekommen ist, an dem Vergehen, welches man jener Schauspielerin vorwarf, nicht die Art, sondern die Größe des Vergehens zu bestrafen; es leicht sein könne, daß nicht die Angeklagte, sondern das alles vergrößernde Gerücht das Maaß der Bewilligung überschritten habe. Man hätte bedenken sollen, daß, wenn jene Schauspielerin viele Freunde gehabt hätte, statt wenige, es jenen gelungen wäre, das Mißfallen mit ihrem Beifalle zu übertäuben, und daß man sie so dafür bestrafte, daß sie nicht schuldig genug war, um ihre Unschuld darzuthun. Freilich kann man auch erwiedern: es gibt Vergehen, welche die öffentliche Meinung rächen muß, weil sie das Gesetz nicht erreichen kann — wo der Schutz der Staatsmacht endet, beginnt die Selbst-Vertheidigung — wo das Leben eines Künstlers anfängt, öffentlich zu werden, da fällt es mit seiner Kunst zusammen und wird, wie diese, Gegenstand des Urtheils — es ist eine Kränkung der ganzen Genossenschaft der Schauspieler, wenn man ihren Mitgliedern das Vorrecht gewährte, die Sitten ungestraft zu beleidigen und dergleichen mehr. Verlangt man aber,

ich solle kurz und bündig sagen, was ich von der Sache denke, so erwiedere ich Folgendes. Wenn jene Schauspielerin alles das begangen, dessen man sie beschuldigt, so ist ihr recht geschehen, und die Verseher des Sittenrichter-Amtes sind nicht zu tadeln; ich aber — möchte kein Scharfrichter auch an Missethätern werden, die ihre Strafe voll verdient hätten.

Kritiken.

I.

La Morale appliquée à la Politique. Par E. Jouy. Deux Volumes. Paris, 1822.

Minister, geheime Legations-Räthe, Gesandtschafts-Secretäre, diplomatische Personen überhaupt, welche alle, wie bekannt, große Menschenkenntniß haben, aber nicht die größte — wären im Stande und lobten immer noch dieses Buch, auch nachdem sie schon den ganzen Titel gelesen hätten; so sehr gefiele ihnen das Gesicht des Verfassers, welches aus dem beigefügten Kupferstiche zu ersehen ist! Diese feinen festgeschlossenen Lippen, welche die Zunge so klug bewachen; diese spitzbübische Nase, welche durch zwanzig Thüren die heutige Laune des gnädigsten Herrn wittert; diese schelmischen Augen, welche der ganzen bebänderten Gevatterschaft zuwinken: meine Reden haben euch wohl nicht irre gemacht, wir ver-

stehen uns; diese heitere und leere Stirne, auf welcher keinen Tag vor dem Lever etwas geschrieben steht; diese zierlich gekrausten Haare, diese Halsbinde, deren Schleife in weniger als zwanzig Minuten unmöglich geknüpft werden kann — kurz das ganze Gesicht könnte, ohne Lavater zu beschämen, einem Hofmarschalle angehören, der als Kunstkenner und weil er als Knabe den Telemach durchblättert, zwar über Moral verständig urtheilt, sie aber niemals, gleich einem bürgerlichen Pinsel, selbst ausübt. Wenn aber jene Herren sich verlocken ließen, das Buch wirklich zu lesen, wie wären sie geprellt! Herr Jouy theilt die tüchtigsten Ohrfeigen in seidenen Handschuhen aus und ist so grob, als ein Mann von Welt in französischer Sprache nur sein kann. Wenn man ein früheres Werk des nämlichen Verfassers kennt, l'Hermite de la Chaussée d'Antin, worin er mit vieler Grazie die Pariser Sitten beschrieb und fast zu sanft über die Schwächen der Menschen hinstreichelte, ist man angenehm verwundert, daß dieser Mann so warm werden konnte und, nicht wie ein chinesisches Feuerwerk, sondern wie eine Fackel, wie ein Leuchtthurm, oft wie ein mächtiger Blitz, seinen Gegenstand erhellte.

Die Höfe, mit welchen man zuweilen die leuchtenden Himmelskörper umgeben sieht, bestehen, wie

bekannt, aus gefrorenen Dünsten, und so lange sie dauern, scheinen Sonne und Mond mit matterem Glanze. Die Höfe der Fürsten sind gleicher Bestandtheile, und so umgeben, werden diese nie in reinem Lichte glänzen. Jene Dünste zu zerstreuen, gibt es kein besseres Mittel, als die Moral hinein zu jagen. Das war wohl die Absicht des Herrn Jouy, und er öffnete darum die Thüren des ganzen Staatsgebäudes und ließ die Moral durch alle Regierungskammern streichen. Von Friedrich dem Großen, der als Kronprinz gegen den Machiavelli geschrieben und als König manchmal nach dessen Vorschriften gehandelt, sagte Voltaire: er spucke in die Schüssel, um Andern die Eßlust zu vertreiben. Schöner und malerischer kann diese Wahrheit nicht ausgedrückt werden; aber wohl anders. Die Großen machen es, wie jener Bacchusverehrer mit seinem besten Weine: er schrieb Gift auf die Flaschen, um die Lüsternen abzuschrecken, er selbst aber trank und lachte. Die Schwerkraft der sittlichen Welt, nicht blos der bürgerlichen Erde, sondern auch der Sterne am Thronhimmel, soll noch ein anderer Newton geltend machen. Es ist höchst wundersam! Als gäbe es eine andere Arithmetik für große wie für kleine Zahlen; als würden Millionen nicht eben so addirt, subtrahirt und dividirt, wie Hunderte! Als

gäbe es eine andere Geometrie für große wie für kleine Flächen; als würden Staaten nicht ausgemessen, wie Ackerstücke!

Es ist wahr, Herr Jouy ist ein drolliger Kauz, und man muß lachen, auch wenn man nur die Ueberschriften seiner Kapitel liest. Von der Moral der Staatsbeamten; von der ministeriellen Moral; von der Moral in den diplomatischen Verhältnissen; von der Moral in dem Finanzwesen — und manchmal noch närrischer ist das Inhaltsverzeichniß des Werkes. In solchen Dingen war freilich nicht viel Neues zu sagen; aber was früher gedacht worden ist, wird gegenwärtig gefühlt, und was heute gefühlt wird, kann morgen zur Ausführung kommen, und darauf kommt es an. Auch wo uns Herr Jouy schon bekannte Dinge vorsetzt, hat er wenigstens ein schmackhaftes Ragout daraus bereitet. Er hat eine elegante Politik geschrieben, einen Montesquieu für Frauenzimmer, und das war sehr ersprießlich. Denn so lange der Liberalismus nicht in die Strickbeutel fährt, und in Nürnberger Spielwaaren sinnbildlich dargestellt wird, ist für die gute Sache kein entscheidender Sieg zu hoffen.

Daß ein Werk, wie das angezeigte, in diesen Tagen ungeneckt erscheinen durfte, darüber mag man

sich billig wundern. Aber die Gedankenwächter sind in Frankreich wie bei uns. Was täglich als Morgenthau nicht herabhauchen darf, mag wöchentlich immerhin als Platzregen niederschauern. Ich habe in meinem Leben nicht klug daraus werden können; die Herren haben ganz ihren eigenen Verstand.

Um die Leser mit dem Geiste und den Formen des Herrn Jouy bekannt zu machen, will ich einige Stellen aus seinem Werke mittheilen. In dem Kapitel von der Moral in den diplomatischen Verhandlungen ist auch von den Griechen die Rede. Der Verfasser drückt sich wie folgt aus: „Religion und Menschlichkeit rufen den Fürsten Europa's zu: Herbei, eilt den Griechen zu Hülfe; nicht blos die, welche sich vertheidigen, werden erwürgt, auch die wehrlosesten Geschöpfe, Greise, Weiber, Kinder, fallen unter dem würgenden Schwerte, oder werden von den einstürzenden Dächern ihrer Häuser zermalmt...... Sachte, sachte, hätten ehemals barbarische Diplomaten geantwortet; wenn wir jene Provinzen, nachdem wir sie erobert, auch behalten wollen, müssen wir alle Keime des Widerstandes ausrotten lassen. Ehe wir zugeben, daß Griechenland aus seiner Asche erstehe, muß erst dieser neue politische Körper so erschöpft

sein, daß er niemals in der Folge der Ausführung der großen Pläne unsers Ehrgeizes irgend ein Hinderniß in den Weg stellen könne..... Aber unterdessen werden die Städte von dem Blute ihrer Bewohner überschwemmt; das Feuer verzehrt die Hütten. Selbst Höhlen und Wälder, die Zuflucht der Thiere, gewähren den Christen des Orients keinen Schutz mehr; eilt herbei, o Ihr, die Ihr sie retten könntet!... Sachte, sachte, hätten andere Diplomaten gesagt, es muß erst ausgemacht sein, welch ein Maaß wir von der Asche der Provinzen haben werden, die man verbrennt.... Geduld, Geduld, hätten die Krämer von den Ufern der Themse gesagt. Diese Griechen haben einigen Handel getrieben: laßt ihre Schiffe verbrennen; die Flagge der Hellenen verschwinde, denn im Aegeischen wie im Jonischen Meere sollen nur brittische Segel wehen..... Die Griechen sind arm, die Türken haben noch etwas Geld; für Mahomet gegen Christus kämpfen, ist baarer Gewinn." — Herr Jouy meint es gut, man mag ihm seine Schwärmerei hingehen lassen. Er hat nie einen diplomatischen Posten bekleidet und kann daher keine Vorstellung davon haben, wie verwickelt die griechische Sache ist, und mit wie vieler Delikatesse sie behandelt werden muß.

In dem Kapitel von Versprechungen und Schwüren ist Folgendes offenbar in Bezug auf Spanien zu lesen. Ich wüßte nicht, auf welches Land es sich sonst beziehen könnte. „Sobald in einem Lande die Freiheit gegründet ist, sind deren wohlthätige Folgen so groß, daß sie unter den Völkern, welche sie genießen, die leidenschaftlichsten Ausbrüche der Liebe erregen. Die andern Völker rufen sie mit aller Macht ihrer geheimen Wünsche herbei und begrüßen sie mit Jauchzen. Die Fürsten selbst ehren und fürchten sie. Wenn die Hand der erzürnten Götter schwer auf ihnen liegt, wenn ihre Sicherheit von außen durch einen fremden Eroberer, von innen durch die Großen und Edelleute bedroht wird, rufen sie das Volk zu Hülfe. Da sie Alles von ihm empfangen, haben sie ihm Nichts zu geben, was ihm nicht schon gehörte; aber von so vielen Rechten und Gütern, die ihm geraubt wurden, ist die Freiheit das Einzige, welches es bedauert; auch ist es immer die Freiheit, welche die Fürsten dem Volke zurückzugeben versprechen, sobald sie in der Gefahr um seinen Beistand flehen. Aber ist die Gefahr vorüber, dann richten die Minister der Könige Verordnungen und Proscriptionstafeln gegen die Freiheit der Völker. Wie viele Lügen und Ausflüchte werden anfänglich gebraucht, um die Erfüllung so

heiliger und so neuer Versprechungen, die man noch nicht abzuläugnen oder zu verkennen wagt, nur weiter hinauszuschieben! Bald erfordert die Wichtigkeit eines so großen Unternehmens, daß seine Ausführung nur Männern von gründlichen Kenntnissen, von großer Erfahrung und einer erprobten Weisheit anvertraut werde, und man kann nicht vorsichtig, nicht bedächtig genug zu Werke gehen, um sich in der Wahl solcher Männer nicht zu betrügen. Heute werden Einige ernannt, und morgen scheinen Andere größeres Vertrauen zu verdienen; bald sind es die Staatsbedürfnisse, bald eingetretene Verhinderungen und der nothwendige tägliche Gang der Verwaltung, welche zu dringendern Geschäften nöthigen. Unterdessen vergehen Monate, vergehen Jahre, und statt der so feierlich versprochenen Freiheit, haben die Schmiede des Despotismus zu der Kette, welche die Völker fesselt, noch einige Ringe mehr gefügt. Die Versprechungen, welche man anfänglich nur zu verdrehen suchte, werden endlich ohne Scheu und Scham zurückgenommen. Diejenigen, welche in den ersten Tagen die Erfüllung des gegebenen Wortes forderten, sahen sich anfänglich sanft abgewiesen; dann sagten ihnen stille Winke, daß ein neuer Versuch lästig fallen würde; dann folgten Drohungen den Winken; das beschworene Wort in Anspruch zu nehmen, ward eine

That der Empörung. Die unumschränkte Gewalt ging unterdessen ihren gewohnten Gang, und die Völker, von Neuem zwischen Sklaverei und Aufruhr gesetzt, müssen entweder die alten Ketten der Dienstbarkeit noch einige Jahrhunderte länger schleppen, oder, sie selbst zerbrechend, sich unverdient Aufrührer schelten lassen."

Auf einen der Fußwege der jetzigen französischen Regierung wirft folgende Stelle, aus dem Kapitel von der Bettelei gezogen, ein helles Licht. „Wir sahen früher in allen Theilen Frankreichs öffentliche Anstalten entstehen, welche die gänzliche Ausrottung der Bettelei zur unfehlbaren Folge gehabt hätten. Wer sollte es glauben? Fast alle jene Industrie-Schulen, fast alle jene Besserungshäuser, worin die Bettler zu thätigen Arbeitsleuten umgewandelt wurden, sind geschlossen worden, oder haben ihre Bestimmung verändert. Dachte man vielleicht, die Bettler wären auch eine der Korporationen jener guten alten Zeit, die nothwendig wieder hergestellt werden müssen, um das Werk der gothischen Wiedergeburt, an welchem man seit einigen Jahren so eifrig arbeitet, zu vollenden? Die in den Besserungshäusern aufgenommenen Bettler waren die Armen des Staats, und unsere barmherzigen Damen wollen ihre eigenen haben. Das ist eine der Koketterien unserer heutigen Frömm-

linge und ihrer Missionäre, die von Stadt zu Stadt wandern, gegen Freiheit, Philosophie und Bibel einen neuen Kreuzzug zu predigen. Man muß aber nicht glauben, daß es hinreiche, bedürftig zu sein, um auf das Mitleid jener Scheinheiligen Ansprüche machen zu können; die Lumperei hat auch ihren Adel. Um mit Erfolg zu betteln, muß man erst beweisen, daß man gut denkt, und an den Kirchthüren sind die gutdenkenden Armen an ihren schriftlichen Zeugnissen unpatriotischer Gesinnungen (incivisme) zu erkennen, mit welchen sie, der Forderung gewisser Frömmlinge gemäß, versehen sein müssen. Trug und Lug sind die Rechtserfordernisse der Bettelei geworden; Höflinge der niedrigsten, aber nicht der schlechtesten Art, tragen die privilegirten Bettler Zeichen der Gebrechlichkeit zur Schau, die sie gewöhnlich gar nicht haben. Sie brüsten sich in der Livree des Elends und treiben mit der berechneten Wohlthätigkeit, die sie besoldet, einen Tauschhandel mit frommem Geplärre, Maulpredigten und nach der Taxe bezahlten Kniebeugungen."

II.

Aristokratismus.

(Artikel im Conversationslexikon.)

Wir Deutsche (ich rede nur von uns Plebejern) sind keine Staatsmänner vom Leder, sondern von der Feder. Aber das ist auch etwas: die Gänse des neunzehnten Jahrhunderts werden im zwanzigsten höher gepriesen werden, als die des alten Roms. Jene — wird man singen — haben das Capitol vertheidigt, diese aber es erobert. Darum sollten die politischen Schriftsteller stets darauf bedacht sein, sich ihrer hohen epischen Bestimmung würdig zu zeigen, sie sollten gute Waffen, und diese gut führen. Zwar thut uns kein Achilles Noth, denn die Trojaner haben keinen Hektor, aber Troja hat Mauern und kann eines Hektors entbehren, und unser Lager ist offen; Paris liebkost die schöne Helena und hat keine

Langeweile, wir aber sitzen am Ufer der stürmischen See und frieren, und unsere Penelope wird alt darüber.

Auf diese kleinen, zufälligen und unmaßgeblichen Gedanken hat mich ein junger Freund gebracht, der Handlungsbeflissener und seit Jahren gewohnt ist, jeden Tag, wenn er seine Post gemacht hat, das Conversationslexicon, und zwar als ein wohlgebildeter junger Mensch in alphabetischer Ordnung zu lesen. Vor zwei Monaten hatte er die erste Lieferung des neuen Conversationslexicon angefangen und war, nachdem er bei dem Artikel Abracadabra über das darin befindliche Hebräische, Griechische und Lateinische ärgerlich den Kopf geschüttelt, — als Inhaber zweier Rothschilder-Loose sich über den Artikel Abruzzen gefreut — und bei dem Artikel Adelskette sich gewundert, daß dessen Verfasser Bedenken getragen, deren Fortdauer zu gestehen, da doch Jeder, der nicht taub ist, sie alltäglich könne rasseln hören — endlich zum Artikel Aristokratismus gekommen, hatte ihn aber unglücklicher Weise nicht verstanden. Er bat mich daher, als seinen gelehrten Freund, ihm denselben zu erklären. Ich war im Weggehen begriffen und hatte schon den Hut in der Hand, dachte aber als geübter Leser, stehenden Fußes damit fertig zu werden. Ich las den Artikel,

verstand ihn aber auch nicht. Ich legte meinen Hut ab, las den Artikel zum zweiten Male, und verstand ihn wieder nicht. Da setzte ich mich nieder, las den Artikel zum dritten Male, und endlich verstand ich ihn; hatte aber starke Kopfschmerzen davon bekommen. Herr Nr. 37, Verfasser des genannten Artikels, wird es mir nicht übel nehmen, daß ich behaupte: es ist immer die Schuld eines Buches, wenn dessen Leser Kopfschmerzen bekommen. Man kann nicht sagen, dieses läge an dem Unverstande des Lesers, denn, wer keinen Kopf hat, den kann er nicht schmerzen. Aus Furcht, mißverstanden zu werden, sind die deutschen politischen Schriftsteller oft unverständlich; nicht an Geist fehlt es ihnen, aber an Muth. Sie fechten eigentlich nicht, sie rappiren blos, und die Spitze ihres Eisens ist auf's Vorsichtigste mit einem ledernen Wulst umgeben. Schlimm! Wo keine Wärme, da ist kein Licht. In der bürgerlichen Welt streitet man sich jetzt Tag und Nacht um die Herrschaft, und da kommen friedliebende Vermittler und sagen: vergleicht euch und laßt Dämmerung sein! Der Verfasser erwähnten Artikels meint es gewiß gut, und er bemüht sich unparteiisch zu urtheilen, aber das ist die Unparteilichkeit des Königs Salomo, der den streitigen Gegenstand wollte durchspalten lassen, damit jede Partei eine Hälfte bekomme. Aristokratie,

keine Aristokratie — diese Streitsache läßt sich auch theilen, aber dann geht ihr die Seele aus. Der Verfasser erklärt sich mit Bestimmtheit gegen die Adels-Aristokratie, vertheidigt mit Wärme die Geistes-Aristokratie, und mit Hitze die Beamten-Aristokratie. Dreifach ist seine Schuld. Die Geburts-Aristokraten sind keineswegs gefährliche Feinde der freien Staatsverfassungen, welche jetzt die Völker fordern, im Gegentheile sie befördern dieselben. Denn in ihrer großen Noth begehen sie täglich den Fehler, sich mit Geistes-Aristokraten aus dem Bürgerstande zu verbinden. Diese aber, wohl einsehend, daß man sie, wenn die Gefahr vorüber ist, wieder zum Teufel jagen wird, suchen diese Gefahr zu verlängern. Daher findet man, daß diejenigen Regierungen, die sich bei ihrer obersten Staatsleitung bürgerlicher Talente bedienen, die meisten Fehler begehen, und daß alle ihre Maßregeln, statt die Unruhe ihres Volkes zu beschwichtigen, sie nur noch wilder machen. Eine Herrschaft der Geistes-Aristokratie, welcher der Verfasser das Wort redet, wäre, wenn ausführbar, die verderblichste von allen. Die landesüblichen Tyrannen verbieten uns doch nur, Verstand zu zeigen, ein Zwang, der etwa tausend Menschen unangenehm, aber Millionen sehr willkommen ist. Doch die Geistes-Aristokraten, wenn sie zur Herrschaft kämen,

würden uns zwingen, klug zu sein, und auf ihre Art klug zu sein — wäre das zum Aushalten? Der Himmel bewahre uns vor Philosophen auf dem Throne! Die Menschheit bedarf zu ihrer Fortdauer einer Mischung von Dummheit, wie die Luft eines Beisatzes von Stickgas bedarf, um athembar zu bleiben. Mit aller Theologen gütiger Erlaubniß, die Menschheit ist um der Menschen willen da. Den Individualitäten die möglichst größte Freiheit der Entwicklung zu verschaffen, ohne daß sie sich wechselseitig hindern — das ist die Bestimmung der bürgerlichen Gesellschaft. Ich bin die Welt, kann jeder Mensch, und mit größerem Rechte sagen, als Ludwig XIV. sein l'Etat c'est moi gesagt. Durch alle Staaten geht jetzt nur eine einzige Landstraße, man muß Feldwege öffnen. Bestaubt, gestoßen, gequetscht, steigen wir arme Fußgänger alle in's Grab; es war Platz genug auf beiden Seiten einander auszuweichen, aber wir haben den Weg nicht verlassen dürfen, den uns die Regierungen anempfohlen. Es wird zu viel regiert — hier ist das Uebel. Der Verfasser des Artikels Aristokratismus sah dieses so wenig ein, daß er die Krankheit, woran jetzt die bürgerliche Gesellschaft leidet, aus einer Asthenie der Regierungen erklärte, da sie doch offenbar in einer Hypersthenie derselben ihren

Grund hat. Die Form der Regierung macht hier keinen Unterschied; Monarchien, Aristokratien und Demokratien, leiden alle an der Krankheit des zu viel Regierens. Der Verfasser sagt: „Wenn man mit Recht für den Zweck einer jeden Staatsregierung erkennen muß, daß dem Geistigen die Herrschaft über dem Materiellen verschafft werde, so muß auch eine jede ihrem innersten Wesen nach aristokratisch sein". Erstens hat die Menschheit keine andere Bestimmung, als sich ihres Daseins zu erfreuen. Zweitens soll das Geistige nicht herrschen über das Materielle, sondern sich mit ihm verschwistern. Was heißt Geist, was Materie? Das sind lauter fixe Ideen. Drittens, die Bestimmung der Menschheit sei, welche sie wolle, es ist nicht die Obliegenheit der Regierung, die Menschheit ihrer Bestimmung zuzuführen. Die Regierung ist nur etwas Negatives, sie hat dem Volke nicht den rechten Weg zu zeigen, sondern dasselbe nur vom falschen abzulenken, es vor Abgründen zu warnen. Jede Regierung ist also ihrem Wesen nach demokratisch. Ferner heißt es: „Es ist einer der größten und gefährlichsten Irrthümer unserer Zeit, daß die Staatsregierung dienend sei und den Gesammtwillen des Volkes bei ihrem Wirken zur Richtschnur nehmen müsse, wie selbst Zachariä behauptet." Zachariä hat Recht und

der Verfasser hat Unrecht. Der Gesammtwille des Volkes ist der Fürst von Rechtswegen, jede andere Regierung ist nur eine factische. Und wenn Sokraten und Platone den Scepter führten, sie hätten kein Recht, zu fordern, daß alle Bürger so denken und handeln sollen, wie sie, denn verschieden sind die angebornen Neigungen und Gaben der Menschen, und diese Verschiedenheiten aufheben wollen, das ist Tyrannei, der sich Lykurg wie Philipp II., Robespierre wie Ludwig XIV., schuldig gemacht. Leben und leben lassen — in diesem Grundsatze können Moral, Politik und Egoismus sehr friedlich neben einander bestehen. Uebrigens soll man nicht von Irrthümern der Zeit sprechen; die Zeit irrt nie, und sie weiß immer am besten, was ihr gut ist. Nur muß man gehörig erforschen, ob es auch wirklich die Zeit ist, welche wünscht und begehrt, nämlich die Mehrzahl der gleichzeitig lebenden Menschen in einem Staate. Das ist der lächerliche Eigendünkel der Geistesaristokraten, daß sie glauben, das Volk sei dumm und müsse wie das Vieh geleitet werden. Das Volk hat auch Verstand, nur besteht sein Geistesreichthum nicht wie der unsere in geprägter Münze, sondern im Grundbesitze, der jenem vorzuziehen ist, denn er ist dauerhafter und in der Haushaltung zu gebrauchen. Der Wahn aller Regierenden, vom

Minister bis zum Pedell herab, ist, daß das Regieren ein großes Geheimniß sei, welches dem Volke zu seinem Besten verschwiegen werden müsse. Thorheit! Die Lehre des alleinigen Gottes ist jetzt durch alle Klassen verbreitet, und die bürgerliche Gesellschaft hat an Ruhe, Dauerhaftigkeit und Wohlbefinden dabei gewonnen. Nun, Jahrtausende lang haben ägyptische, indische, griechische und römische Priester gemeint, die Ruhe und das Glück der Menschheit erfordere, das Geheimniß der Gottheit nicht bekannt werden zu lassen. Die Herrschsucht verkleidet sich in tausend Gestalten, es sind aber immer die nämlichen Augen, die durch verschiedene Masken sehen. Es ist hohe Zeit, daß die Fastnacht endige und daß wir zur Besinnung kommen.

III.

De la peine de mort en matière politique.
Par F. Guizot. Paris, 1822.

Mord-Politik — hatte ich große Lust zu überschreiben, aber ein solcher Ausdruck darf erst nach seiner Rechtfertigung gebraucht werden. Als Napoleon in Moskau war, verschwor sich General Mallet gegen ihn, und zwar zum Vortheile der Bourbonen. Man jagte dem Mallet von Rechtswegen zwölf Kugeln durch Kopf und Brust. Auf dem Wege zum Richtplatze sagte er zum Volke, welches, es lebe der Kaiser, schrie: „ja, laßt nur euern Kaiser leben, nach meinem Tode werdet Ihr mir Denkbilder setzen. Keine zwei Jahre mehr regiert Buonaparte.“ Nach weniger als zwei Jahren war Buonaparte auf Elba. Der Seher hatte es auf ein Haar getroffen. Warum hat der Narr nicht

noch zwei Jahre gewartet mit seiner Verschwörung? In Spanien wurden Porlier, Lascy, und wie die Andern alle hießen, auch von Rechtswegen erschossen. Ihr Tod war nicht des Schusses Pulver werth. Zwölf Monate später wurden ihre Gebeine ausgegraben und unter Jubelgesängen herumgetragen; — moutarde après diner! Die Verschwörer Riego und Quiroga werden in Spanien vergöttert, sie sitzen höher, weicher gewiß, als der König. Nach acht Wochen wird ihnen vielleicht mit dem cordon sanitaire der Hals zugeschnürt von Rechtswegen. Deren gute Freunde haben sich die Rache vorausgenommen und die Offiziere der königlichen Leibwache, die sich am 7. Juni gegen die Cortes verschworen, von Rechtswegen erschießen lassen. Jetzt sammeln gute Royalisten in Paris Geld für jene Schlachtopfer der Treue. . . . Vielleicht findet man, daß ich zu scherzhaft von solchen fürchterlichen Dingen spreche; aber unsere jetzige Welt ist zu erhaben, um nicht lächerlich zu sein. Und dann fordere ich Jeden, sogar jeden Deutschen auf, nach Paris zu kommen, und hinge ihm die Methaphysik wie Blei an den Füßen, er wird hier (ich schreibe in Paris) in den ersten drei Tagen pragmatisch, ja sogar ein Windbeutel, wenn er nicht vorsichtig ist. . . Seit dreißig Jahren mußten so

viele tausend Gerichtete den Kopf verlieren, weil ihn die Richter verloren! Mich ärgern nur die ernsthaften Grimassen, mit denen man dabei zu Werke geht. Ist der Raubmord ein Verbrechen? Fragt zwischen Nova-Zembla und Lissabon von Hütte zu Hütte, von Palast zu Palast; jeder Bettler, jeder Fürst wird euch sagen: ja, der Raubmord ist ein Verbrechen. Fragt ihr aber, ob das ein Verbrechen sei, was Brutus gegen die Tarquinier, was Octavius gegen Rom, was Hugo Capet gegen die Carolinger, Frankreich gegen die Bourbonen, Buonaparte gegen Frankreich, Spanien gegen Ferdinand begangen — so werden euch Jahrhunderte, Neigungen und Menschen verschiedene Antworten geben. Man hat Recht zu zweifeln, ob das ein Verbrechen sei, was, vollendet, mit einer Lorbeerkrone, versucht, mit einer Dornenkrone vergolten wird. Aber das ist außer Zweifel, daß gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist. Gestern haben sie abermals vier Jünglinge zum Tode verurtheilt, die an der Verschwörung von Rochelle Theil genommen. Ihre Ungeduld war ihr ganzes Verbrechen. Sie werden fallen und Spanien wird sie rächen; denn was diesseits der Pyrenäen Laster, wird jenseits Tugend genannt. Hier wie dort rufen die schnöden Söldlinge der Macht: traurige Nothwendigkeit! und die

elenden Heuchler lesen den Schlachtopfern ihrer Selbstsucht oder ihrer Dummheit das Todesurtheil mit gerührter Stimme vor.

Traurige Nothwendigkeit! seufzen die spanischen Constitutionellen, und nach wenigen Wochen kann sich zeigen, daß die Nothwendigkeit so nothwendig nicht gewesen. Traurige Nothwendigkeit — rufen die französischen Royalisten. Diese letztern haben gewiß Recht. Diese bescheidenen Menschen verlangen kein Morgen-, sie wollen nur die Ueberreste des Mittagessens am Abend verzehren, und dann sich schlafen legen. So durchmordet denn die Welt, bis von der ganzen Menschheit nur noch Einer übrig bleibt, dann habt ihr beide euren Willen: die absoluteste Monarchie und die reinste Republik — einen König ohne Gesetze, und einen Bürger ohne König.

Guizot hat in dem angezeigten Werke den berührten Gegenstand gründlich besprochen. Ich habe das Buch zergliedern wollen, aber wie hätt' ich es vermocht? Ich hatte nicht das Herz, Kopf zu haben — man kann nicht denken, wenn man weinen möchte.

Mord-Politik — jetzt darf ich das Wort wohl gebrauchen.

IV.

Coopers Romane.

Es sind jetzt dreißig Jahre, daß der Kaufmannssohn Wilhelm Meister mit einigen Edelleuten auf vertrautem Fuße gelebt, ja es erreicht, eine Gräfin und ihre Brillanten an sein bürgerliches Herz zu drücken. Wie waren wir damals so hoffnungsfroh, die Deutschen würden ihr Glück machen und es weit bringen im Leben und in Romanen. Aber was sind unsere Hoffnungen, was ist aus all der Herrlichkeit geworden? Der Lehrbrief, den der junge Meister aus den Lilienhänden der schönen Erfahrung empfing, war auf Seidenpapier geschrieben, verduftete und verwelkte wie eine Blume und ließ nichts zurück, als dürre Blätter, die unter den Fingern zerstäuben. Wenn Göthe's Grundsatz wahr ist: der Held eines Romanes müsse sich sehr leidend verhalten, müsse

sich Alles gefallen lassen und dürfe nicht mucksen — warum haben wir keine guten Romane, da wir doch alle geborne Romanhelden sind? Wir haben keine, weil der Grundsatz wahr ist. Um etwas zu erfahren, muß man etwas thun; wir müssen gehen, daß uns etwas begegne. Wir einregistrirten Menschen aber, wir Hochgeborne, Hochwohlgeborne, Wohlgeborne, Edelgeborne und dienstgeborne Menschen, welchen das Herz klopft, so oft wir an eine fremde Thüre klopfen; wir in unserem Gefach-Leben, verlassen nie den Stand und die Zunft, in welchen die Wiege unserer Eltern gestanden, und Stände und Zünfte sind zwar größere Familien, aber auch lauere, unerquicklichere, und sie sind unkünstlerischen Stoffes. Weil wir unseren Lebenskreis nicht überschreiten, erfahren wir auch nicht, was sich innerhalb des Kreises begibt; denn man muß Andere kennen lernen, sich selbst zu kennen. Die Eilwagen, auf welchen doch manchmal ein armer Schelm von Dichter mit reichen und vornehmen Herren zusammentrifft, werden auf die Romanen-Literatur vortheilhaften Einfluß haben; aber sie sind noch zu neu, diese Postmusen sind noch zu jung, und immer noch ist zu fürchten, daß die Botanibaier Spitzbuben früher gute Romane schreiben werden, als die ehrlichen Deutschen. Wir haben keine Geschichte, kein Klima,

keine Volksgeselligkeit, keinen Markt des Lebens, keinen Heerd des Vaterlandes, keinen Großhandel, keine Seefahrt, und wir haben — keine Freiheit zu sagen, was wir noch mehr nicht haben. Woher Romane? Uns Kleinen begegnet nichts Großes, und was den Großen begegnet, und sei es noch so klein, bringen wir in die Weltgeschichte. Daher Demuth im Leben und Wehmuth in Romanen.

Kaiser Augustus der Schelm sagte, als er einst bei Tische zwischen dem triefäugigen Horaz und dem engbrüstigen Virgil gesessen: da sitze ich zwischen Thränen und Seufzern. Ganz so kaiserlich speisen wir auch, so oft wir deutsche Romane lesen. Rothe Augen, kurzer Athem und unheilbare Herz-Polypen. Alle die herumziehenden Schmerzen rheumatischer Seelen! Der Tod so weinerlich, und das Leben ohne Lachen. Heimweh nach dem Himmel, weil fremd auf der Erde; Liebe zu Gott, aus Furcht vor Menschen. Ernsthaftigkeit ohne Ernst, und Spaß ohne Spaßhaftigkeit. Und die Faust-Wehen, die Künstler-Wehen, und alle die Berg-Wehen und lächerlichen Geburten! Welche Anstalten, welche Zurüstungen, es herauszustellen, daß ein schlapper Wilhelm nicht bei Troste gewesen! Und eine Männerwelt sitzt kindisch auf niedriger Schulbank, und buchstabirt jedes Wort ihres Meisters plärrend

nach. Und gar die Liebes-Wehen! Ein deutscher Jüngling weint zehnmal mehr über baare, handschriftliche und gedruckte Leiden, als ein junger Franzose oder Engländer. Wie sollte er nicht? Er, ein Kreidling des Bürgerlichkeit, enterbter Sohn einer reichen Geschichte, was hätte er zu thun, ehe er Referendär wird, und ist er es geworden, was hat er zu denken? Er ist unglücklich zum Zeitvertreibe. Nichts ist ihm geblieben, als die Jugend, die man ihm nicht rauben konnte; aber die Jugend ist ein Verbrechen und das Alter ein Verdienst. Kein anderer Jubel als Dienstjubel. Sind sie recht alt, mager und zähe geworden, dann spickt man sie mit Nadeln für das Nachtessen der Würmer und umflechtet sie mit der Petersilie deutsch-vaterländischen Ruhms. Adelige Dichter sind herablassend und dichten Lieder auf bürgerliche Rentmeister; die Glocken läuten, die Thürmer blasen, die Gassenbuben jubeln, im Deckelglase grinst sauerer Wein, die Aemter sind gerührt, und der Jubelgreis, den Henkelthaler auf der Brust, weint Freudenthränen und stirbt am Wonne-Schlag. Pfui! lieber eine alte Maus sein, als solch ein Jubelgreis, und — woher, woher Romane? Eine Million für einen Roman! Bemüht euch, zappelt, rennt — Ihr bringt so wenig einen Roman zu Stande, als ich die Million

herbeischaffe. Doch was liegt daran? Es gibt nichts Lächerlicheres als volksthümliche Gefühle, es ist Nichts kindischer als Vaterlandsliebe. Die ganze Menschheit ist ein Volk, die ganze Erde ist ein Land; Gaben, Mühen und Genüsse sind vertheilt — die Engländer schreiben Romane, und wir lesen sie.

Ja wenn es blos die Engländer wären! man kann viel weniger sein als die, und immer noch viel. Daß aber selbst die Amerikaner es uns zuvorgethan, so ein junges Volk, das kaum die schwäbische Reife erlangt, das beschämt, das entmuthigt. Washington Irwing, Cooper und noch Andere! Wäre Cooper ein ausgezeichneter Künstler, wie Walter Scott es ist, das möchte uns beruhigen. Denn der große Genius bedarf keines Wachsthums, keiner Entwicklung, er springt reif und vollendet hervor. Er bedarf keiner Gunst des Himmels noch der Menschen, er braucht keine Sonne, keine Aufmunterung. Er häuft nicht verdienten auf verdienten Lohn; die volle Bewunderung wird ihm auf einmal ausbezahlt. Solch ein Genius aber ist Cooper nicht. Manche Deutsche kommen ihm gleich an Kunstfertigkeit; er hat nur vor ihnen voraus, daß er ein Amerikaner ist — versteht Ihr? daß er ein Amerikaner ist. Das haben auch die deutschen Uebersetzer seiner Ro=

mane gefühlt, und sie haben darum auf dem Titelblatte dem Namen Cooper das Beiwort Amerikaner vorgesetzt. Es ist ein Titel wie ein anderer, wie Doktor, wie Hofrath. Ja hätten sie geschrieben: „Seine Excellenz, der Herr Amerikaner Freiherr von Cooper“ — man hätte es gern gelesen, und haßte man auch noch so sehr die Titel. Ein Freiherr ist er gewiß, und die Excellenz gebührt ihm wohl. Cooper und Walter Scott — der Erstere steht so weit über dem Andern in sittlicher Beziehung, als er in künstlerischer unter ihm steht. Scott ist ein Tory, und wäre er das nicht, wäre er der große Dichter nicht. Die wahren Dichter, wie alle großen Künstler, lieben das Gewordene, das Seiende, das Nothwendige, das Unbewegliche, das dem Meisel still hält; sie lieben daher den Zwang, als den Erhalter des Bestehenden. Darum hassen sie das Werdende, das Bewegliche, das Schwankende, das Strebende und das Widerstrebende, denn sie hassen den Kampf; darum hassen sie die Freiheit. Man sage nicht, Walter Scott wäre unparteiisch. Er ist es freilich, sobald er einmal den Gegenstand der Darstellung gewählt; ihm liebe Verhältnisse und Menschen verschönt er nicht ungebührlich, ihm widrige verhäßlicht er nicht. Aber er ist parteiisch in der Wahl der Gegenstände, und wo er

der Freiheit huldigt, da verehrt er nur den Sieg und die Gewalt, nicht den Kampf und das Recht der Freiheit, Cooper aber — ist ein Amerikaner.

In Coopers Romanen handeln frische, jungfräuliche Menschen, frisch und jungfräulich wie ihre Natur es ist. Sie haben ihre Schwächen und Laster, wie wir auch; aber die Krankheiten der Seelenleidenden sind kenntlichen Ausdrucks und geregelten Ganges, nicht wie bei uns getrübt und verworren durch einfließende Nervenschwäche und Romantik. Ihre Lebensverhältnisse sind klar und heiter, nicht als athmeten sie im Rosenschimmer unvergänglicher Freuden; sie kennen den Schmerz wie wir; aber Lust und Trauer, Licht und Finsterniß sind geschieden, und Tag und Nacht liegen nicht immer im Streite, Tohu Wabohu wie in unsern Romanen. Darum werden dem Leser gesunde Rührungen, die aus reinem Herzen quillen, die nicht aus morschen Thränenfisteln sickern. Dort sind die Bürger ihrer Rechte klar, ihrer Pflichten sich froh bewußt; denn ihre Pflichten sind auch ihre Rechte. Das Gesetz des Bürgers und des Staates ist dort blank, stark geprägt und scharf gerändert, wie es aus der Münze der Natur gekommen; nicht beschmutzt von den Händen bestochener Richter, nicht vergriffen und beschnitten von den tausend Fingern der hundert

Schreiber, Advokaten und Mäkler des Rechts. Doch das wird der verständige Leser schon alles von selbst herausfinden, und ist er ein Freund — guter Bücher, wird er nicht ermangeln, die Romane Coopers nach Möglichkeit zu empfehlen.

V.

Nouvelles lettres Provinciales, ou lettres écrites par un provincial à un de ses amis, sur les affaires du temps. Paris, 1825.

Stellte man einen Unkundigen unbelehrt auf eine Anhöhe, daß er von dort herab das Treiben und die Bewegungen eines Waffenkrieges beobachte und davon Rechenschaft gebe, und man fragt ihn dann, was er wahrgenommen, was der Zweck des Kampfes sei? — würde er berichten was ihm seine Augen erzählt. Er würde sagen, die feindlichen Heere suchten sich wechselseitig aufzureiben, oder sich einzuschließen und gefangen zu nehmen; ihr Zweck sei, jenen Hügel zu erstürmen, dieses Thal zu vertheidigen, jene Brücke zu besetzen, diese Festung zur Uebergabe zu nöthigen. Der Beobachter hätte dann nur erzählt, was er ge=

sehen, hätte Nichts falsch gesehen und dennoch die Wahrheit nicht berühret; denn er hätte die Bewegung mit dem Wege, den Weg mit dem Ziele, das Ziel mit dem Endziele verwechselt. In einer ähnlichen, doch in einer weit schlimmern Lage befindet sich Derjenige, der die Meinungskämpfe unserer Zeit betrachtet. Hier vereinigt sich Alles, ihn zu täuschen und irre zu führen. Die Leidenschaftlichen in ihrer Hast wissen nicht zu überlegen, die Vernünftigen in ihrer Ruhe wissen nicht zu handeln. Die Einen täuschen sich über das, was sie wollen, die Andern sich über das, was sie können. Die, welche die Macht besitzen, rechten, und Die, welche das Recht besitzen, kämpfen; es ist als stritte Jeder für den Sieg des Andern. Die Einen werden für schwach gehalten, weil sie ihre Kraft nicht gebrauchen, die Andern für mächtig, weil sie ihre Kraft *verbrauchen* und man nicht wahrnimmt, daß sie das Kapital ihrer Kräfte verzehren und mit ihrem Glanze ihre Armuth, mit ihrer Anstrengung ihre Schwäche steigt. Das Frohlocken der Sieger lautet oft wie das Aechzen der Verwundeten, und der Jammer der Geschlagenen tönt wie Siegesgeschrei. Nach jeder gewonnenen Schlacht fährt der Besiegte in einem Triumphwagen her, den der Sieger zieht. So ist Alles verwirrt und verwirrend

und erst der Friede wird uns belehren über das was der Krieg gewollt.

Aus welchem Samen der Familienzwist auch entsprossen sein mag, der die bürgerliche Gesellschaft des europäischen Festlandes theilt: es sei Tugend oder Verderbniß, Vernunft oder Leidenschaft — es muß eine höchste Leidenschaft geben, welcher alle untergeordnete Begierden dienen und eine höchste Vernunft, in der alle guten Gesinnungen sich vereinigen. Auf welcher Seite aber die Vernunft sei, darüber findet man bei der Vergangenheit keine Belehrung, es ist eine Aufgabe, die die Gegenwart der Zukunft gibt. Was für vernünftig zu halten, wird erst untersucht, nachdem es übertreten. Keiner denkt an sein Recht, so lange er in friedlichem Genusse, wie Keiner an seine Gesundheit, so lange sie ungestört ist. Der Spruch des Richters folgt dem Widerspruche der Parteien und das Unrecht geht dem Rechte voraus.

Man hört die Einen sagen: es werde gestritten für oder gegen die Unbeschränktheit der Herrschaft. Aber wenn es dieses wäre, müßte man Angriff wie Vertheidigung für gleich ungeschickt erklären. Wenn es dieses wäre, würde man nicht sehen, daß Regierungen mit der Aristokratie und der Geistlichkeit, mit Körperschaften gemeinschaftliche

Sache machen, die, jede für sich, die Alleinherrschaft an sich zu ziehen, und wo sie dieses nicht vermögen, sie wenigstens zu theilen suchen. Wenn es dieses wäre, würde man nicht sehen, daß die Feinde unbeschränkter Regierungen gegen Aristokratie und Geistlichkeit eifern, die ihnen doch dazu dienen, den gemeinschaftlichen Feind, den Ministerialismus schwächen zu helfen. Man hört die Andern sagen, es streite sich um die Form der Regierung. Aber die Regierungsform gewährt weder der Herrschsucht noch der Freiheitsliebe Bürgschaft. Frankreich unter seiner jetzigen monarchischen Verfassung genießt größere Freiheit, als es unter der Republik genossen, und die Regierenden in einigen schweizerischen Freistaaten haben größere Gewalt, als ein König von England sie hat. Kann nun die Herrschaft in Freistaaten, die Freiheit in Monarchien ihre Rechnung finden, so kann es die Regierungsform nicht sein, die der Gegenstand des Kampfes ist. Dann wird behauptet: Die Völker forderten Gleichheit und sie werde ihnen verweigert. Aber Gleichheit kann ohne Freiheit bestehen, und nur diese beglückt. Die Franzosen genossen Gleichheit unter Napoleon, und Napoleon war Herr genug. Ferner war es das große Wort der französischen Revolution, das jetzt noch forttönt: Die Herrschaft der Menschen

solle aufhören, die Herrschaft der Gesetze solle sein. Aber wo gäbe es einen Staat in Europa, wo nicht die Gesetze, wo die Menschen herrschten? Nicht einmal früher war eine solche Klage mit Recht zu führen. Die Lettres de Cachet waren gesetzlich von Dem eingeführt, von dem damals alle Gesetze ausgingen. In Spanien werden die Freimaurer gesetzlich gehangen. Was gewinnen sie dabei? Ist es oft nicht wünschenswerther, der Willkür eines Tyrannen preisgegeben zu sein, der doch als Mensch zu erweichen ist, als in die Gewalt unerbittlicher Gesetze zu fallen? Endlich ist es die Volkssouveränität, von der man sagt, sie sei, hier behauptet, dort bestritten, der Gegenstand des bürgerlichen Zwistes. Doch Diejenigen, die für die Souveränität des Volkes kämpfen, welches wünschenswerthe Gut erwarten sie von dem Siege? Soll Herrschaft sein, ist es besser, sie ist in den Händen eines Einzigen, als in den Händen Vieler, besser, sie ist unwandelbar, als daß sie wechsele. Nähme das ganze Volk an der Regierung Theil, Mann für Mann, Seele für Seele: dadurch würde die Freiheit nicht gesichert. Es kann das Volk sein eigener Tyrann sein und es ist es oft gewesen.

Von allen den genannten edlen und unedlen Trieben kann keiner als der Stamm betrachtet

werden, aus dem alle Leidenschaften und alle guten Wünsche entsprossen, die sich seit vierzig Jahren auf dem Felde des bürgerlichen Lebens blutig bekämpften. Es muß eine andere Quelle sein, woraus das Verderben, eine andere, woraus das Heil entspringt. Wir wollen diese aufsuchen und ihre Lage bezeichnen Sie ist nicht zu entdecken, sie ist nur wieder zu finden; schon Montesquieu hat sie entdeckt. Doch konnte ihm eine Quelle, die in seiner Zeit noch nicht wie in späterer zum breiten, Alles verheerenden Strome fortgewachsen, nicht von gleicher Bedeutung erscheinen, als sie uns erscheint, und eine Wahrheit, welche erst durch die Reibungen unserer Zeit durchsichtig geworden, mußten Montesquieu's Blicke nur trüb erkennen. Daher hatte er eine große Lehre, wie schüchtern gedacht, so nur leise ausgesprochen, in dem kurzen Satze: **il ne faut pas trop régner.** Aber diese sechs Worte lösen alle Räthsel der Zeit; in ihnen liegt alles Heil und alles Verderben, alle Noth und alle Hülfe.

Es wird nicht gefragt: ob die Regierung unbeschränkt oder beschränkt sein müsse; ob sie den Händen eines Einzigen oder Vieler anvertraut werde, ob sie beharren oder wechseln solle, nicht, ob die Gesetzgebung von dem Fürsten oder von dem Volke oder von dessen Stellvertretern ausgehe; nicht, ob

die freie Willkür der Herrscher oder das Gesetz solle walten; nicht, ob Gleichheit oder Vorrecht solle sein; nicht, ob die Quelle aller Macht in der Regierung oder im Volke zu suchen — sondern das ist die Frage: ist die Herrschaft oder die Freiheit als das Ursprüngliche, ist die Herrschaft oder die Freiheit als das Bedingende anzusehen? Ist der Mensch frei geboren und die bürgerliche Gesellschaft nur eingeführt worden, daß sie die Freiheit wahre und schütze, wie der Becher den Wein: oder ist der Mensch zur Dienstbarkeit geboren und darf ihm nur so viel Freiheit verstattet werden, als er bedarf, seine Kräfte für den Dienst der Gesellschaft auszubilden und zu verwenden? Kurz, es ist die Frage: ist der Staat Zweck oder der Mensch in ihm?

Als Ludwig XIV sagte: L'état c'est moi! war nicht sein größter und gefährlichster Wahn, daß er sich für den Staat angesehen — es war sein größter und gefährlichster, daß er den Staat für das Höchste angesehen. Aber diesen Wahn theilte der König mit seinen Unterthanen, seine Zeit theilte ihn mit einer langen Vergangenheit, sie theilte ihn mit dem kommenden Jahrhunderte und die Meisten unserer Zeitgenossen theilen ihn noch. Der Staat ist das Bett des Prokrustes, worin man den Menschen ausreckt oder verstümmelt, bis er hinein

paßt. Der Staat, die Wiege der Menschlichkeit, ist ihr Sarg geworden. Der Staat ist zugleich Gott und Priester, und für den Gott werden scheinheilig alle Opfer gefordert, nach welchen dem Priester gelüstet. Dieser Aberglaube erbt sich fort und fort. Was wird noch heute der Jugend in der Schule frei gelehrt? Sparta bewundern, die spartanische Verfassung lieben. Doch würde den Besserwissenden freie Wahl gegeben, in einem Staate zu leben, wie das hochgepriesene Sparta gewesen, oder unter der vermaledeiten Herrschaft des alten Venedigs — sie bedächten sich gar nicht. In Venedig war wenigstens der halbe Mensch, die Sinnlichkeit war frei gegeben, ja, sie wurde von der Regierung kupplerisch begünstigt. Die Spartaner aber aßen und tranken für ihren Staat, wie sie nur für ihn dachten, fühlten und handelten. Die Spartaner hatten einen gemeinschaftlichen Magen, wie sie Herz und Geist gemeinschaftlich besaßen. Wenn Sparta hungerte, aßen alle Spartaner, wenn der Staat schlief, schnarchten alle Bürger. Und das preist man? War Lykurg besser als Robespierre? Er war schlimmer. Robespierre opferte die Menschen, Lykurg die Menschlichkeit. Robespierre *opferte* sie, er *schlachtete* sie nicht. Er war kein Menschenmetzger, wie alte Weiber und kindische Männer glauben: er war ein *guter Bürger*

im Sinne der reinsten Glaubenslehre. Der Staat war sein Gott, sein Staat, der Republikanische — gleichviel. Er war ein Absolutist wie Einer. Der Jakobiner hat gar nicht nöthig, sich zu bekehren, um ein guter Royalist zu werden; der Royalist braucht seinen Glauben nicht zu verändern, um zu thun, was Bessières gethan. Beide kämpfen für die Macht, in welcher Hand sie sich auch befinde; beide streiten gegen die Freiheit, wer diese auch geltend zu machen strebe, sei es das Volk, sei es der Fürst.

Es braucht nicht untersucht zu werden, was die Menschen gewollt, als sie in bürgerliche Gesellschaften zusammentraten: sie haben es nicht gewollt, sie haben es ohne Bedacht gethan, sie waren dem Triebe ihrer Natur gefolgt. Auch in den Schöpfungen der sittlichen Welt gehen Wärme und Liebe, welche binden, dem Lichte und dem Gedanken voraus, welche unterscheiden: die Ueberzeugung folgt erst auf die That. Es ist zu untersuchen, was die Natur gewollt, als sie die Menschen dahin führte, bürgerliche Vereine zu bilden. War ihr die Vereinigung oder blieben ihr die Vereinten Zweck? Sollte die Gesellschaft ihren Theilnehmern oder sollten diese jener dienen? Sollten die Glieder den Körper oder sollte der Körper die Glieder tragen? Man ist hier im Wahne, wie man sich immer getäuscht, indem man

glaubte, die Natur sorge nur für die Gattung, die Einzelwesen dem Triebe ihrer Selbsterhaltung überlassend. Die Sorge der Natur für die Gattung ist nur die Summe ihrer Sorgen für die Einzelnen. Die Gattung ist die unendliche Reihe der endlichen Wesen; die Menschheit ist die Unsterblichkeit der sterblichen Menschen. Es ist der Zweck der Natur, daß alle Kräfte, die in jedem Menschen keimen, zur Entwicklung gebracht werden, daß sie alle Blüthen und Früchte tragen, und daß der Erzeuger sich aller erfreue und alle genieße. Aber des Menschen Thaten überdauern seine Thätigkeit; der Mensch stirbt, ehe alle seine Früchte gereift und ehe er alle seine Erzeugnisse genossen. Daß die Hinterlassenschaft nicht ungebraucht verderbe, beerbt der Ueberlebende den Todten. Er spinnt den Faden fort, der dem Gestorbenen entfallen, und vollendet, was Jener begonnen. Ein Wunsch ging als Same in der Vergangenheit unter, die Gegenwart pflegt die Saat und hofft, die Zukunft bricht die Frucht der Erfüllung. Dieses fortdauernde Stellvertreten, diese Erblichkeit aller menschlichen Kräfte und Erzeugnisse ist es, was wir Menschheit nennen. Aber wie im Raume nur das Bestehende, in der Zeit nur der Augenblick Herr ist, so bleibt der Mensch, welcher i s t, alleiniger Zweck der Natur, und die Menschheit, welche nur

war oder wird, ist ihr blos Mittel. Daß ferner alle Kräfte aller Menschen zur Entwicklung kommen, daß keine Kraft durch verschwenderischen Gebrauch sich selbst verzehre, keine die andere verschlinge, daß kein Mensch den andern verdränge: mußte die Thätigkeit jedes einzelnen Menschen beschränkt werden durch Maß, Zeit und Ort, und die Wechselverhältnisse der Menschen unter sich mußten geordnet werden. Dieses wurde erreicht durch bürgerliche Gesetze und diesen gesetzlichen Zustand nennt man den Staat. Auf welche Weise der Staat jede einzelne menschliche Natur beschränkt, ist bekannt genug, und wäre es nicht bekannt, brauchte es doch nicht erörtert zu werden. Das Recht der Herrschaft ist man gewohnt auf Treu und Glauben anzunehmen; nur von dem Rechte der Freiheit fordert man Beweise durch ächte Urkunden und gültige Zeugen.

Die Gesetze sind es also, welcher sich der Genius der Menschen bedient, seine Schützlinge zur höchsten Vollkommenheit zu bringen; denn die Freiheit wird nur beschränkt, daß sich ihre Lebenskraft durch alle Glieder der Menschheit je nach Bedarf verbreite. Aber nur ein solches Mittel kann als brauchbar geachtet werden, das für seine einstige Entbehrlichkeit Bürgschaft leistet. Ein Mittel von unaufhörlichem

Gebrauche würde für seine Unbrauchbarkeit oder für die Unerreichbarkeit des Zweckes zeugen. Die Gesetze müssen fähig sein, sich überflüssig zu machen oder sie sind es immer gewesen und werden es immer bleiben. Doch auf welche Weise können die Gesetze überflüssig werden, da ja die Freiheit immer wird beschränkt sein müssen? Dieses wird dadurch möglich, daß die Gesetze den Bürger zur Gesetzlichkeit erziehen; daß sie ihm schöpferisch einbilden, was sie ihm früher nur künstlich angebildet; daß sie ihn lehren, seiner eigenen Stimme zu gehorchen, wie früher der fremden, und seinen Willen zu beschränken, wie er vorher nur seine That beschränkt. Je näher die Bürger diesem Ziele kommen, je weiter muß der Ort der Scheidung zurücktreten: die Gesetze müssen an Macht verlieren, was die Gesetzlichkeit an Macht gewinnt. Die Regierung . . . . . . doch wir vernehmen Waffengetöse! Wir sind auf dem Schlachtfelde unserer Zeit angekommen. Hier betäubt das Geschrei der Kämpfenden, gegen das stille Wort friedlicher Untersuchung. Hier begegnet uns der Hochmuth mit seinem düstern Blicke, der Blödsinn mit seinen verbundenen Augen, die Herrschsucht mit ihren Banden und die Eitelkeit mit ihren Bändern. Hier, von Gefahren rings umgeben, müssen wir leisen Ganges gehen, müssen ausweichen, über Ab-

gründe springen; müssen, es uns leicht zu machen, die Schnüre der Logik losbinden und das Gepäck guter Gründe zurücklassen, damit wir nur so schnell als möglich dem gefährlichen Felde den Rücken kehren — und hier müssen wir nur froh sein, wenn einige Verständige unsere Unverständlichkeit verstehen.

— — Die Völker könnten Doktoren sein und sie sitzen noch immer in der Klasse der Quartaner. Doch ist es thöricht und ungerecht, die Fortführung der Vormundschaft, nachdem diese rechtlich abgelaufen, dem Zwange der Regierungen allein zuzuschreiben. Die Völker dulden sie gerne, ja, sie haben sie oft gefordert. Es ergeht den Völkern wie den einzelnen Menschen. Wir haben Alle eine Zeit der übermüthigen Jugend; dann zerreißen wir ungeduldig die Bande elterlicher Zucht, stürzen in die Welt hinaus und lieben mehr die Unruhe und die Gefahr der Fremde, als die ruhige und sichere Häuslichkeit. Aber sind wir älter, dickbäuchig und träge geworden, ist die Liebe zur Blüthe, welche Allen duftet, der Liebe zur Frucht gewichen, die nur Einem mundet und die die Selbstsucht aufrührt. Dann ließen wir es uns gar wohl gefallen, daß uns eine Wärterin auf ihren Armen durch den Koth des Lebens trage, daß uns eine Mutter ankleide und ein Vater für uns zahle. So sind die Völker auch! Nachdem sie

die Bande strengen Gehorsams abgeworfen, nachdem sie das freie Leben versucht, nachdem sie in die Breite gewachsen, sind sie üppig, schlaff und faul geworden, und sind früher in die Haft zurückgekehrt als sie sie einst verließen. Doch so soll es nicht sein! Der Mensch soll lernen, seine Kraft gebrauchen, er soll nicht fürchten, die Gefahr der Freiheit. Der Schutz der Gesetze hat uns alle Stärke und allen Muth benommen. Weil die Regierung für uns wacht, wenn wir schlafen, schlafen wir immer. Die Polizei hat die guten Bürger mehr als die Missethäter eingeschüchtert. Zum Stehlen findet sich noch Muth genug; doch haben die ehrlichen Leute fast verlernt, den Mund zu öffnen, das beleidigende Wort eines Lästerers zurückzuweisen oder den Arm aufzuheben, um eine lüsterne Katze von ihrer Schüssel wegzujagen. Selbsthülfe ist verboten — sie klagen.

Gleich thöricht und ungerecht ist der Vorwurf über zurückgehaltene Freiheit. Wo denn und von wem wurde noch Freiheit gefordert? Nur Freiheiten wurden verlangt und nur diese wurden bewilligt oder versagt. Kein Volk in Europa ist frei. Selbst in der englischen Staatsverfassung wird nicht, wie es sollte sein, die Freiheit von der Herrschaft, sondern die Herrschaft wird von der Freiheit be-

schränkt; der Herrschaft wird die Primogenitur zuerkannt und die Freiheit wird reichlich appanagirt. Auch das britische Volk hat nur Freiheiten, aber keine Freiheit. Freiheiten aber sind die gültigsten Beweise für die Herrschaft. Darum hört man auch überall die Macht nur von Freiheiten sprechen und sieht sie das Wort Freiheit ängstlich meiden. Sie spricht von freien Institutionen: die Freiheit wird eine Einrichtung genannt und doch ist nur die Herrschaft eine!

— Am traurigsten ist, daß die Freunde des Neuen die Gegenwart nur immer zur Beschimpfung der Vergangenheit, und daß die Freunde des Alten die Vergangenheit nur immer zum Schimpfe der Gegenwart preisen. Man könnte recht gut der Freund aller Zeiten sein, jede Zeit war gut, Alles war gut zu seiner Zeit; kein Uebel war ursprünglich ein solches, es ist nur immer eins geworden. Die verschiedenen Neigungen wären leicht zu verschmelzen, möchte man nur auf der einen Seite den Anspruch, den das Mögliche macht, und auf der andern Seite die Schonung beachten, die dem Wirklichen gebührt. Die bürgerlichen Gesellschaften sind entstanden, wie wir noch täglich in ihnen kleine Gesellschaften sich bilden sehen. Sie haben das alle mit einander gemein, daß sie sich kämpfend gebildet, daß sie alle bei ihrer Ent-

stehung Hindernisse zu besiegen fanden, welche ihnen die Verhältnisse oder die Menschen entgegengestellt. Die Zünfte und Innungen haben sich im Widerstreite der Landbesitzer gebildet; der Adel, als ursprünglich der Besitzer des Geistes, der Tugend, des Reichthums, bildete sich im Kampfe gegen den Unverstand, gegen niedrige Gesinnung und gegen die Unbegüterten. Die christliche Kirche, als Gemeinde, bildete sich im Kampfe gegen das Heidenthum, und die Regierung endlich, als die Beschützerin des Rechts, war im Widerstreite der Gewaltthätigkeit, der Habsucht und der andern Leidenschaften der Menschen entstanden. Aber die bürgerlichen Gewerbe werden nicht mehr angefochten und die Zünfte dauern fort! Aber Geist, Tugend und Reichthum sind durch alle Stände verbreitet und die Aristokratie dauert fort! Aber das Heidenthum ist besiegt und die Geistlichkeit besteht noch immer als geschlossene Körperschaft! Aber die Menschen sind rechtlicher Gesinnung, sie sind zur Gesetzlichkeit erzogen und das strenge Regieren hat noch immer nicht aufgehört! Die europäischen Regierungen sind in ihrem alten Kriegszustande geblieben und handeln, als belagerten sie oder als wären sie belagert. Will man es sich anschaulich machen, wie die Staaten in Europa beschaffen, so betrachte man die Städte, die

älter als hundert Jahre sind. Die Häuser sind regellos untereinander gestellt. Das eine Haus ist ungebührlich hoch, das andere ungebührlich niedrig; das eine steht zu weit vor, das andere zu weit zurück. Die Straßen sind krumm, winklig, so eng, daß man sich nicht ausweichen, oder so breit, daß man sich nicht begegnen kann; sie haben manchmal keinen Ausgang, oft keine Verbindung unter sich; sie sind ohne Luft und ohne Licht. Kirchen, wo das Volk hinströmt, stehen in Winkeln, Märkte werden in schmalen Gassen gehalten und was versteckt sein sollte, steht auf freien Plätzen zur Schau. Kein Feind droht von außen und schwere Thore verunzieren die Stadt, hohe Mauern verfinstern, faule Wassergräben verpesten sie. Es war die Noth des Augenblicks, es war Zufall, Laune, Unverstand, was sonst Häuser und Städte baute. Das Bedürfniß einer zweckmäßigen und schönen Bauart wird jetzt allgemein gefühlt; aber wie ist den alten Uebeln abzuhelfen? Soll man Häuser und Städte niederreißen? Ja, man thue es, wenn die Gemeinde Vermögen genug besitzt, die Hauseigenthümer zu entschädigen, wenn es ihr nicht an Mitteln fehlt, die Bürger unter Dach zu bringen, bis die neue Stadt gebaut. Aber die Schadloshaltung darf nicht verweigert werden, — das Wohl des Einzelnen ist höchstes Gesetz. In dieser Beziehung ist

die Entschädigung der Emigranten in Frankreich, wie sie auch immer von den Liberalen bestritten worden ist, aus welchen unedeln Gründen auch sie von den Aristokraten mag gefordert worden sein — sie ist immer ein großer und herrlicher Fortschritt, den die Menschheit und die Staatskunst gemacht. Kann aber die Verbesserung nicht auf einmal geschehen, so führe man sie nach und nach ein. Ist ein Haus eingefallen, ist es abgebrannt oder will der Eigenthümer es freiwillig niederreißen, so befolge man bei dem Wiederaufbau die neue bessere Ordnung. So werden endlich die Straßen, so werden endlich die Städte verschönert. Doch wie, wenn Brandstifter aus wahnsinniger Neuerungssucht, oder Verbesserungen nur zum Vorwand nehmend, um Verwirrung zu erregen und zu plündern, die Häuser angezündet — soll man dann auch die neue Bauordnung befolgen? Warum nicht? Man bestrafe die Brandstifter und thue, was sie gewollt. Thut man es aber nicht, weil sie es gewollt, dann hat man nicht die Verbrecher, man hat die Unschuldigen bestraft. Jede Regierung, die keinen Schritt vorwärts thut, ist nur mit der größten Ueberlegung zu beurtheilen; aber eine Regierung, die Rückschritte macht, ist immer ohne Nachsicht zu verdammen.

Wenden wir die ausgesprochenen Grundsätze auf das Werk an, das unsere Betrachtungen hervorgerufen,

so müssen wir das Urtheil fällen, daß dessen Verfasser weder den Ursprung des Uebels, noch den wahren Weg der Heilung bezeichnet. Vielleicht wollte er nur nicht so weit zurückgehen, und darüber dürfen wir mit keinem Franzosen rechten. Als solcher steht er mitten im Gewühle der Schlacht und hat sein Recht zu vertheidigen, nicht zu beweisen. Er sagt: „La société est en contradiction ouverte avec son gouvernement: ce qu'il proscrit et regrette, elle l'accueille et l'estime; ce qu'elle dédaigne et repousse, il l'emploie et l'honore." Das ist wahr, und schrecklich, daß es wahr ist. Der Verfasser läßt ferner einen Liberalen sagen: „. . . tout est à nous, hors le pouvoir. Mais ce pouvoir qu'une faute nous a ôté, une autre faute peut nous le rendre." Das ist sehr naiv! Freilich wäre es nur ein anderer Fehler, der den Liberalen die Macht zuführte. Frankreichs Uebel würden dadurch auch nicht geheilt werden. Wenn man annehmen darf, daß die meisten Franzosen liberaler Gesinnung sind, würde es wohl etwas besser werden, wenn Männer dieses Glaubens regierten: denn alsdann wäre es nur die Minderzahl, die unzufrieden wäre. Aber immer würde ein großer Theil des Volkes klagen, immer wäre eine große Anzahl Bürger, die alle zur Freiheit geboren, gestört in ihrem Glauben.

Nicht darauf kommt es an, daß die Macht in dieser oder jener Hand sich befinde: die Macht selbst muß vermindert werden, in welcher Hand sie sich auch befinde. Aber noch kein Herrscher hat sich die Macht, die er besaß, und wenn er sie auch noch so edel gebrauchte, freiwillig schwächen lassen. Die Herrschaft kann nur beschränkt werden, wenn sie herrenlos — Freiheit geht nur aus Anarchie hervor. Von dieser Nothwendigkeit der Revolutionen dürfen wir das Gesicht nicht abwenden, weil sie so traurig ist. Wir müssen als Männer der Gefahr fest in das Auge blicken und dürfen nicht zittern vor dem Messer des Wundarztes. Freiheit geht nur aus Anarchie hervor — das ist unsere Meinung, so haben wir die Lehren der Geschichte verstanden. Möge jeder Andere seine andere Meinung sagen. Doch wir Alle, so gut wir auch gesinnt, so klar auch unser Blick sein möge: wir müssen immer der Möglichkeit eignen Irrens eingedenk bleiben und müssen uns die Empfänglichkeit für jede bessere Belehrung bewahren, diese mag von Menschen oder von der Geschichte kommen. Mit einer guten Gesinnung erhebt man sich leicht über den Schmutz der Erde; doch über die täuschende Atmosphäre, die alles irdische Dasein umgibt — auch mit der besten nicht.

VI.

Die Fahrt nach dem Ugley über Hamburg, Kiel, Ploen u. s. w.

von

Sigismund Stille.

Hamburg, 1820. Bei Perthes und Besser.

Unsere Landsleute wandern jetzt viel: ein Beweis mehr, daß sie die Lehrjahre überschritten haben. Und verschmäht ja nicht einen Beweis mehr; denn für die Ränkevollen, die euch das beste Recht abstreiten, könnt ihr der Urkunden nicht zu viele beibringen. Die lieben deutschen Gesellen gehen fröhlich ihren Weg, mit besserer Kundschaft als Baarschaft versehen. Doch haben sie immer Ehre im Leibe: sie fechten nie, vielmehr werden sie angefochten von jeder kritischen Polizei, der sie ihre Wanderbücher vorlegen. „Eure Wanderbücher," sagt die kritische Ober-Vor-

münderin, „enthalten eure Personal-Beschreibungen sehr genau, und sie können als Steckbriefe dienen, wenn es euch gelüsten sollte, einen Herbergsvater um die Zeche zu prellen. Auch steht darin, wo und wie lange ihr gearbeitet habt, das heißt: gegessen, getrunken, geschlafen. Aber von den Ländern, die ihr durchreiset, ist wenig zu lesen. Man vergleiche damit die Reisen der Engländer und Franzosen.“ Die kritische Polizei hat Unrecht, wenn es nicht zu kühn ist, anderer Meinung zu sein, als eine durchlauchtige Princesse du sang. Die Engländer, ehe sie in's bürgerliche Leben treten, examiniren die Welt und ihre Narren, statt gleich uns sich examiniren zu lassen, ob sie zu irgend einem Frohndienste auch Narren genug wären. Von der Schulbank weg springen sie nach Italien und Griechenland hinüber, und haben oft schon vor dem dreißigsten Jahre Calcutta gesehen. Da lernen sie nun wohl unterscheiden, was die verschiedenen Länder und Städte Gemeinschaftliches, und was sie Ausgezeichnetes haben. Ihre Reisebeschreibungen enthalten daher nur wahre Merkwürdigkeiten. Wir armen geplagten Schelme aber reisen erst, wenn wir unser Schäfchen ins Trockne gebracht haben, in den ersten Jahren nach unsern besten, von blühenden Töchtern und der verblühten Gattin begleitet, nach Schwalbach, wenn es weit geht, nach den Rhein-

gegenden. Da wir nun in unserer Jugend nie weiter waren als bis Eppstein und Wilhelmsbad, sind wir eine halbe Stunde drüber hinaus schon sehr erstaunt, stehen vor jedem neu angestrichenen Thore, den Kühen gleich, ganz verblüfft still, und erkennen das Vaterland nicht mehr, und fordert man uns gar, als wären wir verdächtige Baschkiren mit Pfeil und Bogen, unsere Pässe ab, rufen wir gerührt aus: wie groß und herrlich ist doch Gottes Welt, wie mannigfaltig sind die Sitten und Gebräuche der Menschen, und bei uns zu Hause in den deutschen Bundesstaaten ist doch Alles anders! Sind wir nach zehn Tagen heimgekehrt und die reisetrunkene Gattin ist mit Kopfschmerzen aus ihrem Rausche erwacht, packt sie den Koffer aus, überzählt die zusammengekommenen Stücke schwarze Wäsche und das daraus entspringende Waschgeld, und fordert für laufende Woche eine Zulage zur Wirthschaftssumme. Was bleibt uns dann übrig, als unsere Reise zu beschreiben zu 11 Fl. den Bogen, und was bleibt uns übrig zu beschreiben, als unsere Verwunderung, d. h. uns selbst?

Aber diese Rechtfertigung bedarf die hier angezeigte Reise nicht. Das ist ein gutes Buch, um so besser, da es klein, oder wahrer: um so kleiner, da es gut ist. Der Verfasser ist ein Schulrector, oder

will dafür gehalten sein — gleichviel: er ist ein gemüthlicher und verständiger Mann. Seine Gefühle sind schön, seine Gedanken kräftig und seine Schreibart beides zugleich. Er reist, um sich von seiner Hypochondrie zu befreien. Hypochondristen haben als Reisebeschreiber ihre Vorzüge. Sie genießen fünfzig Mal im Jahre ein Glück, dessen sich andere Menschen oft nicht ein einziges Mal in ihrem ganzen Leben erfreuen: das Wonnegefühl der Wiedergenesung. Da nun ihre Reisen stets mit einer solchen glücklichen Zeit zusammen fallen (denn sie führen sie herbei), so sind sie, wie alle Wiedergenesenen offenen Geistes und Herzens, empfänglich für alles Schöne und Gute, und sie trinken, was ihnen Natur, Kunst und Mensch darbieten, mit vollen Zügen hinab. Der gute Rector Stille scheint ein Fünfziger zu sein, und hätte sich wohl früher gern eine Bewegung gemacht. Aber der Satan hielt ihn so lange Jahre an seinem Schreibtische umkrallt, weil der Arme kein Geld hatte, sich loszukaufen. Endlich war eine alte Tante so aufmerksam, zu sterben und dem Neffen ein Legat zu vermachen. Der Schulrector will sich Bücher dafür kaufen, aber auf Anrathen des Arztes verreist er das Legat. Es ist doch gar zu kläglich! In Deutschland gibt es wenigstens zehntausend hypochondrische Beamte und Gelehrte, die krank geworden sind, weil sie

zu viele Arbeit und zu wenig Geld haben. In England dagegen gibt es wenigstens eben so viele, die den Spleen haben aus Mangel an Arbeit und Ueberfluß an Gelde. Wenn diese Leute Geld und Arbeit mit einander theilten, so gäbe das zwanzigtausend glückliche Menschen. Aber es geschieht nicht, die Welt ist gar zu erbärmlich eingerichtet.

VII.

Zeitgenossen.

Heft X. Leipzig, bei Brockhaus. 1818.

Viele Werke von solcher Gediegenheit hat das deutsche Bücherwesen nicht vorzuweisen. Zwar weicht die Ausführung oft von dem Entwurfe des Unternehmens ab, aber was an Regelmäßigkeit dadurch verloren geht, wird an Frische gewonnen. Wenn der Umfang, welcher den Lebensbeschreibungen gegeben wird, nicht immer im Verhältnisse zu der Bedeutung der dargestellten Männer steht, so daß die minderwichtigen oft eine größere Ausdehnung erhalten, als die andern, sie an Werthe übertreffenden; wenn in den Gemälden der Zeitgenossen die Einheit der Haltung und das Auffassen des rein geschichtlichen von der Betrachtung unbefangenen Gesichtspunktes, welche

den Theilnehmern an dieser Schrift von deren Herausgeber selbst vorgeschrieben ist, nicht selten vermißt wird — wären dieses Fehler zu nennen? In den Handlungen bedeutender Menschen spricht sich nur ihr körperliches Leben aus, ihr geistiges spiegelt sich allein in der Gesinnung ab, welche sie von sich und ihren Thaten den Zeitgenossen oder Nachkommen eingeflößt hatten. Jede Lebensbeschreibung ist ein doppeltes Gemälde: das des Malers und des Bildes. Bei Zeitgenossen zumal, deren Geschichte in das Dasein der Mitlebenden eingreift, ist ein reines Auffassen ihrer Natur, das von dem Einflusse der Betrachtung und von dem Standpunkte des Erzählers unabhängig wäre, fast unmöglich. Diejenigen, welchen die früheren Hefte dieser Schrift bekannt sind, werden es einsehen, denn sie müssen wahrgenommen haben, wie in den Lebensbeschreibungen mancher vieldeutigen Zeitgenossen bald durch kühle, berechnete Kunst, bald mit unbewußter leidenschaftlicher Wärme der Ansicht des Lesers eine bestimmte Richtung hat gegeben werden sollen. Dieses wird besonders sichtbar, wenn, wie es in den vorhergehenden Theilen geschah, das Leben eines Zeitgenossen von verschiedenen Erzählern wiederholt dargestellt wird, denn da kann die Abweichung in den Ergebnissen der Ansichten uns lehren, daß die Natur eines bedeutenden Menschen nicht blos durch sein

äußeres geschichtliches Wirken, sondern auch durch die Anschauung des Beobachters seinen Umriß erhalte.

Das gegenwärtige Heft ist eines der vorzüglichsten unter den bisher erschienenen, und die Darstellungen bleiben hinter der Würde ihrer Gegenstände nie zurück. Die schöne Reihe der Zeitgenossen beginnt:

Freiherr von Albini. — Thätig in Geschäften, muthig in Gefahren, betriebsam in Unternehmungen, im Ausführen schnell, bedächtig im Rathe — so war Albini, eines Deutschen, jedes großen Mannes Vorbild. Den Gedanken der Volksbewaffnung hatte er zuerst gefaßt und ausgeführt. Als, nicht viele Jahre später, Deutschland seine Rettung dadurch fand, hatte ein undankbares Geschlecht, wie schon jetzt die Einrichtung selbst, so damals deren Urheber vergessen. Durch sechs und zwanzig Jahre hatte Albini hohe Staatsämter ruhmvoll und glücklich verwaltet, und war in allen Stürmen der Zeit aufrecht geblieben. Endlich erkrankte der kräftige Staatsmann am Menschen, und der Mensch starb am Höfling. Wie bedauerungswürdig, daß selbst ein solcher Mann die Geringschätzung vorübergehender Leute nicht mit Geringschätzung ertragen mochte! Die Behandlung, die er, als das Großherzogthum Frankfurt aus einander ging, erfahren mußte, die Entziehung seines Gehaltes, die Geschäfts-

losigkeit, der man ihn hingab, untergrub seine Gesundheit und tödtete ihn. Er war nur Einer der Vielen, die, so oft eine bürgerliche Gesellschaft sich umgestaltet, als Opfer schwachsinniger und von kindischen Trieben beherrschter Kleinbürger fallen, weil sie, muthige und starke Männer, die auch in einer schlechten Zeit ihr Gedeihen fanden, als die Urheber der Noth der Zeit angesehen und gehaßt werden. Ausdauernde Menschen solcher Art werden zum Uebergange aus einer schlechten Vergangenheit in eine bessere Zukunft als Brücken gebraucht und, wie diese, dabei mit Füßen getreten. Das Bild ist hart, aber das Vorbild ist noch härter. Wir kennen es Alle.

Graf Gneisenau. „Bis zum sechs und vierzigsten Jahre seines Alters war Gneisenau Hauptmann in der preußischen Armee.“ So beginnt diese Lebensbeschreibung; man könnte die neue Geschichte der Deutschen damit beginnen; in diesen Worten läge ihre Quelle.

In der Darstellung des genannten Helden liegt eine seltene Gediegenheit und Würde der Schreibart. Die Rede ist rasch, scharf und treffend, fast wie ein Schwert. Ueber den dunklen Ernst ist manchmal ein leichter Spott gehaucht, der wohlthut.

Charlotte, Prinzessin von Wales. — Mit dem kunstgewandten Pinsel des Malers wird hier das Glück einer liebenden und geliebten Gattin, und der Zauberreiz des häuslichen Lebens dargestellt. Keiner wird ohne bald freudige bald schmerzliche Rührung das Erzählte lesen. Wenn Charlotte, als sie noch lebte, über das Weib die Fürstin vergessen machte, so muß ihr schneller Tod um so trüber und stärker die Erinnerung wecken, wie viel England an seiner künftigen Königin verloren. Denn sie allein, eine andere Elisabeth, hätte vermocht, das Reich von seinem unvermeidlichen Untergange zu retten, indem sie die Verehrung und Liebe des Volkes, welche jetzt nur noch der kalten Verfassung zugewendet sind, sich selbst angeeignet hätte.

Leopold, Herzog von Coburg. — Ein ritterlicher, deutscher Jüngling, dem das seltene Glück zu Theil ward, um die Liebe einer Fürstin wie um die eines Bürgermädchens zu werben, und das seltene Unglück, mit einer Krone auch ein Herz zu verlieren.

Frau von Krüdener. — „Es gehört zu den übrigen Sonderbarkeiten unserer Zeit, den Anfang überall, die Consequenz nirgends zu wollen. Wenn der Monarch erobern oder sich vertheidigen will, gibt es ein freies Volk und in allen Proclamationen die

Freiheit desselben zu retten; fordert aber das Volk etwas von dem, was ihm heilig gelobt worden, gibt es nur unruhige Köpfe, Revolutionärs, Jakobiner. In Poesie und Prosa rühmt man Menschenliebe, Gleichheit der Rechte u. s. w., aber schicke den Bettler vor dieses Apostels Thüre, er — weiset ihn an die Polizei; stelle dich, wenn du im Staatskalender (dem großen Buche der Menschenwürde) um einen Grad tiefer stehst, als er, an seine Seite, und er — nennt es gemeine Anmaßung oder wendet sich von dir. Singe in Sonetten von der heiligen Jungfrau, spiele in Schauspielen mit der Weihe und den heiligen Geheimnissen der Religion, sprich in Romanen von beschaulichem Leben und Gebet, — man ist entzückt, man preiset und bewundert dich, aber spotte mit einem Leben voll niedriger Ausschweifungen aller Tugend und aller Heiligkeit des Herzens, denn sonst — spottet man deiner. — Als der Mystizismus, der in Werners Gemüthe lag, sich erst durch Wort und Schrift aussprach, war Jedermann entzückt und des Bewunderns kein Ende; als aber die Seele, nachdem der Körper durch wüstes Treiben matt und kraftlos geworden war, den Sieg gewann, und sich auch im äußern Leben zu erbauen suchte, was ihr in stillen Träumen vorgeschwebt, da —

war man überrascht, und alle Welt schrie Wunder oder Betrug. So auch bei der Frau von Krüdener."

Wirksamer als die Inbrunst, von welcher der Verfasser dieser Lebensbeschreibung voll ist, wird die angeführte nüchterne und kalte Bemerkung sein, um noch Viele, so wie sie es bei mir gethan, aus der gemächlichen Ansicht zu wecken, nach welcher wir die Frau von Krüdener zu deuten uns erlaubten. Ihrer Hoheit mag man gerne huldigen, ohne die Meinung zu theilen, daß die Intelligenz „ein leeres taubes Gebäude" und die gesunde Vernunft „ein ohnmächtiges Ding" sei. Diese Frau ist eine erhabene Naturerscheinung, die mit Entsetzen, nicht eine freie sittliche, die mit Seligkeit erfüllt. Die Liebe, die sie lehrt, das ist die Fäulniß. Nur wer krank ist an Geist und Leib, vermag das Nervgewebe zu wittern, welches die Dinge mit ihrem Ursprung einet. Der selbstständige Mensch gibt sich nicht der Allgemeinheit hin, er nimmt die Welt in sich auf. Daß die Lehren der Frau von Krüdener Eingang finden, ist ein schlimmes Zeichen, daß sie Noth thun, ein noch schlimmeres von dem Siechthume der europäischen Welt. Für eine glückliche Zukunft gab es nie Propheten. Es thut wohl, in ihr weder eine Betrügerin noch eine Betrogene zu finden, die irgend einer listigen Polizei als Werkzeug diente; doch als

auch ich, der stets in meinem Sinne mit Spott dieser Nomadenheiligen nachgezogen war, des tiefen Eindrucks selbst nur ihres geschriebenen Wortes mich nicht erwehren konnte — da ward es mir klar, wie furchtbar es sein müsse, wenn die Macht des Glaubens sich mit der Macht des Schwertes verbände, und wie es für die Menschheit wünschenswerther wäre, daß in jenem heiligen Bündnisse nur Lüge und Falschheit möchte sein, als Wahrheit, Treue und ernster Wille.

VIII.

Vom Turnen, mit Bezug auf den Zweikampf.

Frankfurt a. M. Andreä'sche Buchhandlung. 1819.

Alle Regierungskunst bis auf unsere Zeit bestand darin, daß man jedem einzelnen Bürger weiß machte, er sei sehr schwach und krank und könne kaum auf den Beinen stehen, und wenn er glaube, seine Nachbarn würden ihm helfen, so irre er sich, denn diese wären auch allesammt blind und lahm. Er sähe nun selbst ein, wie er keinen Schritt ohne Führer thun dürfe, und zu diesem Zwecke habe man mild und weise eine gehörige Zahl Beamten angenommen, die er, wie billig, da sie blos zu seinem Beistande da wären, bezahlen müsse. Den armen Bürgern ging es wie jenem kranken Narren, der gläserne Beine zu haben glaubte und aus Furcht, sie zu zerbrechen, nicht zu gehen wagte. Da kam die Noth und peitschte

das deutsche Volk; es lief, sah mit Verwunderung, daß seine Füße ganz geblieben, und ward geheilt. Aber den gut bezahlten, gut gefütterten Krankenwärtern ist diese Heilung, die sie außer Dienst setzt, nicht willkommen, und darum bemühen sie sich, dem Volke wieder seine alte Hypochondrie anzuheften und einzuflüstern. Das Turnen, welches keine neue Kraft gibt, aber den Besitzern der Kraft den Schatz verräth, der verborgen in ihnen liegt, ward jenen Unter-Herren darum sehr verhaßt und sie eiferten dagegen. Die scheinheiligen Einwürfe gegen die Turnkunst werden in der angezeigten Schrift unwiderleglich widerlegt, mit vielem Scharfsinn und mit einer Menschenliebe, die Regierung und Regierte gleich warm umfaßt. Es wird dargethan, wie das Turnen dem Geiste jene Muskelkraft gebe, ohne welche nicht gehandelt werden kann, und wie hierdurch die Seele zur festen Burg des Leibes gemacht werde. Kann die durch Uebung der Kraft gewonnene Ausbildung derselben der Regierung gefährlich werden? Nimmermehr. „Die Schwäche revolutionirt, nicht die Kraft.“.. „Der Furchtlose weigert sich weit seltener des Gehorsams, als der Argwöhnische, der immer den Kürzeren zu ziehen besorgt.“

„In unsern Tagen wittert die Politik hinter jedem Busch einen Revolutionssüchtigen.“ . . . „Nicht der

Uebermuth der Jugend, nicht der Volksdespotismus, der Gelddespotismus ist den Thronen gefährlich.... Durch eine übertriebene Schätzung des Handels haben die Staaten sich zu erheben gesucht — durch den Handel, wenn er sich zu einem Verein gestaltet, werden sie untergehen.“ Widerlegt das, wenn ihr könnt!

Der zweite Theil der Schrift handelt vom Zweikampfe. Ein Ehrengericht soll entscheiden, ob der Zweikampf zulässig sei, und dieser dann öffentlich gehalten werden. Das Uebel scheint mir nur einer Heilung, aber keiner Milderung fähig, und jene kann nur die Zeit bewirken. In unsern strengen Monarchien, die das Alterthum weder kannte noch ahnte, haben die Bürger, gleich Münzen, einen Nennwerth, durch das Wort und Bild des Fürsten bezeichnet. Das ist die Ehre. Wer dieser beraubt wird, wem jenes Gepräge mangelt, der hat nur einen innern Werth und muß sich jeden Augenblick von Neuem schätzen, wiegen und prüfen lassen. Darum ist das Gepräge der Ehre im geselligen Umgang von so großem Werthe, weil wir auf Treue und Glauben, ohne beschwerliche vorgängige Untersuchung, nach Maß unsers innern Gehaltes angenommen und geschätzt werden. Die Verletzung dieser Ehre ist daher ein wirkliches, keineswegs nur

in Vorurtheilen gegründetes Uebel, und wenn es nur durch den Zweikampf geheilt werden kann, so wäre es grausam, das Heilmittel zu untersagen, so lange man nicht versteht, die Krankheit zu verhüten. In den Staaten des Alterthums war dieses anders. Da legte jeder einzelne Bürger alle seine Kraft und Tugend in den allgemeinen Schatz nieder; er bedurfte darum keines eigenen Gepräges; dort war Vaterlandsliebe — wir kennen nur Hof- und Standes-Ehre.

Nachfolgendes ist vielleicht manchem Leser unbekannt, so wie es mir war. „Wer in Amerika einen Andern fordert, oder eine Forderung annimmt, wird für toll erklärt, seine Güter fallen dem Staate anheim; ist er verehelicht, muß er sich scheiden lassen, hat er Kinder, so bekommen sie Vormünder, steht er einem Amte vor, ist er gehalten, es niederzulegen. Aller Gerechtsame, die ihm bisher in Anspruch zu nehmen vergönnt war, ist er für verlustig erklärt." Dieses Gesetz mag wohl selten in seiner Strenge zur Ausführung kommen, da die Zweikämpfe in Amerika sehr häufig sein sollen.

IX.

Die gute Sache,

von

Henrich Steffens.

Eine Aufforderung, zu sagen, was sie sei, an Alle, die es zu wissen meinen, veranlaßt durch des Verfassers letzte Begegnisse in Berlin. Leipzig, 1819.

An Alle, die es zu wissen meinen! Es scheint in diesen Worten etwas boshaft Neckendes zu liegen, aber es scheint auch nur. Die warme, liebevolle Sprache, die in der Schrift selbst geführt wird, hat nicht den leisesten Anflug von Tücke oder verwundendem Spotte. Die Begegnisse in Berlin, auf welche Steffens hindeutet, gehören auch wieder zur großen Zahl weinerlich-lächerlicher Beweise der alten unzerstörbaren deutschen Pedanterie. Es hängt diesen armen Menschen Blei an

den Füßen. Die Schlechten sind sklavisch gesinnt und wollen nicht von der Stelle; die Bessern ahnen, was Freiheit sei und sind lüstern darnach, aber plump und schwerfällig, erheben sie sich nicht höher über den Boden, als Jene. Immer dieselben! Mögen sie bei Hofe an einem Galatage, oder um einen Freiheitsbaum tanzen: es ist der ewige, rechtwinkelige, ungelenke Schritt. Wie sie an todten Formeln, an mathematischen Sätzen, an Axiomen hängen! Wie es für sie zu einem gemeinschaftlichen Ziele auch nur einen Weg giebt! Wie sie um die Mittel den hohen Zweck vergessen! Sie haben unter den Vertheidigern der guten Sache eine soldatische Zucht eingeführt und üben strenges Kriegsrecht aus. Begegnen sie auf ihrer Runde einem Kämpfer, der ihr Feldgeschrei nicht kennt, so stoßen sie ihn sogleich als einen Feind unbarmherzig nieder. Konnte er was anderes gewesen sein, als ein Spion? Und wäre dem auch so; wer besonnen ist und gerüstet, fürchtet keinen Verrath, und unterliegt ihm nicht.

Steffens hatte mit Wort und That für die gute Sache gekämpft. Darauf legte er die Waffen nieder, und betete für die Streiter. Ist er darum der Fahne untreu geworden? Er glaubt, Ihr handelt; sein Reich ist im Himmel, das Eure auf Erden. Jedem, was er will, so lange er den

Willen Anderer ehrt — das ist die Freiheit. Warum lästert Ihr ihn, warum scheltet Ihr ihn einen Abtrünnigen? Er kann irren (und er that es stark); aber was Irrthum scheint dem befangenen Blicke, das ist Wahrheit dem Weltgeiste; die Leidenschaften der Menschen bilden die Vernunft der Menschheit. Wie die Natur Stürme und Sonnenschein zur Befruchtung der Erde gebraucht: so dienen der Geschichte, wenn sie einen großen Zweck erreichen will, Wahn und Laster nicht weniger, als Verstand und Tugend. Für Alles, was Steffens Falsches in seiner Schrift gesagt haben mag, verdient er schon Verzeihung wegen folgender Wahrheit: „Was wir für die gute Sache zu thun vermögen, ist selten so fördernd, als dasjenige, was Uebelwollende dagegen zu thun streben.“ Darum muthigen Kampf den Uebelwollenden, aber keine Verwünschung; nur die Schwäche gebraucht sie.

Was ist die gute Sache? Ein Jeder hält die seinige dafür. Das ist verzeihlich, so lange man auch Andere gewähren läßt. Was die Berliner ihre gute Sache nannten, das war früher nur eine deutsche, wohl gar nur eine preußische; und dazu gehörte, daß die Franzosen ihre Heloten sollten sein. Von dieser Thorheit sind sie wohl zurück gekommen, und es ist ihnen jetzt klar geworden, daß

die gute Sache nichts anders sei, als die Freiheit aller Völker und deren Vertheidigung gegen jede anmaßliche Gewalt. Steffens eifert aus unerreichbaren Wolken herab gegen das Streben der Zeit und gegen die Richtung der preußischen Vaterlandsfreunde, die er die „Fichtische“ (nämlich die Richtung) nennt. Sind Euch die französische Revolutionsgeschichte und der deutsche Befreiungskrieg demnach nichts anderes, als mißrathene Kompendien der Philosophie, so fertigt sie in der Literaturzeitung ab und mischt Euch nicht in die Händel der Welt. Selbst die Ultras in Paris lachen Euch aus und können Euch nicht brauchen, denn sie wissen besser als Ihr, was sie zu tadeln und zu ändern haben an dieser Zeit.

Steffens sagt, er habe „das Verwirrende des Jahrhunderts schon lange erkannt“ und gleich anfänglich dagegen gekämpft. Um dieses zu beweisen, führt er eine Stelle aus seiner Schrift über die Idee der Universitäten an, worin er der Jugend unter Anderem sagt: „Nicht in der Uebereinstimmung mit der äußern Welt, sondern in der Uebereinstimmung mit Euch selbst, die Euch Keiner rauben kann, liegt die Wahrheit Eures Daseins und mit dieser die Freiheit.“ Man muß gestehen, daß in der Schule des Verfassers herrliche Volksvertreter

und die den Ministern Stand halten können, gebildet werden müssen! Wer sich um die äußere Welt nicht bekümmert, der ist allerdings frei, aber es ist die Freiheit der Todten.

„Was mir, dem Gelehrten (sagt der Verfasser), der über das Wesen des Staates Untersuchungen anstellt, Sorge macht, ist . . . . . jenes irdische Streben, das Heiligste durch äußere Mittel zu erlangen.“ Ein akademischer Lehrer, dem jedes irdische Streben Sorge macht, sollte über das Wesen der Staaten keine Untersuchungen anstellen, sondern Professor der Theologie sein. Die bürgerliche Gesellschaft ist eine irdische Anstalt, und hat mit dem Heiligen nichts gemein. Kann sich Jemand einen Himmel denken, in dem es Adelige, Polizeidiener und Soldaten gibt?

Der Verfasser bemüht sich, in kurzen Sätzen darzustellen, was ihm die gute Sache sei. Denn (sagt er mit Recht) es „dünkt uns nichts nothwendiger und wichtiger, als jenes schwankende Gefühl für eine allgemeine gute Sache zum klaren und deutlichen Erkennen zu steigern.“ Aber das, was Diese und Jene die gute Sache nennen, sei nichtiger Art. „Diejenigen, die Zucht, Ordnung und Gehorsam in Gefahr glauben, und von der Bildung der Völker zur Freiheit eine Auflösung

aller geselligen Bande befürchten, nennen das, was sie erhalten wollen, die gute Sache, wie sie es an und für sich allerdings ist.“ (Wirklich? Also Zucht, welche eine aus Furcht vor Züchtigung befolgte sittliche Lebensweise ist, die Erhaltung dieser gehörte auch zur guten Sache?) „Diejenigen, die für die Freiheit leben, nennen diese die gute Sache. . . . Aber beide sehen nur ihre gute Sache, sie sehen sie nicht als eine offene, göttliche, nur aus der Wahrheit und völligen Rücksichtslosigkeit entspringende, nur durch festen Glauben und Vertrauen auf Gott zu rettende und zu befestigende, vielmehr als eine solche, die der irdischen, kümmerlichen Sorge unterliegt und furchtsam herumspähen und horchen muß.“

Ich will nicht darauf sinnen, wie ich diese schwindelnde, in Wolken zerfließende Erklärung, die der Verfasser von unserer handfesten guten Sache gibt, bestreiten soll, dieses würde mich zu weit vorwärts und zu weit rückwärts führen. Das Gefährliche, Siechmachende und Ertödtende in jenen theologischen Ansichten des Bürgerlebens ist nicht sowohl das darin enthaltene Falsche, als daß das anerkannte Wahre in erhabenen räthselhaften Worten verkündigt, hierdurch der schlichte Menschenverstand irre geführt und besorgt gemacht wird, daß er nicht auf dem

rechten Wege sei. Wenn das die gute Sache nicht ist, welche der irdischen kümmerlichen Sorge unterliegt, und furchtsam herum späht und horcht, sondern jene, welche nur durch festen Glauben und Vertrauen auf Gott zu retten und zu befestigen ist: warum bemühen sich die Gläubigen, die Ungläubigen zu bestreiten? Ist dieses Bestreben nicht auch eine irdische kümmerliche Sorge?

Von den Sätzen des Verfassers, worin er seine Ansicht der guten Sache ausspricht, will ich einige mittheilen, sie theils bestreitend, theils dem Urtheile der Leser überlassend.

„Der Grundirrthum aller herrschenden Ansichten vom Wesen des Staates ist der, daß die Menschen ursprünglich ein gleiches Recht auf die irdischen Güter haben." Mir scheint diese Ansicht, richtig aufgefaßt, vielmehr die Grundwahrheit zu sein. Gleich vertheilt waren niemals die Güter der Erde, und sie können es nicht werden: denn die Natur selbst stattet die Menschen bei ihrer Geburt mit Kräften des Geistes und des Körpers ungleich aus; die Größe ihres Gütererwerbs wird also hierdurch bedingt. Aber die Gleichheit der Rechte besteht darin, daß Jeder seine Kräfte soll gebrauchen dürfen, um seinen Besitz zu erweitern. Darum keine bevor-

rechteten Stände, welche die Zeit oder den Raum der niedriger Gestellten beengen.

„Ohne Zünfte keinen Bürgerstand, ohne unveränderlichen, persönlichen Besitz keinen Adel.“ Wahr; aber eben darum keine Zünfte und keinen persönlichen Besitz, weil es keinen Bürgerstand und keinen Adel geben soll. Alle Staatsbewohner müssen gleich sein. Man durchwandere die ganze Weltgeschichte und sehe, ob die Zwingherrschaft, welche bald von den Fürsten, bald von dem Volke geübt ward, je in etwas Anderem ihren Grund und ihre Ausführbarkeit gefunden, als in einer Verschiedenheit der Stände, welche der Staat anordnet und beachtet.

„Zensur ist Leibeigenschaft des Erkennens, Beschränkung des heiligsten Eigenthums, absolute Hemmung der freien Entwicklung des Staates.“ In Kuhschnappel lacht man über solche Reden.

„Ein jeder nicht konstitutionelle Staat ist ein interimistischer.“ Es ist ungemein erfreulich, daß es der Verfasser durch solche Sätze mit Denen verdirbt, welche geneigt sein könnten, einige seiner Lehren zu mißbrauchen, und ihn zu den Ihrigen zu zählen.

„Der Staat ist ein religiöses Individuum, seine Freiheit nur durch Erlösung, durch Anerkennen der

geheimen Schuld, durch Reue und Buße zu erringen."

„Der Heiland ist die innere Quelle aller bürgerlichen Freiheit, die Offenbarung der Liebe, die jede eigenthümliche Natur in ihrer Art bestätigt und befreit, Kirche und Staat sind eins, und jede freie Verfassung christliche Theokratie."

„Worauf alle Zeichen der Zeit deuten, und alle Verwirrung der irdischen Verhältnisse, ist Einheit des Protestantismus und Katholicismus." (Ganz wahr, aber nicht die ganze Wahrheit!)

„Die Neigung zum Despotismus erstirbt nie, und stets bewaffnet muß in jedem erscheinenden Staate der wahre Bürger über seine Freiheit wachen, denn jede Erschlaffung erzeugt Unterdrückung."

„.... nachdem ein verblendetes Volk versucht hat, aus irdischer Weisheit das Räthsel des geselligen Daseins zu lösen, und in dem thörichten Versuche seine eigene Vernichtung fand, will in Deutschland die tiefer sinnende Betrachtung die wahre Stätte suchen, und wird sie finden." Sie wird sie nicht finden; auf dem Wege, der in dieser Schrift vorgezeichnet ist, wahrlich nicht! Von welchem Volke redet der Verfasser, das

in thörichten Versuchen seine Vernichtung gefunden? Doch nicht etwa von dem französischen? Der Himmel schenke dem deutschen Volke solche irdische Weisheit, verleite es zu solchen thörichten Versuchen und führe es zu einer Vernichtung, wie sie Frankreich gefunden!

X.

Lettres sur la Suisse, écrites en 1820.

Par **Raoul-Rochette.** Paris, 1822.

Ich lese Schweizerreisen über Alles gern. Für uns mageres, gerupftes Volk, das sich seine fünfzig Jahre um den Bratspieß der Gewohnheit dreht und langsam schmort, bis es gar geworden für die Würmer, ist es eine himmlische Erquickung, die heiße Brust an diesen Gletschern zu kühlen, das schläferige Ohr am Getöse dieser Sturzbäche zu ermuntern, das trübe Auge in diesen hellen und reinen Seen zu waschen, — ist es die süßeste Schadenfreude, diese Berge, Lawinen und Wasserfälle zu sehen, die so unzünftig hausen, die sich das Meisterrecht nicht erkauft, welchen es die Natur geschenkt, die Alles dürfen, was sie wollen, Alles wollen, was sie können und Alles können. Glücklich wer in Chamouny-Thal

geboren, oder auf Sicilien, oder in Kamtschatka, oder in den Raubstaaten, oder in Pennsylvanien; glücklich wer ein Prinz ist, oder ein Bettler, oder ein Zigeuner, oder ein Millionär, oder verrückt, oder ein Engländer, oder ein Schwede, oder ein Spanier, oder ein Spieler, oder ein Jude — aber ein Deutscher zu sein, und ein Bürgersmann, der sein Auskommen hat, und ein gescheuter Mensch und ein guter Christ zugleich, das ist des Langweiligen viel zu viel! Es müssen daher unsere sehr argen Feinde sein, die uns eine gedruckte Schweizerreise mißgönnten. Die des Herrn Raoul-Rochette ist auf das beste zu empfehlen. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß die meisten übrigen Reisende durch die Schweiz immerfort schmächteln, als säßen sie in der Jasmin-Laube eines arkadischen Gärtchens, und selbst auf den Bergen des ewigen Schnees zu Butter zerfließen, aus der das Augennetz des Lesers mit Noth etwas Solides fischt! Das Herz eines ächten Mannes ist nie ohne Knochen. Herr Raoul-Rochette zeichnet die kräftigen Landschaften der Schweiz, wie es sich gebührt, mit männlichen Zügen. Noch andere Vorzüge heben sein Werk heraus. Er läßt den Staatsbürger, den Papa und den Verstand nicht daheim, um ohne Gepäck, ganz leicht nach Empfindungen zu jagen; er behandelt die Schweiz nicht blos als einen Gegenstand der Landschafts-

malerei; auch die bürgerlichen und religiösen Verfassungen des Landes, auch die Geschichten, das häusliche Leben und die Geistesbildung der Schweizer weiß er aufzufassen und darzustellen. Daß er dieses Alles darstellt, ist ein Verdienst, welches die Art, wie er es darstellt, nicht völlig aufhebt. Wie sollte es der schwache Mensch ändern! Er reise nach Canada, nach Otaheite oder nach Paris, er wird überall nur sich selbst finden; das süße Ich streut sich auf allen seinen Wegen aus, und der letzte Kleinbürger reist ganz wie ein König, nur mit dem Unterschiede, daß er allein und sich selbst Vivat ruft. Doch Aufrichtigkeit findet immer das Lächeln der Nachsicht. Welch ein ängstlicher Anblick ist es aber, wenn man sieht, daß ein Mann von frischem Geiste, weil er sich vorsetzlich aus seinem Elemente geworfen, wie ein Fisch auf dem Sande nach Luft schnappt! Herr Raoul-Rochette erregt dieses Mitleiden. Er hat klaren Sinn und ein empfängliches Herz; er erkennt das Wahre, das Gute, das Schöne, er liebt die Treue, das Recht, die Freiheit und liebkost sie, wo er sie findet; aber so oft er es thut, sieht er sich ängstlich um, daß ihn Keiner darüber ertappe, wie er sein Mädchen küßt. Er ist ein Ultra — noch schlimmer, er will Einer scheinen. In Deutschland erlaubt es das Naturrecht der Selbstvertheidigung, die Wahrheit zu ver-

setzen. Ein armer Schriftsteller dort, der keine andere Freuden hat als häusliche, der oft Jahre lang von einer Gans nichts als die Federn auf seinem Tische sieht und von einem Hasen nichts hat als das Herz, dem, wenn er nach vierzehn Wochen glaubt sich endlich einen neuen Rock erschrieben zu haben, die unbarmherzige Zensur einen ganzen Aermel wegschneidet — was will er machen, wenn eine hohe Polizei mit ihm zürnt und ihm Amt und Brod raubt? Er muß lügen oder sterben; aber zur Wahrheit kann man zurückkehren, zum Leben nicht. In Frankreich aber ist es anders. Hier theilt die öffentliche Meinung nicht blos Lorbeerkränze aus, sondern auch Reichthümer, und einem liberalen Schelme, der nur flinke Beine hat zu laufen, wird es auf sein Wort geglaubt, daß ihn die Macht verfolge, und sein Glück ist fertig.

Die Heuchelei, welche Herrn Raoul-Rochette vorgeworfen worden, gibt aber seinem Werke ein Verdienst mehr. Wer die schwachen Seiten Derjenigen kennen lernen will, welche gegenwärtig in Frankreich die Macht besitzen, der braucht nur diese Reisebeschreibung zu lesen. Denn sonderbar genug, werden verheimlichte Schwächen oft dadurch verrathen, daß ihnen öffentlich geschmeichelt wird. Ich will einige Beispiele aus dem Buche anführen, um

zu zeigen, wie lächerlich es aussieht, wenn ein Mann von Geist in den Netzen kleinlicher Gevatterschaft zappelt. Von der Stadt St. Maurice in Wallis schreibt er: „Diese Stadt ist klein, aber alt, und hat zu verschiedenen Zeiten des Mittelalters einige Berühmtheit genossen. Die Legenden von der thebaischen Legion, die Gaben und Reliquien, welche die verschwenderische Frömmigkeit der Fürsten in der dortigen Abtei aufgehäuft hatte, zogen ehemals Schaaren von Pilgern hin; jetzt, da diese frommen Schätze im Lande selbst viel von ihrem Werthe verloren, kommen nur noch Neugierige und Handelsleute nach St. Maurice. Viele Menschen werden darin eine Folge der so gepriesenen Fortschritte der Aufklärung finden; was mich betrifft, so sehe ich darin nur eine neue Art von Speculation und Irrung, die gar nicht so interessant ist, als die erstere. . . Mag man immerhin über mich lachen, ich finde es viel unvernünftiger von mir, nach St. Maurice gekommen zu sein, um Felsen und Wasserfälle zu bewundern, als ich es fände, wenn ich dahin gereist wäre, einen Reliquienkasten zu verehren oder ein Heiligen-Gebein zu küssen." — — Die demokra-

tische Verfassung des Katons Zug zu tadeln, dazu war der Verfasser nicht unverständlich und nicht falsch genug. Er lobt sie, springt aber wie über heiße Kohlen durch sein Lob, so daß er nur immer auf einem Fuße steht. „Man kann sich denken, daß bei einem solchen Volke die alte Staatsverfassung wenig Veränderungen erlitten hat; auch hat die Aufklärung wenige Fortschritte unter ihnen gemacht. Indessen haben diese braven Leute dennoch dem Geiste unserer Zeit, die an die Wirklichkeit einer Constitution nicht glaubt, wenn sie nicht gebührlich aufgeschrieben ist, (unser ehrlicher Verfasser kann nicht begreifen, wozu die Wechselbriefe nöthig sind!) und sich wenig aus öffentlichen Freiheiten macht, die nicht gedruckt sind, auch ihren Tribut bezahlt. Der Freistaat Zug hat also, wie wir, seit 1814 eine Charte; aber man bedenke wohl, daß die Hauptverfügungen dieser Charte aus dem vierzehnten Jahrhunderte herstammen." (Diese Herren lieben keinen neuen Wein; möchten sie uns nur ein Mittel angeben, wie man ihn gleich alt keltere!) — — Von Zürich sagt er: „Die Regierung dieses Kantons war lange, und ist noch heute, eine der meist aristokratischen der Schweiz, ob sie zwar ursprünglich gegen die Aristokratie selbst gerichtet war; so sehr ist es dem Menschen angeboren, in der bürgerlichen Ord-

nung eine Stütze gegen seine eigenen Lidenschaften zu suchen.“ (Das ist sehr naiv. Das will sagen: die Kleinbürger haben alle Gegenstände, die ihren Ehrgeiz oder ihren Eigennutz erwecken und befriedigen könnten, freiwillig an die Aristokratie abgetreten, und diese war so großmüthig, allen Lebenswein des Landes für sich allein zu trinken, damit die liebe Bürgerschaft ja nie in Gefahr komme, sich zu übernehmen und ihrer Gesundheit zu schaden! Man kann für die Nothwendigkeit einer Aristokratie unmöglich bessere Gründe geben.) — — „Die Walliser, ehemals in Ober- und Unter-Walliser getheilt, nämlich in Sieger und Besiegte, bilden jetzt nur einen einzigen Staat, von den nämlichen Gesetzen und auf den Fuß völliger Gleichheit regiert. Nieder-Wallis, zur Theilnahme an der Souveränität gelassen, zeigt sich dieser Verbesserung würdig durch die Fortschritte, die es in sittlicher Bildung gemacht, durch die Thätigkeit, den Eifer und selbst durch die körperliche Veredlung seiner Bewohner. Es ist bemerkenswerth, daß die Zahl der Kretinen in den Zehnten Sanct-Maurice, Monthey und Martigny sich vermindert hat, seit dem Augenblicke, daß diese Zehnten frei geworden. Daraus kann man schließen, daß die Freiheit, welche hier die Menschen ge-

sünder und besser macht, nicht die nämliche ist, welche sie andern Orts zu Rasenden und Dummköpfen umschafft. (Wie geschickt sich der feine Herr zwischen zwei Stühle setzt! Was müssen das aber für Menschen sein, die sich mit solchen zweideutigen Komplimenten abfinden lassen!)

Jetzt haben wir ein anderes Wort mit dem Herrn Raoul-Rochette zu sprechen. Dieser junge Mann, der wahrscheinlich nicht mehr von der deutschen Sprache weiß, als die meisten seiner Landsleute, nämlich weniger als jeder deutsche Setzerlehrling von der französischen; er, dem es nur darum gelungen, in seinem Werke viel Gutes und Schönes zu sagen, weil er einen kleinen Schatz deutschen Geistes besitzt; er, vergessend, daß der geistreichste und beredsamste aller französischen Schriftsteller, Rousseau, nur mit der Sprache den Franzosen angehörte — er spricht von uns so leicht hin, als spräche er über ein neues Vaudeville von gestern Abend. Ja großmüthig ist er sogar, er will den Deutschen nicht Alles nehmen; ausgeartet nennt er sie. Ueber die kindischen Begriffe, welche die Franzosen von Deutschland und von allen andern Dingen haben, die einen Fuß tiefer oder einen Fuß höher liegen als ihr Standpunkt, dürfte man lachen, wenn nicht die Fehler eines Volkes

etwas Ehrwürdiges hätten. Man braucht ihnen keine Nachsicht zu schenken, sie nehmen sie sich. Eine Pflanze mit tausendjährigen Wurzeln kann wohl ungenießbare oder giftige Früchte tragen, aber Unkraut ist eine solche Pflanze nicht zu nennen. Auch muß man es den Franzosen zum Lobe nachsagen, daß sie sich täglich stärker destilliren. Die ganze Oberfläche des menschlichen Wissens haben sie nach allen Richtungen durchgangen, und jetzt fangen sie an, in die Tiefe zu arbeiten. Sie thun dies freilich noch blind, wie die Maulwürfe; aber sie thun es. Schon buchstabiren sie den lieben Gott, und haben eine Ahnung von der himmlischen Natur der Dinge. Mit langsamen und verschämten Schritten, wie in der ersten Liebe, nähern sie sich der Romantik in Wissenschaft und Kunst. Sie haben es schon dahin gebracht, Mozart links neben Rossini zu stellen. Einer ihrer geistreichen Schriftsteller hat kürzlich in einer gedruckten Strafpredigt, die er der Pariser italienischen Oper gehalten, gesagt: „Was ist das für eine Aufführung! warum so schlechtes Zeug jeden Abend? Warum haben wir so lange die Gazza Ladra und Don Giovanni nicht gesehen? Pfui!“

Doch hören wir, wie Herr Raoul-Rochette von uns Deutschen spricht. Da hat er ein Kapitel über Johannes von Müller; und es ist wahr, er

hat diesen herrlichen Mann ganz zu würdigen verstanden. Zwar scheint er von allen dessen Schriften nur die Briefe an Bonstetten zu kennen, die in französischer Sprache geschrieben; aber gleichviel, wenn diese hingereicht haben, ihm den Geist und das Herz des großen Geschichtschreibers aufzuschließen. Müller ist noch nie schöner und treffender gerühmt worden, als es vom Verfasser geschehen. Doch als ihm beifiel, daß Müller kein Franzose war, sagte er Folgendes: „So oft ich ihn las, erstaunte ich über die Achtung, die er den Deutschen einzuflößen wußte, und das beweist, daß man an der menschlichen Vernunft nie verzweifeln muß. Wie konnte ein Geschichtschreiber von so gründlichem Geiste und so gesundem Urtheile, der seinen Meinungen nur die Erfahrung zur Grundlage und seinem Style nur die Vernunft zum Schmucke gibt; der weder in den Thatsachen, noch im Ausdrucke der Einbildungskraft etwas zu Gefallen thut; der über Alles laut seine Anhänglichkeit für die alten Grundsätze der Regierungen und seine Ehrfurcht vor religiösen Institutionen bekennt; den nur eine einzige Leidenschaft beseelt, die für Wahrheit und Recht — wie konnte ein solcher Schriftsteller Leser bei dieser deutschen Nation finden, die heute Neuerungen jeder Art so thöricht ergeben ist, die sich mit ihren Philosophen in die Regionen der

abstraktesten Metaphysik versteigt; die unter noch weniger achtungswerthen Führern zum Umsturze jedes positiven Glaubens hinrennt und ihre Urtheilskraft so kläglich mißbraucht, daß man sie neulich in den hochherzigsten Gesinnungen die Mittel finden sah, den Aufruhr zum Rechtsgrundsatze und den Meuchelmord zum Heiligen-Verdienste umzuschaffen?" .. Bei einer andern Gelegenheit, da ihm deutsche Studenten in den Alpen begegneten, sagt er von diesen: „wir sahen sie die Höhen hinanklimmen, über welchen noch der Donner grollte, und wie in ihren Schulen nach Wolken laufen, die der launische Wind bald hier bald dorthin führte." — — Gäbe es zwischen Metz und Bayonne nur zehn Franzosen, welchen dieses, was ich da schreibe, zu Gesichte käme, und unter diesen zehn wären nur drei, die deutsch, und unter diesen dreien wäre nur einer, der Deutsches verstünde — würde ich mir die Mühe geben, dem Herrn Raoul-Rochette auf seine Reden zu antworten.

XI.

Les Cabinets et les peuples, depuis 1715 jusqu'à la fin de 1822. Par M. Bignon. Paris 1822.

Die Verrichtungen der menschlichen Seele sind alle dem Bewußtsein und der Willkür unterworfen. Schlimm, daß es so ist! Wenn es anders wäre, wenn der Geist gleich dem Körper Organe hätte, die ohne Willen und Wissen des Menschen thätig wären, dann könnte man die Wahrheit in Pillen beibringen, die, an den Ort ihrer Wirksamkeit gelangt, die Krankheit heilten, ohne den Kranken durch ihren üblen Geschmack beleidigt und aufgebracht zu haben. Da wir nun die Ordnung der Natur nicht ändern können, so bleibt uns nichts übrig, als erst zu reden, dann zu schweigen, dann die Achseln zu zucken, dann die Kranken sterben zu sehen, und end=

lich, wie es wahren Christen geziemt, von den Todten nichts als Gutes zu sprechen. Es muß daher gewissen Personen sehr angenehm sein, Böses von sich reden zu hören, weil ihnen dieses beweist, daß man sie noch unter den Lebenden zählt.

Ueber Minister im Allgemeinen habe ich zwei Gedanken. Den ersten darf ich nicht sagen; den andern aber, als jenes Gegensatz, wird man mit Wohlgefallen vernehmen: — man sollte nie einen Minister absetzen. Ambulante Legitimität = stationäre Revolution. Alle die guten Leute, welche seit dreißig Jahren Minister waren, es nicht mehr sind und wieder werden wollen, sind sehr gefährliche Menschen; sie schwatzen aus der Schule. Sie sagen uns freilich Nichts, was wir nicht schon früher gewußt; aber darin liegt es eben, wir können frohlockend ausrufen: seht, wir haben nichts Neues erfahren! Früher, wann wir kleinen Leute vor der Thüre, wie es Lakaien zu thun pflegen, uns von den Angelegenheiten unserer gnädigen Herrschaft unterhielten, rief man uns von innen zu: „Ihr draußen haltet das Maul! Ihr versteht Nichts von solchen Dingen, das will schon im Mutterleibe gelernt sein, und wer nicht in der Wiege ein Staatskind gewesen, kann niemals ein Staatsmann werden!“ Nun aber kommen Leute aus dem geheimen Kabinette, die das Allerheiligste

gesehen, und reden gerade so, wie wir gesprochen. Ist das nicht schlimm? Da ist Herr Bignon, der lange Minister gewesen und die Höfe kennt, die deutschen zumal. Er spricht in seinem Werke nicht anders als die Plebejer auch, nur daß er seine Worte etwas feiner zu stellen weiß. Sein Buch ist eine diplomatische Note an die Völker, die Revolution im Kanzlei-Style. Er lehrt aber nicht, wie die andern, Meta-Politik, sondern Experimental-Politik, und mit den Augen ist schwer zu streiten. Ob das schlimm ist!

Herr Bignon beginnt mit der heiligen Allianz und endigt mit dem Kongresse von Verona. Endigen wir auch damit. Also wieder ein Kongreß und wieder ein Buch! Gegen das Buch darf ich sprechen. Was nützt alles Schreiben? Göthe lehrt:

— — — — Liest doch nur Jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst Du daher durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst Du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder wär' er noch neu, in Dieses ihn tauchen und Jenes.

XII.

Les Loisirs d'un Banni, par M. A. V. Arnault, ancien membre de l'institut. Pièces recueillies en Belgique, publiées avec des notes, par M. Auguste Imbert. Deux volumes. Paris, 1823.

Arnault war Einer jener Acht und dreißig, die, beschuldigt, Napoleons Rückkehr von Elba begünstigt zu haben, im Jahre 1815 aus Frankreich verbannt worden sind. Solche Strafen sind nach Revolutionen ganz in der Ordnung; denn da der liebe Gott, der eigentlich Schuld an Allem ist, sich nicht fangen läßt, so bleibt nichts Anderes übrig, als ihn in effigie zu richten — und der Mensch ist sein Ebenbild. Aber es ist gar nicht in der Ordnung, sich in seinem Mißgeschicke so wild und untröstlich zu geberden, als es Arnault gethan. Geht man in eine Menagerie, dann sieht man dort alle eingesperrten Thiere sich

heftiger oder gelassener gegen ihre Gefangenschaft sträuben; der Bär brummt, die Hyäne rennt hin und her, das Eichhörnchen klettert auf und ab, der Affe zeigt die Zähne, ist boshaft und wird ausgelacht. Nur ein Thier bleibt still, zürnt nicht, murrt nicht, verachtet nicht einmal seine Wächter; aber es ist der Löwe! Die Pariser sind gar zu verwöhnte Menschen. Einige Jahre in der schönen Stadt Brüssel wohnen zu müssen, das nennen sie unglücklich sein! Würde einem Deutschen die Miethe aufgesagt, er aus seinem Vaterlande verbannt, dann ginge er nach Straßburg, nach Basel, nach Aarau, oder nach einem andern Orte, und lebte dort ganz vergnügt, wenn ihm sonst Nichts fehlte. Ja Mancher wäre sogar im Stande und spräche wie jener verbannte Grieche: „Und ich habe sie verdammt dort zu bleiben.“

Während Arnault in Brüssel lebte, schrieb er Artikel für den Vrai libéral. Diese gesammelten Artikel sind es, welche die zwei Bände der „loisirs d'un banni“ ausfüllen. Der Vice-Kanzler Strube tändelte in seinen Nebenstunden mit der Gelehrsamkeit, die ihm Abends eine Braut war, nachdem sie ihm den ganzen Tag eine Frau gewesen. Aber solcher Art sind die Erholungsspiele Arnault's nicht. — Leichte Quincaillerie-Waaren, oft artig, selten von Werth. Aufsätze wie folgende: vom Stocke, vom

Teufel, von den Hörnern; die Perrücken, das Fluchen, das Schlittschuhlaufen; von der Geistlichkeit, von den Jesuiten. Da Arnault als Franzose recht gut die Klugheitslehre kennen wird: il ne faut pas éveiller le chat qui dort — muß wohl die Katze wieder aufgewacht sein, weil er so unbändig hinter den Jesuiten her ist und sie mit Schwefelsäure begießt. Doch vielleicht ist es nicht so schlimm; Arnault voltairisirt gern und heuchelt Gottlosigkeit, so oft er kann. Ein komischer Herr ist auch Herr Imbert, der Herausgeber dieser Sammlung. Er hat sie, anfänglich ohne Wissen, später gegen den ausdrücklichen Willen Arnault's veranstaltet, und ist noch dabei so naiv, die Protestation, die Arnault durch einen Notar ausstellen ließ, dem Buche vorzudrucken. Eine andere Naivetät des Herrn Imbert ist das Motto, das er dem Werke gegeben:

Ton écorce n'a plus d'odeur,
Ta feuille, hélas! parâit flétrie;
Bel arbre, d'où vient ta langueur? . .
— Je ne suis plus dans ma patrie.

War denn Ovid unter den wilden Geten in einem Treibhause, daß er dort nicht minder schön gedichtet, als früher in Rom? Die Muse sucht den Leidenden, folgt ihm; wen der Schmerz nicht zum Dichter macht, wird es nie.

XIII.

De l'Education, par Madame Campan, surintendante de la maison d'Ecouen. Suivi des conseils aux jeunes filles, d'un Théatre pour les jeunes personnes et de quelques essais de morale. Deux Volumes. Paris, 1824.

Ein sehr gutes Buch, dessen innerer Werth den Mangel äußern Glanzes reichlich ersetzt. Madame Campan wollte nur nützlich sein, und sie verschmähte zu glänzen, was der Vielerfahrenen leichter als mancher Andern gewesen wäre. Alte Erziehungsregeln, die sie gibt, sind so einfach, verständlich und naturgemäß, daß der Leser nie merkt, daß er etwas Neues erfährt. Unter den Vorschriften, wie man Kinder behandeln soll, ist keine, die zu befolgen der Mutterliebe schwer fiele; es müßte denn einer Mutter schwer fallen,

auf sich selbst zu achten; denn die Lehren, welche die Verfasserin ertheilt, sind solcher Art, daß sie, in beharrliche Ausübung gebracht, die Selbsterziehung junger Mütter vollenden. Vielleicht sind einige unter ihren Grundsätzen, welche man nicht annehmen möchte. Doch selbst diese würde man in ihrer Anwendung höchstens fruchtlos, nie aber schädlich finden.

Gibt es eine Lehre, in der sich ihr Lehrer abspiegelt, so ist es die Wissenschaft der Erziehung. Rousseau mußte sein Herz haben, um seinen Geist zu haben. Man versteht die Kinder nicht, ist man nicht selbst kindlichen Herzens; man weiß sie nicht zu behandeln, wenn man sie nicht liebt, und man liebt sie nicht, wenn man nicht liebenswürdig ist. Madame Campan, in ihrem Erziehungsbuche, bewährt sich, wie wir sie aus ihren Denkwürdigkeiten von Marie-Antoinette kennen gelernt. Sie erscheint als eine sehr achtungswürdige Frau, als ein weibliches Weib, das, männlich nur in Leiden, besser als viele Männer verstand, in eine wilde Zeit von dem Ufer der Besonnenheit hinauszuschauen; das gelernt und vergessen, und wohl wußte, was des Weibes höchste Würde ist. Denn nur darum ist es ihr gelungen, die Königin Marie-Antoinette zu rechtfertigen, weil sie für das Weib in ihr zu gewinnen wußte. Madame Campan handelt in ihrem Werke

nur von der weiblichen Erziehung. Nur diese allein ist freier Leitung hingegeben und Fehler in ihr sind, weil leichter zu vermeiden, schwerer zu entschuldigen. Schon auf den Knaben wirkt die Welt, und selbst die strengste und sorgfältigste Erziehung vermag nicht die äußern Einflüsse von ihm abzuhalten. Auch soll sie es nicht. Werde der Knabe, wie es üblich ist, für die Welt erzogen, daß er sich ihr schmiege werde er, wie es Pflicht wäre, gegen die Welt erzogen, daß er ihr widerstehen und sie beherrschen lerne: — immer wirkt die Zeit auf die Erziehung des Knaben und sie ändert sich mit ihr. Das Mädchen aber wird für die Häuslichkeit gebildet, und diese wechselt nicht. Zwar treten auch Frauen oft genug in die Welt hinaus; aber wo sie aufhören häuslich zu sein, hören sie auf Frauen zu sein. Dann mögen sie zusehen, wie sie sich zurecht finden in einem fremden Gebiete; dann verdienen sie keine Führung auf ihren verbotenen Wegen, keine Hülfe, wenn sie straucheln, kein Mitleid, wenn sie fallen. Und sie fallen immer, härter oder weicher. Die beleidigte Natur hat Schrecken genug sich zu rächen; sie hat böse Zaubermacht genug, ein liebvergessenes Weib aus Mißgestalt in Mißgestalt bis zur Kupplerin umzuwandeln, die die Lasterwirthschaft einer Spionen-Herberge führt.

Der erste Band des Werkes enthält die eigentliche Erziehungslehre. Zuvörderst wird die häusliche Erziehung, dann die öffentliche abgehandelt. Die häusliche Erziehung nennt Madame Campan die mütterliche, weil sie von der Mutter ausgeht und nur von dieser allein zweckmäßig geleitet werden kann. Unter öffentlicher Erziehung wird diejenige verstanden, welche junge Frauenzimmer in öffentlichen Instituten erhalten, und wobei ganz andere Grundsätze als bei der häuslichen zu befolgen sind. Was in der physischen, moralischen und wissenschaftlichen Bildung des weiblichen Geschlechts zu beobachten ist, wird von der Verfasserin mit vollständiger Ordnung entwickelt. Doch so einfach auch die Darstellung ist, fehlt es darum nicht an feinern Wahrnehmungen aus dem menschlichen Herzen, dazu dienend, alte Regeln mit neuen Gründen zu vertheidigen. Die „Conseils aux jeunes filles“ bilden, als ein Anhang zum vorigen, ein eigenes Werkchen, bestimmt, jungen Mädchen aus den niedrigen Ständen alles das zu lehren, was in ihren Lebensverhältnissen Religion, Sittlichkeit und Klugheit von ihnen fordern. Madame Campan, mit derjenigen prunklosen, wohlthätigen Gesinnung, die keinen andern Beifall erwartet und erhält, als das Lob des eignen Herzens, gefiel sich, junge Mädchen, die zum Dienen bestimmt sind, mit

dem bekannt zu machen, was sie als Köchinnen, als Haushälterinnen, als Kammer- oder Kindermädchen zu thun und zu unterlassen haben. Sie hat in ihre Moral Erzählungen aus dem wirklichen Leben eingeflochten, Beispiele von Dienstmädchen liefernd, die durch Treue, Sittlichkeit und kluges Betragen Wohlstand, häusliches Glück, angesehene Männer und bürgerliche Achtung erlangt haben. Das Werkchen, obzwar in zusammenhängendem Vortrage, ist doch in kleine Abtheilungen getrennt, weil es bestimmt ist, in untern Schulen den jungen Schülerinnen stückweise in die Feder diktirt zu werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß man diesen Theil des Werkes der Madame Campan besonders in das Deutsche übersetzen und das Büchelchen zu seiner angegebenen Bestimmung verwenden möge. Was die Erziehungslehre selbst betrifft, ist vielleicht besser, sie deutschen Müttern im Original in die Hände zu geben. Eine deutsche Uebersetzung, verbunden mit dem oft so unfreundlichen Drucke, würde dem Buche ein abschreckendes doktorales Ansehen geben. Auch würde die größere Aufmerksamkeit, mit der man immer ein Werk in einer fremden Sprache liest, hier dazu dienen, daß sich Mütter das Gelesene tiefer einprägen. Der zweite Band des Buches enthält, außer einigen moralischen Versuchen und einer anziehenden Novelle,

sieben Kinder-Komödien, die sehr gut sind in ihrer Art, wie es hierin der französischen Literatur auch an ältern Mustern nicht fehlt. Sie sind zum Theil von den Schülerinnen der Madame Campan in ihrer ehemaligen Anstalt von St. Germain aufgeführt worden, und da zweckmäßig keine männliche Rollen darin vorkommen, wären sie auch an deutschen Mädchen-Instituten zur Uebung in der französischen Sprache nützlich zu verwenden. Die Moral aller dieser Komödien ist ganz so wie sie sein muß, um Kindern faßlich zu werden, nämlich solcher Art, daß sie lehrt: die Tugend sei tüchtig; nur solche Leiden müsse man ohne Murren tragen, die Gott schickt, nicht die, die von gottlosen Menschen kommen; die wahre Tugend bestehe nicht in Dulden, sondern in Handeln, und die rechte Sittlichkeit, die heitere, beharrliche, unerschrockene, erwerbe früh oder spät, aber unausbleiblich, irdischen Vortheil und irdisches Glück.

XIV.

Der Mord August's von Kotzebue.

Freundes Ruf an Deutschlands Jugend,

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Die Musen reden auch kosackisch; ich wußte es noch nicht. Vielleicht ist dieses die Sprache des Olympischen Hofes, deren er sich nur mit Adeligen bedient. Herr Baron Fouqué erzählt in seinem Vorworte, das kurz, im Style des Tacitus, geschrieben ist: er habe seinen Freund Z—e, der ihm „diesmal so herrlich vorausgeritten in den Kampf," „Hurrah!" rufen hören, und sogleich seien „die Thränen der Thatenlust" in ihm aufgestiegen, und er wäre nachgeritten. Er sei freilich etwas spät gekommen, welches aber nicht seine Schuld gewesen.

Er macht kein großes Geheimniß daraus, wie er zu seiner jüngsten Begeisterung gekommen:

— — Der sangeskräft'ge Geist
Regt sich mir auf, schwingt seinen Fittig kühn,

und aus dem ewigen Liede, bekannt unter dem Namen „Lieb' und Glaube“:

— — segnend quoll
Ein Tropfen d'raus hernieder auf dies Blatt,
Es weihend mit dem Siegel ew'ger Kraft.

Mit den ewigen Kräften haben wir Alle seit dreißig Jahren vertrauten Umgang gehabt und wir wissen, welcher Natur solche Ewigkeiten sind. Unser Dichter wendet sich mit seinem Freundesrufe an die „theure Jugend Deutschlands,“ welche er ein „Blumenbeet“ nennt, das „gediehen aus der Wahlstatt blut'gem Grund,“ reich und fröhlich, wie auch himmelan blüht. Er habe ein Recht, mit ihnen zu reden, wegen früherer Bekanntschaft, ob er zwar schon im Befreiungskriege 36 Jahre alt gewesen, und er jetzt bereits mehrere graue Haare habe. Sein Herz sei aber noch jugendlich frisch,

— — ob oft auch überwebt
Von tiefer Wemuthschleier Nebelgrau! —

Er geht weiter und sagt der deutschen Jugend, er wolle mit ihr gemeinschaftlich den Erbfeind bekämpfen. Diese fragt, wo sich der Erbfeind auf-

halte, und wer er sei? Sie muß rathen. Der Türk? Nein!

Der starrt, gelähmten Fittigs, dumpf und fern.

Die Franzosen? Auch nicht; die sind unschädlich gemacht.

Doch der Buonapartisten freche Schaar?

Ja, das ist der Feind, aber nicht der Erbfeind. Aber wo steckt denn sonst der Erbfeind? — Der Königlich Preußische Herr Major von Fouqué kommandirt jetzt:

— — „Hand auf's Herz!" —

Die deutsche Jugend, welche ein zartes, schüchternes Blumenbeet ist, wird ganz verblüfft über diesen unerwarteten Ausgang der Sache, und fragt ängstlich:

„Wie? Erbfeind in der deutschen Jünglingsbrust?" —

Nicht anders, Kinder! Da steckt er.

— Unser Erbfeind, der aus Frankreich kam,
Das ist der irdisch list'ge, gierige Geist,
Entsprungen aus dem glaubenlosen Hirn
Erdsücht'ger Menschen, er am Boden fest,
In schlechter Liebe klebend, maulwurfsblind,
Für des erhab'nen Jenseit sel'ges Licht.

Und so geht es weiter. Der Herr Baron macht ein schreckliches Gemälde vom Erbfeinde; ich möchte es nicht in der Geisterstunde lesen, wahrscheinlich ist es auch nicht in derselben gedichtet worden. Nach

mehreren Verwandlungen erscheint der Erbfeind in Gestalt eines Gespenstes, das französisch spricht, weil die deutsche Sprache keine Worte hat für solche Gräuel. Das Gespenst „krächzt:“ Egalité! — Unité ... — Das ist aber immer noch der ärgste Erbfeind nicht; denn

— tiefer lauert ein Schlimm'rer noch:
Des Uebels Wurzel, schädlicher Alraun,
Mit Nachtgeheul verwirrend der Menschen Sinn.
Er hieß Voltaire, als er auf Erden stand!

Ich will offenherzig gestehen, daß dieses Alräunchen, oder Heckenmännchen Voltaire, welches bei Nacht heult, auch mir den Sinn verwirrt hat, so daß ich ihm mit ungemeiner Liebe ergeben bin und herzlich wünsche, er lebe noch, um alle unsere beklagenswerthen Mystiker aus ihrem Somnambulismus zu wecken und von ihrer Narrheit zu heilen.

Endlich — etwas spät — kommt die Ermordung Kotzebue's zur Sprache. Der selbstbiographische Dichter singt:

— — Als ich zuerst
In meiner Zither Saiten prüfend griff,
Dem Meister, der mich lehrte, söhnlich treu,
Da war der Todte meines Meisters Feind, —
— — — — —
— — treulich war auch ich ihm Feind!
Als späterhin mir die gereifte Kraft

Anwies selbsteigenen Platz im Sängerkreis,
Da blieb der Todte gegenüber mir,
Mein ganzes Thun und Ringen seinem fremd.

Jetzt aber, da er todt sei, liebe er ihn sehr, und es wäre ihm herzlich leid, daß er umgebracht worden. Der Dichter tritt zu der Leiche und ruft, erst Weh! und dann Heil! aus verschiedenen Gründen.

Herr v. Fouqué gibt sich prophetischen Trost, wenn etwa seine Fieberfaseleien sollten lächerlich gefunden werden:

Ja, spritzte solch ein kleiner Voltaire Gift
Auf meinen Dichterkranz, den mir mein Volk
Geflochten hat, und seine Stolbergs mir,
Sein Göthe mir bestät'gend festgedrückt
Auf meine Stirn. . . . .

so . . . wolle er auch seinen Kranz, sein Liebstes, auf dem Altare des Vaterlandes opfern.

Herr Baron Fouqué hat, wie er sagt, am ersten Ostertage diesen seinen „Sangesspruch," an die liebe deutsche Jugend, welche ein Blumenbeet ist, erlassen. Die Leute, die an diesem Feiertage spazieren gegangen sind, haben etwas Klügeres gethan. Der deutsche Satan hat einen Zug des Spottes in seinem Gesichte, welcher eine sehr wohlthätige Erfindung ist, weil Jenes Schrecklichkeit dadurch gemildert wird. An der komischen Miene, und nicht an dem Pferde-

fuße des Teufels habe ich mich gehalten, als ich diesen Freundesruf Fouqué's beurtheilte. Hätte ich die Teufelei darin zergliedern wollen, dann wäre euch Angst geworden, Leser. Ein Wort nur. Gegen die Ermordung Kotzebue's wollte der Dichter eifern? O Thorheit! Gebt dem Teufel auf vier warme Sommermonate fünfzig solche Prediger, wie Fouqué, und heißt unterdessen die andern Redner schweigen — und in dieser Zeit sinken tausend blutige Opfer, und tausend von Glaubenswuth berauschte Mörder fallen der Hölle und ihrem Hohngelächter zu.

XV.

Humoral-Pathologie.

Die Katze gehört zum edlen Geschlechte des Löwen; aber nur der Abschaum königlichen Blutes fließt in ihren Adern. Sie ist ohne Muth, und darum ohne Großmuth; ohne Kraft, und darum falsch; ohne Freundlichkeit, und darum schmeichelnd. Der Tag blendet sie, am schärfsten sieht sie im Dunkeln. Sie liebt die Höhen nicht, sie liebt nur das Steigen: sie hat einen Klettersinn, und klettert hinauf, um wieder herabzuklettern. Minder widerlich ist selbst ihr tückisches Knurren, als ihr zärtliches Miauen. Nicht dem Menschen, der sie wartet, nur dem Hause, worin sie gefüttert worden, bleibt sie treu. Eine entartete Mutter, frißt sie ihre eigenen Jungen. So ist die Katze! So ist auch der Katzen-Humor, der in Hoffmann's Kater Murr spinnt. Ich ge-

stehe es offen, daß dieses Werk mir in der innersten Seele zuwider ist, mag man es auch eben so kindisch finden, ein Buch zu hassen, das Einem Wehe that, als es kindisch ist, einen Tisch zu schlagen, woran man sich gestoßen. Aber nicht über die genannte Schrift insbesondere, sondern über die darin fortgespielte mißtönende Weise, die auch in allen übrigen Werken des Verfassers uns beleidigend entgegenklingt, über die beständig darüber herziehende, naßkalte, nebelgraue, düstere und anschauernde Witterung will ich einige Worte sagen. Die Ueberschrift, welche diese Betrachtung führt, ein Wort, dessen Bedeutung die neuere Arzneikunst verwirft, wurde darum gewählt, weil gezeigt werden soll, daß der Humor in den Schriften des Verfassers der Phantasiestücke ein kranker ist. Der gesunde und lebensfrische Humor athmet frei, und stöhnt nicht mit enger Brust. Er kennt die Trauer, aber nur über fremde Schmerzen, nicht über eigene. Er berührt die Wunde nicht, die er nicht heilen kann, und reizt sie nie vergebens. Er sieht von der Höhe auf alle Menschen herab, nicht aus Hochmuth, sondern um alle seine Kinder mit einem Blicke zu übersehen. Was sich liebt, trennt er, um die Neigung zu verstärken; was sich haßt, vereinigt er, nicht um den Hader, um die Versöhnung herbeizuführen. Er entlarvt den Heuchler,

und verzeiht die Heuchelei; denn auch die Maske hat ein Menschen-Antlitz, und in der häßlichen Puppe ist ein schönerer Schmetterling verborgen. Er findet Nichts verächtlich als die Verachtung, und achtet Nichts, weil er Nichts verachtet. Nichts ist ihm heilig, weil ihm Alles heilig erscheint; die ganze Welt ist ihm ein Gotteshaus, jedes Menschenwort ein Gebet, jede Kinderlust ein Opfer auf dem Altare der Natur. Er zieht den Himmel erdwärts, nicht um ihn zu beschmutzen, sondern um die Erde zu verklären. Er kennt nichts Häßliches, doch verschönt er es, um es gefälliger zu machen. Er liebt das Gute und beklagt die Schlechten; denn das Laster ist ihm auch eine Krankheit, und der Tod durch des Henkers Schwert nur eine andere Art zu sterben. Er zürnt mit seinem eignen Zorne, denn nur das Ueberraschende entrüstet, und nur der Schlafende wird überrascht. Er verspottet seine eigene Empfindung, denn jeder Regung geht Gleichgültigkeit vorher, und jede Vorliebe ist eine Ungerechtigkeit. Er erhebt das Niedrige und erniedrigt das Hohe, nicht aus Trotz, oder um zu demüthigen, sondern um beides gleich zu setzen, weil nur Liebe ist, wo Gleichheit. Er tröstet nicht, er unterdrückt das Bedürfniß des Trostes. Stets rettend, lindernd, heilend, verletzt er sich selbst mit scharfem Dolche, um dem Verwundeten

mit Lächeln zu zeigen, daß solche Verletzungen nicht tödtlich seien. Seine Sorgfalt endet nicht, wenn die Wunde sich geschlossen; Narben sind auch Wunden, die Erinnerung ist auch ein Schmerz; er glättet jene und vernichtet diese. Der Geist der Liebe haucht fort und fort aus ihm, Alles befördernd; er treibt das Schiff, wenn es die Gefahren des Meeres, und führt es zurück, wenn es den Hafen sucht — er rechtet nicht mit den Begehrungen der Menschen, denn Suchen beglückt mehr als Finden.

Der gute Geist der Liebe, der versöhnt und bindet und die im Prisma des Lebens entzweiten Farben in den Schooß der Mutter-Sonne zurückführt, jener Geist — er kommt nie ungerufen — beseelt die Werke des Verfassers der Phantasiestücke nicht mit dem leisesten Hauche. Das neckende Gespenst des Widerspruchs, das jede Freude verdirbt, und jeden Schmerz verhöhnt, steigt dort, von grauser Mitternacht umgeben, aus dem Grabe aller Empfindungen herauf. Er führt uns auf die höchsten Gipfel, um uns tiefer herabzustürzen, und selbst sein Himmel ist ein unterirdischer. Er dringt in die Tiefe aller Dinge, um ihren geheimnißvollen Wechselhaß, nicht um ihre verschwiegene Liebe zu verrathen. Kreisler ist der Unglücklichste aller Verdammten, er ist ein gestürzter Engel. Die Brücke,

welche der gute Humor über alle Spalten und Spaltungen des Lebens führt, reißt der entartete nieder; die Harrenden auf beiden Seiten strecken sich sehnsuchtsvoll die Arme entgegen, und verzweifeln um so mehr, je näher die Ufer sind. Selbst die Musik, diese Himmelskönigin, die er liebend verehrt, steht in unerreichbarer Ferne von ihm; sie hört seine Gebete nicht, und nie gab es eine mißtönendere Seele, als die jenes Kreisler, der rastlos den Wohllaut sucht, und niemals findet, weil der Widerklang im eignen Herzen fehlt.

Empfindsamkeit und Spott sind die beiden Pole, jene der anziehende, dieser der abstoßende des Humors. Aber nur in der Mitte ist der Indifferenzpunkt der Liebe. Wo sie versöhnt zusammentreffen, da schmilzt die eine den Frost des andern, oder der Spott kühlt säuselnd die Sonnengluth der Empfindung ab. Wenn sie aber auseinander stehen, ist die Empfindsamkeit nur eine gefährliche Abneigung, eine launische Wahlverwandtschaft, die uns mit einem Stoffe verbindet und von tausenden trennt, — und der Spott wird zum Hasse. So in seine Bestandtheile gespalten, erscheint der Humor in den genannten Werken, und ganz so, wie er dem Meister Abraham tadelnd zugeschrieben wird, nicht „als jene seltene wunderbare Stimmung des Gemüths, die aus der tiefern An-

schauung des Lebens in all' seinen Bedingnissen, aus dem Kampfe der feindlichsten Prinzipe sich erzeugt, sondern nur durch das entschiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent, es in's Leben zu schaffen, und der Nothwendigkeit der eignen bizarren Erscheinung. Dieses war die Grundlage des verhöhnenden Spottes, den Liscov überall ausströmen ließ, der Schadenfreude, mit der er Alles als ungehörig erkannte, rastlos verfolgte, bis in die geheimsten Winkel." Kreisler hat sich selbst das Urtheil gesprochen: nicht anders ist sein eigner Humor. Ein zerrissenes Gemüth, ein Alles zerreißender Spott. Seine Gefühle sind nur Verzerrungen, nicht rührender als das Zucken des Froschschenkels an 'der galvanischen Säule, und der Friede seines Gemüths zeigt nur die Ruhe einer Maske. Was die Natur am innigsten verwebte, zieht er in die Fäden der Kette und des Einschlags auseinander, um hohnlächelnd ihre feindlichen Richtungen zu zeigen. Daher auch seine harten Schmähungen, mit welchen er Diejenigen verfolgt, die an musikalischen Spielen ihre Lust finden und welchen die Kraft oder Neigung fehlt, die Kunst als heiligen Ernst zu fassen und auszuüben. Kreisler fordert unduldsam, seine Göttin solle, gleich dem grausamen Gotte der Juden, dem auserwählten kleinen Volke der Künstler ausschließlich zu-

gehören. Noch nie haben Priester den Tempel, den sie bewahren, Gläubigen verschließen wollen! Musik ist Gebet; ob nun das Kind es herstammele, ob der rohe Mensch in roher Sprache es halte, ob der Gebildete in sinnigen geistvollen Worten — der Himmel hört sie mit gleicher Liebe an und gibt Jedem den Widerklang *seiner* Empfindung als Trost zurück. Das Gassenlied, das den rohen Gesellen hinauftreibt, ist so ehrwürdig als die erhabenste Dichtung Mozarts, die ein empfängliches Ohr begeistert. Und welche Musik ist beglückender, die berauschende des wahnsinnigen Kapellmeisters, die als Bacchantin und Furie das Herz durch alle Wonnen, durch alle Qualen peitscht, oder die sanft erwärmende, die still erfreut und täglich und häuslich genossen werden kann? Darf man eine Freude zerstören, weil man sie verwirft und nicht theilen mag? Warum gegen die musikalischen Tändeleien eifern, da durch sie allein die ernste Kunst fortgepflanzt wird, weil jede Größe in Kunst und Wissenschaft nur die zusammengezogene Zahl vorhergehender kleinerer Zahlen ist, und da kein Gut an die Stelle des Genusses käme, wenn nicht seines Werthes unkundige Fuhrleute, sich mit dem Ertrage des Gewichts begnügend, es weiter brächten?

Kater Murr und die ihm vorhergegangenen

Werke seines Verfassers sind Nachtstücke, nie von sanftem Mondscheine, nur von Irrwischen, fallenden Sternen und Feuersbrünsten beleuchtet. Alle seine Menschen stehen auf der faulen wankenden Brücke, die von dem Glauben zum Wissen führt; unter ihnen droht der Abgrund, und die erschrockenen Wanderer wagen weder vorwärts zu schreiten noch zurück, und harren unentschlossen, bis die Pfeiler einstürzen. Das ist seine Stärke, seine Wissenschaft und seine Kunst, — die Geisterwelt aufzuschließen, zu verrathen das Leben der leblosen Dinge, an den Tag zu bringen die verborgenen Fäden, womit der Mensch, und der glückliche, ahnungslos gegängelt wird; jede Blume als ein lauerndes Gespensterauge, jeden freundlich sich herüber neigenden Zweig als den ausgestreckten Arm einer zerstörenden dunkeln Macht erscheinen zu lassen. Es ist der dramatisirte Magnetismus, und wenn das Conversations-Lexicon von jenem Schriftsteller bemerkt: daß er durch die grellsten Dissonanzen zur harmonischen Auflösung durchdringe, so ist ja eben in dieser Auflösung das Anschauernde, Unheimliche, Verletzende. Eine unerklärliche schreckliche Erscheinung wird dem Erzähler nicht geglaubt und mag als Werk der Einbildungskraft erheitern; aber sobald er sie natürlich erklärt und so den Glauben erzwingt, weckt er den Menschen aus seiner fröhlichen

Sorglosigkeit, zieht ihn von den freundlich lichten Höhen in den dunklen Abgrund hinab, wo die zerstörende Natur unter Scherben und Leichen sitzt. Ein Streben, das keinen Dank verdient.

Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht;
Da unten aber ist's fürchterlich!
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Nur allein die Liebe, die ihm mangelt, kann dem Verfasser des Kater Murr Verzeihung gewähren selbst für diesen Mangel, und wir endigen besänftigt und besänftigend mit den Worten, die Faust seiner den Unhold ahnenden Margaretha sagt:

Es muß auch solche Käuze geben.

XVI.

Gelasius, der graue Wanderer im neunzehnten Jahrhundert.

Ein Spiegelbild unserer Zeit.

Von

G. A. Freih. v. Maltitz.

Erstes Bändchen. Leipzig, Industrie-Comptoir. 1826.

Der Federzeichnung vor dem Buche, die den grauen Wanderer darstellt, gebühren einige Worte antetitularischer Kritik. Sehen wir zuerst nach den Füßen, als nach den wichtigsten Theilen eines grauen Wanderers. Sie sind im Gehen begriffen, machen große Schritte und tragen Schuhe mit hohen Absätzen. Eine große Unbequemlichkeit für Fußwanderer! Vielleicht wollte der sinnige Künstler damit andeuten, daß Einer, der wie Gelasius ethisirend durch die Welt geht, einen schwankenden unsichern

Gang habe und daß ihn der Kothurn nicht ohne Gefahr über die Menge erhebe. Der lange hagere Gelasius trägt einen Stab, der so lang ist, als er selbst. Es ist ein roher Baumstamm, nach oben wie eine Gabel ausgezackt und zugespitzt. Dieser Stab würde, als Waffe gebraucht, Den, der ihn führt, schwerer verwunden, als Den, den er träfe. Das Gesicht des grauen Wanderers hat etwas von einem Juden und etwas von einem Engländer, und zwischen beiden Etwas liegt viel Schwermuth und einige Gutmüthigkeit; den Kopf bedeckt ein niedriger Hut mit breiten Krämpen, welche auf Nichtachtung schlimmen Wetters hinzeigen. Der lange herabschlotternde Mantel gehört in seinem Hintertheile, seinem Kragen zumal, der neuen Zeit, dem Carbonarismus an; mit seinem Vordertheile aber, besonders mit seinem Knopfsysteme, der alten Zeit und Mode. Die Vergangenheit vor die Gegenwart zu stellen, war ein Fehler, wenn es keine Satyre war. Aber unbedenklichen Tadel verdient ein anderer gezeichneter Umstand. Nämlich aus der Richtung der flatternden Haare und des wallenden Mantels ersieht man, daß Gelasius den Wind im Rücken hat; er geht also mit dem Winde. Im Buche aber geht er gegen den Wind; Haare und Mantel sollten also zurückflattern. Die Gegend, in

welcher sich Gelasius befindet, ist flach, es ist eine brandenburgische Landschaft, und die schöne Natur reicht dem Wanderer kaum bis an die Knöchel. Unter den Schuhen, die vermittelst ihrer hohen Absätze Brückenbogen bilden, sieht man den Sand fließen. Möchte dieses, auch als unbezeichnende Zeichnung, getadelt werden dürfen!

Nach der Zeichnung folgt der Titel, nach diesem kommt ein Vorwort an mein deutsches Vaterland, in ungereimten Versen abgefaßt. Der Dichter sagt darin: Deutschland sei ein Eichenwald, aber das Krüppelholz lasse die Eichen nicht aufkommen nud der Jugend zarten Keim unterdrücke der Gewohnheit alter Schleim. Das niedrige Gestrippe . . . . . doch das Summiren fällt mir gar zu schwer, ich will lieber die Verse selber hersetzen — ich habe nie recht lernen können, Brüche zu addiren.

Vorwort an mein deutsches Vaterland.

Wenn im wild verhau'nen Forste,
Wo des Bodens urgedieg'ne Kraft
Stolz, den eig'nen Werth erkennend,
Nur die kräft'ge Eiche fordert;
Wenn nun da durch falsch geführten Hau,
Durch des Sturmes rauhes Wüthen,
Jener einst so mächt'ge Eichenrain

Jetzt von wild verwachsenem Gestrippe
Schlechten Holzes rings umzogen liegt,
Und den Aufschlag junger Eichen
Rings das Krüppelholz verhindert, —
Ist es einem kräft'gen Förster da,
Dessen Lust der Stolz des Waldes ist,
Zu verargen, wenn er zornentbrannt,
Selbst in einem fremden Forste — —
Länger nicht den Frevel sehen kann
Und mit hochgeschwung'ner Axt
Auf das Krüppelholz, so groß, wie klein,
Seine raschen Hiebe führet,
Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu schaffen,
Und, was lange unterdrückt gestanden,
Frisch zu sehen mit frischen Trieben prangen?

So ergeht's, mein deutsches Vaterland,
Mir, erblick' ich in dem matten Spiegel
Dieser abgedorrten Zeit,
Deiner einst'gen Größe Eichenhaine,
Jenes festen Sinnes festen Stamm,
Rings umgeben von dem Krüppelholz
Flacher Alltagsformeln uns'rer Tage,
Unterdrückt vom niedrigsten Gestrippe
Einer faden Schlechtigkeit.
Einsam steh'n im wüstverhau'nen Forste
Deiner einst vereinten Landespracht
Wenig stolze Eichenhäupter
Eines wahren vaterländischen Sinnes,

Wenig noch und trauernd da,
Und der raschen Jugend zarte Pflanze
Wird, emporgeschossen kaum,
Von dem rings umzog'nen Strauche,
Der Gewohnheit altem Schleim,
Unterdrückt im ersten Keim.
Seh' ich dieses, ha! entbrennt mein Zorn;
Und so mög'st du, theures Vaterland,
Mir's in diesem Büchlein nicht verargen,
Wenn ich kühn, in wilden Satyrhieben
Jene Axt des zorn'gen Försters schwing'
Auf der Zeit verkrüppeltes Gestrüppe;
Denn vielleicht erschafft mein wilder Hieb
Manchen schwachen Pflänzchen stärk'res Leben,
Welches sich zu freierem Wuchse spornt;
Und fürwahr vermöcht von Tausenden
Dieses ich von einem nur zu sagen,
Will ich muthig immer vorwärts schlagen.

Herr von Maltitz meint es gut, ich meine es auch gut, und wir gehen doch nicht mit einander. Das ist sehr verdrießlich! Der Dichter hat zwar, als zornentbrannter Förster, kräftig gesprochen; aber der Deutsche soll kein Förster sein, sondern ein Mensch. Das ist der Jammer! Unter einer Million Deutsche gibt es nur zehn Menschen. Die übrigen sind Schneider, Kaufleute, Soldaten, Justizräthe, Astronomen, Diplomaten, Geistliche, Gelehrte, Polizeidirectoren, Förster — und was

man sonst noch sein kann, wenn man nichts ist. Der Schneider sieht die Welt für einen Kleiderschrank an, der Kaufmann für eine Börse, der Soldat für eine Kaserne, der Justizrath für eine Kanzleistube, der Astronom für eine Sternwarte, der Diplomat für ein Staatsgeheimniß, der Geistliche für eine Kirche, der Gelehrte für eine Bibliothek, der Polizeidirector für eine Diebsherberge, und der Förster, wie wir eben gelesen, für einen Wald. Der Mensch aber sieht die Welt für das Alles zugleich an. Warum soll Deutschland ein Eichenwald sein? Im Walde schrecken Räuber und Hexen, Sümpfe und Irrlichter, wildes Heer und Köhlerglaube. Die Freiheit, die in den Wäldern wohnt, ist nur die Freiheit des Wildes, das flüchten kann vor dem Jäger; aber sein Tag kommt doch, früher oder später. Ich lobe mir häusliches Wohlleben. Warum sollen die Deutschen Eichen sein? Was ist Schönes an der Eiche? Sie trägt keine Blüthe, die erfreut, keine Früchte, die erquicken, sie gibt nur Holz und Schatten. Das Holz freilich können wir Frostigen brauchen; aber wozu Schatten? Ist uns zu heiß? Ist nicht Deutschland der Eiskeller Europa's? Wird nicht jedem phantasirenden Volke das deutsche, als kalter Umschlag, um den Kopf gelegt? Haben nicht Paris, Mailand, Rom,

Neapel, Palermo, Madrid und Rio Janeiro ihre deutschen Krankenwärter? Und eine Eiche, was sie ja Gutes bringt, sie bringt es so spät! Eine Eiche ist wie eine Darmstädter Anleihe: erst nach unzähligen Jahren zahlt sie die Zinsen für längst begrabene Mühe und Sorge. Ist das kluge Wirthschaft? Der unverständige Ahn, der sich und seine Kinder späten Enkeln aufopfert, hat die Enkel mit geopfert. Doch weil dem Herrn von Maltitz gar zu viel daran gelegen, so mögen die Eichen leben. Aber das Krüppelholz will auch leben. Das Krüppelholz zu vernichten, sei es mit hochgeschwungener Axt, sei es mit wilden Satyrhieben,

Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu schaffen —

— das ist spartanisch, aber gar nicht christlich. Alles soll leben, Jedes soll leben. Jedes soll auch seinen Lebenskreis erweitern dürfen — nicht, indem es von außen anmaßlich und rechtstörend sich vergrößere, sondern indem es sich von innen nach außen erweitere, so viel es mag und kann. Platzt Eines darüber, desto schlimmer für den Frosch; doch auch zu platzen muß Jedem erlaubt sein. Was wollte der Dichter mit der einst vereinten Landes-

pracht? Ich kenne keine solche. Zwar will ich aufrichtig gestehen, daß ich mehr deutsche Geschichte gelebt, als gelesen, und daß ich in meinen schönen Secunda-Jahren über das deutsche Mittelalter zum letzten Male eingeschlafen war. Es wäre mir aber doch in der Erinnerung geblieben, hätte ich je etwas bemerkt von Landespracht. Doch nicht so ein mystisches Vaterland etwa? Das mag Träumern genug sein; der Wachende hat die Abgötterei des deutschen Kaiserdienstes immer als Aberglauben verlacht. Ich möchte wissen, wo die wenig stolzen Eichenhäupter, die noch trauernd da stehen, zu finden? Im tausendjährigen deutschen Walde sah ich nur zwei erhabene Bäume: die Eiche Luther und die Palme Mozart; das Uebrige ist Krüppelholz. . . Friedrich? . . . Nun ja, wer nur seinem Augenmaaße trauen dürfte! Weil Könige hoch stehen, weiß man nie gewiß, wie groß sie sind; man weiß nur, welche größer. Und jene stolzen Eichenhäupter, die noch vorhanden, stehen trauernd da! Stolz und trauern! Aber so ist es. Die Deutschen haben immer mehr geklagt, als gerichtet, und jedes andere wackere Volk dürfte den Deutschen spottend zurufen, was einst Cid seinem feigherzigen Feinde Vermutz ins Ohr gedonnert:

Lengua sin manos, cuemo osas fablar?

Nach dem Vorworte folgt eine Zueignung seiner vierfüßigen Majestät an den Setzkasten dieses Buches. Darin lesen wir erstens: das „Sünden-Setzregister Sr. hochpreßbenglichen Gnaden," nämlich, das Verzeichniß der Druckfehler. Zweitens erfahren wir: es würden dem ersten Bändchen vielleicht noch zwei andere folgen, die „allerlei von Kunst, Wissenschaft, häuslichem Leben und dergleichen angenehmen Zeitdingen" erzählen werden. Drittens sagt der Teufel: „Was übrigens das Ganze eigentlich ist, weiß der Teufel selbst nicht." Desto besser für den Rezensenten, dann kann er aus dem Buche machen, was er will! Endlich klagt der Dichter: „Ganze Stellen" des Buches, „die bessern" . . . „besonders in der Leidensgeschichte meines Volks," hat die Zensur gestrichen. Warum macht es der Verfasser nicht wie sein Rezensent? Dieser, wenn er nicht sagen darf, was er denkt, sagt das Gegentheil, und Lügen werden nie gestrichen. Herr von Maltitz wird sich davon überzeugen, wenn er nächstens zu seinem Erstaunen lesen wird: „Es war immer ein Glück, ein Deutscher zu sein, aber jetzt ist es eine Ehre geworden." Wir müssen bei den Schmugglern in die Schule gehen. Haben doch diese ersonnen, Brabanter Spitzen in dem Bauche eines Kaninchens einzu-

schwärzen — warum sollten wir auch nicht lernen, unsere Spitzen zu verstecken? Ist doch kein Leser so dumm, daß er nicht wüßte: wo eine Scheide, da ist ein Schwert.

Der Zueignung folgt die Einleitung nach. Das Buch ist sehr in einander geschachtelt, und jeder Inhalt ist wieder Deckel. Wir treffen mit dem grauen Wanderer endlich zusammen. Gelasius ist eine Hypothek, auf welche die heilige Polizei den ersten Insatz hat und der Teufel den zweiten. Die Priorität kann nie streitig werden. Nämlich zur Zeit Karls des Großen war Gelasius, als sogenannter Rebell, auf dem Blutgerüste gestorben. In dem Augenblicke, da der Henker mit dem Schwerte ausholen wollte, trat der Teufel zum Delinquenten und flüsterte ihm ins Ohr: wenn er sich ihm verschreiben wolle, werde er ihn nach dem Tode wieder beleben. Gelasius hatte keine Zeit zu überlegen und sagte ja. Hätte er sich besinnen können, würde er sicher den Teufel gefragt haben: ob es ihm nicht leichter fiele, einen Lebenden beim Leben zu erhalten, als einen Toden wieder aufzuwecken? Der Kopf fällt und Gelasius lebt weiter. Es geht ihm aber, wie jedem Amputirten: er fühlt Schmerzen an einem Gliede, das er gar nicht mehr hat. Gegenwärtig, nach tausend Jahren, lebt Ge-

lasius unter dem Namen Gelasius Grabe, als Stadtsekretär, im norddeutschen Landstädtchen Kreuzburg. Er hat es in den tausend Jahren nicht weit gebracht. Eine Menschen-Seele muß doch wenig mehr sein, oder der Teufel ist knickrig geworden! Der Stadtsekretär erscheint den Kreuzburgern als ein siebenzigjähriger Mann; er ist blaß, ein Hagestolz, ißt und trinkt wenig und läßt sich im strengsten Winter das Zimmer nicht heizen... Es ist Nacht. Der Nachtwächter singt vor Gelasius' Hause ein mystisch-kabalistisch-humoristisches Lied. Das Lied hat den Refrain:

Uns're Glock hat zehn geschlagen —
Null ist nichts und Eins ist wenig.

Der Nachtwächter weiß nicht, was er singt; aber es ist Verstand im Liede. Null ist nichts und Eins ist wenig — weil das monarchische Eins sich die übrigen Neun als Rundbauch angefüttert und sie zur Null gemacht. Ständen alle Zehn selbstständig neben einander, dann wäre Eins viel und die Zehn bildeten mehr, als tausend Millionen... Wir treten in Gelasius' Studierstube. Er philosophirt, spricht allerlei von Wahrheit und Klarheit, von Teufel und Zweifel, kurz — er Faustirt. Da schlägt es Mitternacht und der Teufel erscheint; denn der tausendjährige Vertrag ist

gerade abgelaufen. Als aber der Teufel seine Waare sieht, denkt er vermuthlich, sie sei der Fracht nicht werth, gibt Gelasius frei und sagt ihm freundschaftlich: es sei gar nicht nöthig, daß er geholt werde, er werde noch einst freiwillig zur Hölle fahren. Gelasius beginnt eine neue Laufbahn und so hätten wir eigentlich der Großmuth des Teufels gegenwärtiges Buch zu verdanken. Es enthält, nach Abstreifung aller Häute: Des Herrn Sekretär Gelasius Grabe Leben und Schicksale, in sechs Kapiteln. Die Schicksale werden aber nicht erzählt, sie erzählen sich selbst, sie treten dramatisch auf.

Erstes Kapitel. Darin sagt Gelasius unter Anderem:

Der Same, den ich einst für's deutsche Wohl
An jenes Karls allmächt'gem Throne sä'te,
Er muß erwachsen, muß erblühet sein.
Ich bin's gewiß; auch selbst dem fernsten Norden,
Ihm ist ein läng'rer-Tag zu Theil geworden.

Selig sind, die da glauben! Mit dem Norden hat es seine Richtigkeit . . . so ein langer Tag, wie ihn die Juden haben. Zweites Kapitel. Die Axt wird über mancherlei Krüppelholz geschwungen; es fallen wilde Satyrhiebe: auf schlechte Chausseen, schlechtes Forstwesen, Mauthen, Unrein=

lichkeit der Straßen, Bauwesen, auf die Köpfe aller Deutschen. Drittes Kapitel. Scene auf dem Brocken. Walpurgisnacht. Der Teufel sitzt auf dem Felsenthrone und ruft die bösen Geister herbei, sich um den Preis für die höchste Schandthat zu bewerben. Es erscheinen: Krieg, Wollust, Eitelkeit, Aberglaube und Priestertrug. Letztere zwei erhalten den Preis. Die Sieger können sich glücklich schätzen, daß größere Künstler als sie zu stolz gewesen, an den Olympischen Kinderspielen auf dem Brocken Theil zu nehmen. Viertes Kapitel. Gegen das Schulwesen und Mehreres. Ein Lohnlakai spricht:

Ja, tränk' der Deutsche statt des Bieres Wein,
Da könnt's vielleicht um Etwas besser sein!
Doch der Kartoffelstoff, die Hopfengährung
Erzeugen nie des freien Geist's Gebärung.

Wie? die Engländer trinken Bier, die Holländer essen Kartoffeln und die Italiener trinken herrlichen Wein und essen keine Kartoffeln, sondern Macaroni vom feinsten Mehle! . . . Fünftes Kapitel. Tollhaus. Sechstes Kapitel. Gelasius im Gefängnisse der Stadt Judaea nova. Es hätte eben so gut heißen können: sitzt gefangen in Europa. Mehr geographische Genauigkeit wäre zu wünschen.

Dieses Buch kann manchen Hunger stillen; doch

laben, doch erquicken wird es Keinen. Der Verfasser war zu ängstlich. Den deutschen Schriftstellern ergeht es jetzt oft, wie jenem jungen Offizier in seiner ersten Schlacht, der sich tödtete aus Todesfurcht — sie zensiren sich selbst aus Furcht vor der Zensur. Es ist eine unselige Schwäche! Fremde Beschränkung fesselt den Geist, die eigne lähmt ihn. Es betrübt uns, daß der Dichter so betrübt ist. Er kämpft nicht siegesfroh, wie Einer der das Recht besitzt, er verzweifelt, weil er zweifelt. So waren jene Helden nicht, die für ihren Glauben lebten und starben. Noch auf dem Scheiterhaufen sangen sie Siegeslieder, die Flamme, die ihre Gebeine verzehrt, verzehrte ihre Hoffnung nicht, und wie ein Phönix stieg die Wahrheit aus der Asche empor und flog mit glänzendem Gefieder dem kommenden Geschlecht entgegen. Du aber, grauer Gelasius, was soll ich dir sagen? Du bist so alt und noch so unerfahren, hast tausend Jahre gelebt und klagst noch? Jede Zeit hat ihre Kruste; jede Zeit, so lange sie frisch, hat ihre Krume. Aber alt geworden, ist sie hart und trocken durch und durch, und essen müssen wir sie, sie erweichend mit unsern Thränen, oder uns die Zähne daran brechend. Die Vorsehung ist eine sparsame Wirthin, sie schafft keine frische Zeit herbei, so lange von der altbacknen noch ein Stückchen übrig.

XVII.

Geschichte des ewigen Juden,

von ihm selbst geschrieben.

Enthaltend einen kurzen und wahrhaften Abriß seiner bewundernswürdigen Reisen seit ungefähr achtzehnhundert Jahren. Aus dem Französischen. Gotha bei Ettinger. 1821.

Es hat mir immer lästerlich geschienen, zu glauben, daß der Heiland, der Gott der Liebe, des Erbarmens und der Versöhnlichkeit, eine kurze Kränkung, die ihm auf dem Wege zum ewigen Leben widerfahren, so furchtbar habe rächen können, daß er den Beleidiger zu endlosem Jammer verflucht. Der jüdische Schuhmacher Ahasverus war, wie alle Juden und sitzenden Handwerker, furchtsamen Herzens, und vielleicht nur um bei dem Statthalter Pilatus nicht in den Verdacht demagogischer Umtriebe zu kommen, hatte er sein Mitleid

verschlossen und gegen das erhabene Schlachtopfer der Gewaltherrschaft gehandelt, wie er gethan. So dachte ich und darum freute es mich eben so sehr als es mich wenig wunderte, da ich las, was der ewige Jude, der Herr Verfasser dieses Buches, von seinem eigenen Leben erzählt. Man erfährt, daß er gar nicht so unglücklich ist, als man gewöhnlich glaubt, etwa die Leiden abgerechnet, die es einem Manne von großem Verstande und ziemlicher Billigkeit verursachen muß, die Narrheiten und Bosheiten aller Völker und Zeiten mit ansehen zu müssen, ohne jene heilen und diese bestrafen zu können. „Ich bin ein Israelit — sagt der Herr ewige Jude im Anfange seiner Beschreibung — aus dem Stamme Zabulon. Im Jahre drei und dreißig der jetzigen Zeitrechnung habe ich Jerusalem verlassen und bin seitdem unaufhörlich gereist und muß noch bis zum Ende der Welt reisen. Das ist mein Loos; das der unwiderrufliche Beschluß, welcher mir durch eine Stimme vom Himmel kund ward, an dem Tage, wo ich Jerusalem verließ. Ich zählte damals fünf und vierzig Jahre und bin seitdem nicht älter geworden. Tod und Krankheiten haben keine Gewalt über mich; ich bin unverbrennbar und unverwundbar; ich esse und trinke nur zu meinem Vergnügen und nicht aus Bedürfniß; ich schlafe nie:

ich bin nicht müde; ich verstehe und rede alle Sprachen.“ Da hört man es! Ist der Mann unglücklich zu nennen, den die besten Jahre nie verlassen, der nie Hunger und immer Eßlust hat, der nie Arzt und Apotheke braucht, der keine lachende Wittwe hinterläßt; der sich nie die Finger verbrennt; den Amor's Pfeile nicht verwunden; den kein Buch bis zum Einschläfern langweilen kann; der, da er alle Sprachen versteht, sich keiner schlechten Uebersetzungen zu bedienen braucht, und der endlich Schulden machen kann so viel er will, da man ihn nicht einsperren kann, weil er nur drei Tage am nämlichen Orte bleiben darf? Ein solcher Mensch ist glücklich zu nennen und gar Mancher würde mit ihm tauschen. Auch merkt man dem Herrn ewigen Juden seine Wohlbehaglichkeit an, er ärgert sich nie, Andere selten. Sein Werk ist sehr zu empfehlen, besonders dem weiblichen Geschlechte, das bei Männern und Geschichten am meisten angezogen wird von dem, was äußerlich erscheint und in die Sinne fällt — von Gestalt, Gesichtsbildung, Farbe, Blick, kurz von allem demjenigen, was von der Personalbeschreibung eines Zeitgeistes in den Paß gesetzt würde, wenn sich der Geist der Zeit je um die Polizei bekümmerte. Das Schmackhafteste aus der Geschichte seiner Zeit, das heißt der letzten acht-

zehn Jahrhunderte, hat der Herr Ahasverus zusammengelesen, so daß sein Werk eine Bonbonnière voll historischer Bonbons zu nennen ist, oder um mit Mozin und Heyse reines Deutsch zu sprechen: eine G u t ch e n b ü ch s e, angefüllt mit geschichtlichen S ü ß b r ö d ch e n. Das artige Buch wird sich schon selbst empfehlen.

XVIII.

Irländische Erzählungen.

Zur Kenntniß der Sitten, der Gebräuche und des Volkslebens in Irland. Aus dem Englischen. Zwei Bändchen. Breslau bei Max. 1826.

Stille und anspruchslose Erzählungen, die ihren Leser ohne Eigennutz auf dem kürzesten Wege zum Ziele führen und mehr zu nützen als zu gefallen suchen. Die Dichtung hat sie nicht geschmückt, sie tragen alle die gesunde Farbe der Wahrheit. Sie machen uns mit Irlands Lage auf eine angenehme und faßliche Weise bekannt. Sie zeigen uns die große Noth des Landes, in Scheidemünze unter seinen Bewohnern verbreitet, die Leiden des Volkes in dem Kleinleben der Familien; denn die Sonne spiegelt sich in einem Glase Wasser, wie im Ocean. Wir finden die hohe Politik unter den niedrigsten

Strohdächern und harte Staatsmaximen in die Suppe armer Häusler gebrockt. Irland, das unglückliche Stiefkind der englischen Regierung, leidet nicht blos durch die Freiheit, die man ihm geraubt, sondern auch durch die, welche man ihm gelassen. Die frevelhaften Neigungen des gereizten Volkes finden keine wohlthätigen Schranken, die erste Uebertretung führt ohne Hinderniß zur letzten, leises Murren springt zur Empörung über; denn die Mauer, welche die Gesetze umschließt, ist hinter dem Blutgerüste aufgeführt. Kann auch eine Erscheinung, an die wir so sehr gewöhnt, uns nicht mehr erschrecken, so wird doch keine Gewohnheit die Trauer stumpf machen, mit der wir wahrnehmen: daß eine Regierung, die einst den Muth hatte, vier Millionen ihrer Unterthanen ihres Glaubens willen der Freiheit zu berauben, und dieses plötzlich, unvorbereitet mit einem Schlage — daß diese Regierung den Muth nicht hat, ihre Ungerechtigkeit eben so schnell wieder gut zu machen, sondern dabei mit einer Bedächtigkeit verfährt, die einst, als sie die Ungerechtigkeit beging, löblicher gewesen wäre. Dazu gesellt sich die ungleiche Vertheilung der Güter, die in Irland auf das äußerste getrieben. Dieses alte Geschwür alter Staaten sucht man jetzt in dem neuen und gesunden Frankreich durch Reiz-

mittel künstlich hervorzubringen, um die Franzosen monarchisch zu machen. Auch daß die großen irländischen Gutsbesitzer in den Hauptstädten wohnen und dort das Mark des Landes verzehren, trägt zum Unglücke des Volkes bei. Mit solchen beweinenswerthen Uebeln macht uns die Erzählung bekannt, und ihre Belehrung entschädigt uns für den Kunstwerth, der ihr mangelt. Doch auch die Gastfreundlichkeit und andere gesellige Tugenden der Irländer lernen wir kennen und lieben. Der Erzähler drückt sich über diese Lichtseite seiner Gemälde wie folgt aus: „So seltsam es auch immer klingen mag, so ist es deshalb doch vollkommen wahr, daß eine unumschränkte Herrschergewalt unter den Menschen ein Glück der Geselligkeit hervorzubringen vermag, welches Diejenigen niemals kennen, die unter einer freien Verfassung leben. Das Volk in Irland ist durch den äußern Druck an Entbehrungen jeder Art gewöhnt worden, und sah sich daher genöthigt, im gegenseitigen Umgange einen Ersatz für alle die Lebensgenüsse zu suchen, die ihnen durch das Gesetz versagt worden. Sie kommen daher häufiger zusammen und pflegen Geselligkeit, um unter gesellschaftlichen Aufheiterungen den Druck der Verhältnisse zu vergessen und jeden Kummer zu verscheuchen; und daher entsteht bei ihnen jene Heiter-

keit mitten im traurigsten Mangel und jene gute Laune selbst noch beim Anblicke des Todes.“ Der Erzähler hätte sich kürzer ausdrücken können: Der Despotismus hat seine Winterfreuden.

XIX.

1. **Résumé de l'histoire d'Espagne,** depuis la conquête des Romains jusqu'à la révolution de l'ile de Léon, par Alph. Rabbe, avec une introduction par M. Felix Bodin. Paris, 1823.
2. **Résumé de l'histoire d'Espagne jusqu'à nos jours.** Par J. F. Simonot, ancien aide-de-camp. Paris, 1823.

Es ist gar nicht leicht, eine Geschichte Spaniens gut zu schreiben. Dazu wird erfordert, daß man ein gründlicher Gelehrter und zugleich ein geschickter Künstler sei. Einiger Mangel an Gelehrsamkeit wäre dabei vielleicht nachzusehen (was läge etwa daran, daß sich ein Schriftsteller in der Chronologie der gothischen Könige verwirrte?), aber Mangel an Kunsttalent würde eine spanische Geschichte sehr mangelhaft machen.

Diese besteht aus so mannigfaltigen Gruppen, daß mit Verstand zu überlegen ist, wie sie zu ordnen, welche hervorzustellen und welche in den Hintergrund zu bringen sind. Licht und Schatten sind wohl berechnet zu vertheilen, und man muß dem Geschichtsgemälde Spaniens die Einheit dramatisch geben, die man ihm episch nicht geben kann. Spanien ist ein historisches Gebirgsland, das man von dem horizontalen Gesichtspunkte aus gar nicht übersehen kann. Man muß es aus der Vogelperspektive betrachten und sich so hoch stellen, daß man auch die übrige Welt im Auge behalte. Die Geschichte Spaniens eignet sich durchaus nicht zu einer isolirten Darstellung und der Schriftsteller, der sie so behandelte, hätte unverständig ein unverständliches Werk gemacht. Das ist aber Vielen geschehen und darum entsetzten sie sich, so oft sie der Inquisition begegneten, und waren sie vorher noch so ruhig und klar, überfiel sie dann der Schwindel, das Auge dunkelte ihnen und sie wußten nicht mehr, was sie sahen, noch was sie sprachen. Aber ein Geschichtschreiber darf nicht erschrecken, er darf nicht furchtsam sein; er darf auch nicht, so wenig als ein Anatom, Ekel haben. Die Inquisition zu verwünschen in hausbackener Entrüstung, muß wohl jedem Familienvater erlaubt sein; aber ein Geschichtschreiber soll kein Familien=

vater sein, er soll keine häuslichen, keine geographischen Gefühle, er darf nur kosmopolitische und religiöse haben. Die europäische Menschheit wird einst Spanien Vieles zu verdanken haben, und käme zu der alten Schuld auch Nichts hinzu, und hätte sie ihm auch Nichts zu verdanken, als das Wort liberal, das 1812 in den Cortes aufgekommen: ein Wort, das den Geist der Zeit verkörpert hat. Wie aber Europa Vieles an Spanien, so hat Spanien Alles seiner Inquisition zu verdanken. Ein Volk lebt nur, so lange es von einem herrschenden Gefühle beseelt wird, und ein Volk ist nur scheintodt, so lange ihm das Herz noch schlägt, und schlüge es noch so leise. Die so gering geachteten Juden, ob sie zwar zerstreut sind, leben dennoch viel mehr, als manche zusammengebundenen christlichen Völker, welche hohe und niedere Gerichtsbarkeit üben, Steuern ausschreiben, und Polizei-Jagdtreiben Leben nennen. Das spanische Volk wurde immer von einer Idee beseelt; es lebte immer, verwundet oft, doch kränklich nie. Gegen Phönizier, gegen Carthago und Rom stritt es für seine Freiheit. Dann wurde es unterjocht und lebte unter römischen Kaisern, glücklich, wie man es nennt, blühte, wie man zu sagen pflegt. Doch ehe der heilsame Schmerz der Unterjochung sich ganz vertheilt, kamen zum Glücke die

Mauren, und Spanien kämpfte acht Jahrhunderte für seinen Glauben. Diese wurden verjagt und der Spanier heißer Glauben wurde kühler. Sie wären damals auch in Nervenschwäche und Diplonasie gefallen; aber da erschien die Inquisition und füllte mit ihren Schrecken die leeren Herzen aus. Auch diese ward alterschwach, und nach dem Pyrenäischen Frieden wollte statistisches Behagen Spanien überschleichen. Doch war zur völligen Entnervung der guten Natur die Zeit zu kurz, denn nach hundert Jahren schon kam Napoleon. Er kam und ging — die Inquisition hat ihn geschlagen.

Nur drei Völker in Europa haben in Mitte allgemeiner Erschlaffung die Spannkraft ihres Geistes nicht verloren. Das sind die schon genannten Juden, die Türken und die Spanier. Daß sie sie aber nicht verloren, das haben sie nur dem Despotismus zu verdanken, der sie wach gehalten. Der schrecklichste Despotismus ist der gefährlichste nicht — das gefährlichste Gift ist die Aqua Toffana, die ohne Geruch und Geschmack ist. Die Katze Despotie ist gefährlich, denn sie schmeichelt und man traut ihr; die Löwin Despotie ist es nicht, denn sie droht und man weicht ihr aus. Wer stündlich seinen Kopf verlieren kann, verliert höchstens den Kopf, aber das Herz behält er; wer aber seines Kopfes sicher ist,

verliert das Herz. Unter den Maurischen Königen war Spanien ein blühender Garten, unter Philipp II. freilich war es ein Kirchhof; aber es hätte noch etwas Schlimmeres sein können — ein Spital. Nichts liegt dem Despotismus näher als Freiheit, und Nichts liegt von der wahren Freiheit entfernter als die falsche, die halbe. Die Griechen hätten sich nie ermannt, hätten sie statt unter einer rohen, unter einer eleganten Despotie gelebt, unter einer Regierung, wie die — wie die Ludwigs XIV.

Zwei große Dinge sind jetzt im Werke: die Griechen werden Europa mit Asien, die Spanier werden es mit Afrika verbinden. Jene werfen eine Brücke über den Hellespont, diese über die Meerenge von Gibraltar. Die Fluth wird die Brücke noch einmal wegreißen, aber endlich wird sie fertig werden. Dann wird Europa nur die Wahl behalten, entweder nach Asien oder Afrika überzugehen, oder die Türken und Mauren herüber kommen zu lassen. Solche dichterische Aengste hat freilich die Diplomatie nicht, und diese lacht wohl jetzt über den Berg, der eine Maus hervorgebracht. Aber wahrlich eine andere Zeit wird kommen, wo Andere über die Maus lachen werden, die einen Berg geboren — und sie ist sehr nahe diese Zeit, nahe wenigstens für Solche, welche die Lebensdauer der Völker nicht nach Septennali-

täten berechnen, und nicht wie die Pompadour sagen: après moi le déluge!

Reden wir jetzt von unsern Verfassern, die die spanische Geschichte mit dem Storchschnabel aufgenommen. Beider Werke haben keinen wissenschaftlichen Werth; aber daran liegt Nichts. Was dem Schriftsteller zum Ruhme gereicht, gereicht dem Leser nicht immer zum Vortheile. Doch eine sittliche Bedeutung haben sie; ich sage Bedeutung, ich sage nicht, daß sie einen sittlichen Werth haben. Es ist nämlich höchst wichtig zu betrachten, wie man jetzt in Frankreich die Geschichte schreibt. Es ist, als fiele es den Menschen wie Schuppen von den Augen, und als erführen sie erst jetzt Geschichten, die schon vor tausend Jahren geschahen und schon viele tausend Male erzählt worden sind. Sie vertreiben die Jesuiten und ihre Lehren aus der Geschichte, sie demokratisiren, liberalisiren sie, und haben es schon dahin gebracht (was für Franzosen, welchen theatralischer Pomp über Alles geht, viel ist), die Römer in ihren glänzendsten Zeiten nicht zu lieben. Kann nun ein solches Beginnen nicht getadelt werden, denn nur zu lange war die Menschheit ein Regal gewesen, so ist doch zu rügen, daß sie hierin zu weit gehen. Sie revolutioniren die Vergangenheit auf eine solche Art, daß sie ganz gut Diejenigen parodiren, welche

die Zukunft contre-revolutioniren wollen. Dem Werke des Herrn Rabbe hat Herr Bodin eine Einleitung vorausgeschickt, Ansichten über Spanien enthaltend. Herr Bodin ist ein junger Schriftsteller von großem Verdienste. Obzwar die warme Anhänglichkeit für die neuen Lehren mit der französischen Jugend theilend, wahrt er doch immer diejenige Mäßigung, welche der Herrschaft, die jene Lehren sich errungen, sicherste Bürgschaft ist. Den Kampf, der in Spanien ausgefochten — worden, werden Die sagen, die sprechen und nicht denken; wird, werden Die denken, die nicht reden dürfen — bezeichnet Bodin kurz und gut: „la grande lutte entre l'autorité et l'examen, entre les croyances et les idées, les priviléges et l'utilité générale.“ Von Herrn Rabbe ist nichts Böses und wenig Gutes zu sagen. Er schreibt klar, deutlich, auf herkömmlich französische Art. Er hat einige Zeit in Spanien gelebt: aber — „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir,“ kann ihm Spanien sagen. Die Geschichte Aragoniens in ihrem wichtigsten Zeitraume beschreibt er, seiner denkwürdigen Stände wegen, ethnographisch, und daran that er wohl. Es ist immer gut, die Freunde der Majorate und Primogenituren daran zu erinnern, daß die Freiheit, wie in ganz Europa, so auch in Spanien älter ist, als

Despotie, und die repräsentative Verfassung älter, als die Herrschaft der Beichtväter. Nun ist es freilich wahr, daß repräsentative Verfassungen, wie ein geistreicher Staatsmann sich ausgedrückt, nichts Anderes sind, als maskirte Republiken; aber was soll man thun, wenn Nichts übrig bleibt, als die Wahl zwischen maskirten und unmaskirten Republiken? Man wählt die erstere und lernt eine Maske tragen — was ja so schwer nicht sein soll. Mit den Aragonischen Ständen aber verhält es sich, wie folgt. Sie bildeten sich aus vier verschiedenen Klassen. 1) Der hohe Adel. 2) Der Ritterstand und der niedere Adel. 3) Die Stellvertreter der Städte und Flecken. 4) Die niedere Geistlichkeit. Kein Gesetz konnte in dieser Versammlung durchgehen, ohne die Einwilligung Derer, welche Stimmrecht hatten. Man konnte ohne Erlaubniß der Stände keine Steuern auflegen, nicht Krieg erklären, noch Frieden schließen, noch Münzen schlagen oder sie verändern. Sie hatten das Recht, über alle Zweige der Verwaltung zu wachen und alle Mißbräuche abzuschaffen. Die, welche sich beeinträchtigt oder unterdrückt hielten, wendeten sich an die Stände, um Recht zu fordern: dieses aber nicht als Bittende, sondern im Tone freier Männer, welche die Bürgschaft der Gesetze in Anspruch nehmen. In den Cortes hatte ein Groß-

Oberrichter (*justiza*) den Vorsitz, und dessen unermeßliche Macht war den Königen furchtbar. Dieser Groß-Oberrichter, auf einem Throne sitzend, von den Notablen des Volks (*riccos hombres*), den Deputirten der Geistlichkeit und der Städte umgeben, sah den König mit entblößtem Haupte sich zu seinen Füßen werfen, um den ihm vorgeschriebenen, so berühmten Eid auszusprechen. Während dieser Ceremonie hielt der Justiza dem Könige einen Degen auf die Brust und sagte ihm dann: Wir, die wir so viel gelten, als Ihr, und mehr vermögen, wir machen Euch zu unserm Könige, unter der Bedingung, daß Ihr unsere Privilegien und Freiheiten achtet; wo nicht, nicht. Der Justiza (dessen Name, wie man sieht, eine Art Personification der Gerechtigkeit ausdrückt) war der höchste Ausleger der Gesetze. Nicht blos die untern Richter, sondern die Monarchen selbst, waren in allen zweifelhaften Fällen genöthigt, ihn um Rath zu fragen und sich seiner Entscheidung zu unterwerfen. Man appellirte an ihn von den königlichen Richtern, wie von denen, welche die Barone in ihren Besitzungen ernannten. Er konnte ohne Widerspruch jede Streitsache vor sich ziehen, den gewöhnlichen Richtern verbieten, die Instruction fortzusetzen und jeden Angeklagten in ein Staatsgefängniß

führen, wo Keiner ohne seine Bewilligung das Recht hatte, ihn zu sprechen. Er hatte eine gleich unbeschränkte Macht über alle Verwaltungs- und Justizgegenstände. Er übte sogar Aufsicht über das Betragen des Königs, hatte das Recht, seine Proklamationen und Ordonnanzen zu untersuchen, zu erklären, ob sie den Gesetzen gemäß und auszuführen seien. Er konnte aus eigener Machtvollkommenheit die Minister des Königs zur Rechenschaft ziehen und sie verabschieden. Endlich hatte er die Gewalt, den König selbst vor die Stände-Versammlung zu laden und ihn absetzen zu lassen, wenn er seinen Eid gebrochen. Der Justiza selbst, unabhängig von der königlichen Gewalt, war nur der Ständeversammlung Rechenschaft von seinen Handlungen schuldig. (Diese mißgestaltete repräsentative Verfassung, die dem Justiza eine größere Gewalt gab, als selbst die römischen Volkstribunen hatten, und ihn zu einem wahren Gegenkönige machte, konnte nur in einer Zeit entstehen, wo man mehr die Kraft als den Verstand der Freiheit hatte. Aber doch so viel geht daraus hervor, daß die Spanier nicht erst vor drei Jahren von dem verbotenen Apfel gegessen.)

Das Werk des Herrn Simonot unterscheidet sich durchaus von dem des Herrn Rabbe. Dieser schrieb mehr für die sogenannte gebildete Klasse;

jener schreibt für die — petite propriété, pflegen höflich die Franzosen statt arme Teufel zu sagen: hier aber wird die petite propriété des Geistes verstanden. Wollte man in einer Bauernschenke mit Beifall die Geschichte Spaniens vortragen, müßte man erzählen, wie Herr Simonot gethan. Gesunder Menschenverstand herrscht allerdings im Buche; aber es ist eine ländliche Gesundheit, die sich in sonnenbraunen Wangen, einer starken Brust und in derben Fäusten zeigt. Der Verfasser, als ehemaliger Soldat, geht etwas martialisch zu Werke und verurtheilt die Helden der Geschichte ohne viele Umstände nach Kriegsrecht. Es ist merkwürdig, was dieser Mann zu sagen wagt, und noch merkwürdiger, daß er in Paris Nichts dabei wagt. Man ersieht doch daraus, daß selbst die Macht der Ultra ihr nec plus ultra hat. Dieses Werk, wie auch das andere, erschienen, als der französische Krieg gegen Spanien eben begonnen, und da sagen denn beide Verfasser, sie wollten über die neuesten Vorfälle ein kluges Stillschweigen beobachten. Auch schweigen sie wirklich, so viel Franzosen schweigen können — sie kichern stark. Jetzt werden Andere kichern, und die Verfasser müssen sich mit dem Spruche Göthe's trösten: „Was man in der Jugend wünscht, erreicht man im Alter in Fülle."

— Spanien aber hat von seiner frühesten Jugend an für Freiheit gekämpft.

Keines der beiden angezeigten Werke verdiente wohl in das Deutsche übersetzt zu werden; doch könnte ihre Art zum Vorbilde dienen, wie man auch in Deutschland die Geschichten bearbeiten sollte. In der Fabrikation guter und wohlfeiler Bücher sind uns die Franzosen weit überlegen. Wenn Talent das Gefäß des Geistes ist, thut es den Franzosen Noth, ihren Geist zu vermehren, daß ihr Talent voll werde; den Deutschen aber thut Noth, ihr Talent größer zu machen, damit ihr Geist nicht überfließe.

XX.

Fortgesetzte Reise nach Hammelburg

oder

Meine harten Schicksale im Kauzen-Lande.

München, 1818. Bei Hans Fürchtegott und Drucknichtnach.

Dankt dem Himmel, hier giebt man uns einen deutschen kräftigen und haltbaren Spaß, und haben wir nur den erst, dann ist der Ernst auch nicht mehr fern. Mit allen den Wässerigkeiten und Zierlichkeiten brachten wir es nicht weit. Die feingeschliffenen Xenien unserer Spötter zerbrachen fast schon beim Federschneiden, um wie viel weniger waren sie zu Brodmessern oder gar Schlachtschwertern zu gebrauchen. Deutsche und Unglückliche können auch witzig sein, aber spaßhaft sind nur frohe, freie und satte Menschen. Dieser liebe Reisende nach Hammelburg hat den Muth ich zu sagen, und das ver-

spricht schon etwas; denn was ließe sich von jenen furchtsamen Menschen erwarten, die, regierenden Herren gleich, nur mit Gesellschaft reden, weil sie sich nicht erkühnen, die Verantwortung des Gesagten auf sich allein zu nehmen? Er kitzelt unsere Zeit an ihren schwachen Seiten und macht sie lachen. Wahrlich sehr wohl gethan! Diese vortreffliche Art, vornehmen und verzärtelten Mägen die bittere Wahrheit bejzubringen, muß man lobpreisen, damit sie aufkomme und zur Sitte werde. Es ist ohnedies nicht der üble Geschmack, der eine Arznei heilsam macht, ihre Wirksamkeit beginnt ja erst hinter dem Gaumen.

Was der Verfasser über Stände gesagt, das möge ihm Gott wegen seines übrigen guten Lebenswandels verzeihen. Immer noch besser Feudalstände, als gar keine! Um unsere Freiheit einzukeltern sind uns zuvörderst leere Fässer nöthig, und dazu wenigstens bleiben doch die alten Stände dienlich.

XXI.

Histoire de la Révolution Helvétique, de 1797 à 1803; par M. Raoul-Rochette. Paris, 1823.

Eine erhabene Natur, im Kampfe gegen den erhabenen Trotz der Menschen, und von diesem besiegt; Krieg in Abgründen, wo Sturzbäche wüthen, und Krieg in den Wolken, wo der Adler wohnt; einfacher Hirten kindlicher Sinn, umstrickt von den Ränken abgefeimter Diplomatie, das Netz bald zerreißend, sich bald in ihm fangend; aristokratischer Uebermuth dem Volke, und aristokratische Feigheit dem Feinde gegenüber; Republikaner, heillose Götzendiener eines Fratzenbildes ihrer Phantasie, des Volkes Freiheit verrathend, und altehrwürdige Patrizier, Machtgewohnt, die Freiheit des Volkes vertheidigend; Alles was die neuere Kriegskunst Ausgebildetes hat, in

Verbindung mit dem, was die ältere Rohes hatte; und endlich die Freiheit der Schweiz, stark gerüttelt, sich durch ihre eigene Schwerkraft erhaltend — das ist der Stoff, der sich einem Geschichtschreiber der schweizerischen Revolution darbietet. Herr Raoul-Rochette hat ihn merkwürdig schön und gut behandelt. Den Schauplatz der Ereignisse lernte er durch Reisen genau kennen, und er schilderte ihn in einer Sprache, die nordische Kraft mit südlicher Anmuth verbindet. Die Begebenheiten selbst schöpfte er aus Zschokke's Werken, aus Planta, Posselts Annalen und andern guten Quellen; auch hatte er sich mündlicher Aufschlüsse des Generals Desolles, Moreau's Adjutanten, zu erfreuen. Ist es eine große Aufgabe jedes Geschichtschreibers, ohne Haß und ohne Liebe zu schreiben, so hat Herr Raoul-Rochette noch eine größere gelöst: er hat gehaßt, was hassenswürdig, geliebt, was liebenswürdig war, und hat immer mit dem Gegenstande seine Neigung geändert. Er ist zugleich warm und klar; die Gerechtigkeit läßt ihn nicht hart, das Gefühl nicht ungerecht werden. Oft verläßt er mitten im Kampfe die Reihen, für die er stritt, weil sie das Recht verließ, und geht mit diesem zum Feinde über. Er bleibt sich gleich in seiner Unbefangenheit von Anfang bis zu Ende, und verkennt sogar nicht, was in Buonapartes Mediations-Akte, die der Schweiz

den Frieden wieder gab, Billiges und Verständiges gewesen. Fast mit Leid sieht der Leser diesen Frieden und das Ende des blutigen Kampfes sich nahen, weil mit ihm auch das Buch endet. Wir können das Werk des Herrn Raoul-Rochette nicht genug loben. Könnte es aber eine Schadenfreude geben, die nicht sündlich wäre, so wäre es die, mit der wir dieses Lob aussprechen. Es ist eine wunderliche Zeit, in der wir leben, und gar wunderliche Menschen leben in ihr! Wie man sonst Tugend heuchelte, heuchelt man jetzt Laster; wie man sonst die Schlechten zu entlarven hatte, hat man jetzt die Guten zu entlarven. Welche Heuchelei aber die schlimmere sei, die welche den Schein des Guten, oder die welche den Schein des Schlechten annimmt — hat Herr Raoul-Rochette entschieden. Die Grundsätze der Servilität, die er heuchelt, beleidigen den rechtlichen Leser weit stärker, als die, welche die wahren Knechte unter dem Scheine guter Gesinnungen verbergen. Darin ist eben die Schadenfreude, mit der wir sein Werk loben, und der Sekte, welcher er Anhänglichkeit vorlügt, zurufen: traut ihm nicht, er meint es gut! Herr Raoul-Rochette aber spricht: mißdeutet mein Werk nicht, liebe Brüder, ich meine es so gut nicht, als es scheint. Die Schweizer, ein freies, tapfres, verständiges, biederes und glückliches

Volk hat seine Freiheit, seinen muthigen Sinn, seine Aufklärung, seine Bürgertugend und sein Glück einer Revolution zu verdanken, und einer solchen, die nicht wie die französische, in Greuel endlich ausartete, sondern mit einem Meuchelmorde begann. Und dieses Volk und seine Geschichte preist Herr Raoul-Rochette, und er thut dies mit einer solchen Begeisterung, daß kein Zweifel übrig bleibt, daß sein Herz einverstanden ist mit seiner Zunge. Da blättert er aber in der Liturgie seiner Sekte, findet mit Schrecken, daß er sich ketzerischen Verirrungen hingegeben, und da geht er hin, und bittet in der Vorrede alle die Sünden ab, die er im Buche begangen und spricht wie folgt:

„... Doch muß ich erklären, und meine Leser werden es leicht wahrnehmen, daß immer die nämliche Vorstellung dieses Werk mächtig beherrscht: es ist der Haß gegen Revolutionen. Ueberzeugt wie ich bin, daß Revolutionen den Charakter der Völker, die sie erleiden, herabwürdigen, welchen Gewinnst für Gewerbfleiß und politische Aufklärung sie auch später daraus ziehen mögen, habe ich mich nicht enthalten können, diese Idee überall einzumischen, doch ohne sie je deutlich auszusprechen. ...“ Wenn Herr Raoul-Rochette die Revolutionen haßt, so theilt er nur die Abneigung aller redlichen Menschen, es ist

keine Idiosynkrasie, die ihm zum Ruhme gereicht. Wer liebt Revolutionen; wer das Fieber? Aber sich des Arztes freuen, das heißt nicht die Krankheit lieben. Herr Raoul-Rochette ist zu bescheiden, wenn er nur auf Leser rechnet, die gleich Kindern, alten Weibern und Spießbürgern in Revolutionen nichts sehen, als betäubenden Straßentumult, kostspieliges Fenstereinschlagen und gefährliches Kopfabhacken. Wenn ausgetretene Wasser die Felder und Saaten des Landmanns überschwemmen, wenn stürzende Lawinen sein Weib und Kind erschlagen: so ist das die Schuld des Frühlings nicht, es ist die Schuld des Winters, der die Ströme in ihrem Laufe gehemmt und Eis auf Eis gehäuft hat. Ist darum ein ewiger Winter mit seiner Stabilität und dem stillen Gange der Dinge über die hohe weiche Schneedecke dem Frühling vorzuziehen? Die ersten Verbrechen der Freiheit waren überall die letzten der Tyrannei. Herr Raoul-Rochette sagt: Revolutionen entarteten den Charakter der Völker! Und das wagt er als Franzose zu sagen! Er wagt zu verkennen, daß seit der Revolution das sittliche Leben der Franzosen in Hütten und in Palästen sich veredelt hat! Er wagt zu verkennen, daß die Regierung und der Hof Ludwigs XVIII. sittlicher ist, als die aller frühern Könige war! Oder wäre der Charakter der Nieder-

länder, der Britten und der Nordamerikaner seit ihrer Revolution schlimmer geworden? Es gab Revolutionen, worin der Charakter der Völker, die sie erlitten, entartete, das waren aber solche, die von der Freiheit zur Tyrannei übergingen. Nicht nach dem ältern Brutus, nach dem jüngern war das römische Volk schlecht geworden. Spanien erlitt in den letzten drei Jahren zwei Revolutionen, und Herr Raoul-Rochette selbst soll entscheiden, wann das spanische Volk kanibalischer gemordet, ob im Frühling 1821, oder im Herbste 1823!

Herr Raoul-Rochette möchte gern selig werden; mit dem Teufel aber möchte er es auch nicht verderben. Man muß oft lächeln über die Naivetät, mit welcher er Wahrheit und Lüge zu amalgamiren sucht. So hat er, wie er selbst erklärt, Zschokkes Werke viel benutzt und nicht blos von den Thatsachen, die ihm dieser freisinnige Schriftsteller geliefert, hat er Gebrauch gemacht, sondern er ist auch, wie man auf hundert Seiten seines Buches wahrnimmt, den Ansichten und dem Geiste Zschokke's gefolgt. In der Lustral-Vorrede aber sagt er: „Ich muß erklären, daß die Ansichten des Herrn Zschokke von den meinigen sehr abweichen.“ Doch etwas Anderes als ein Lächeln erregt der Verfasser, wenn er, um den niedrigen Leidenschaften seiner Partei zu

schmeicheln, den edlen Lafayette auf die gemeinste Art herabwürdiget. Er vergleicht ihn mit dem Berner Obersten Weiß, der im Anfange der schweizerischen Revolution eine Rolle spielte, und sagt: „Der Oberst von Weiß, den die verdiente Verachtung aller Parteien traf, weil er die Erwartung keiner befriedigte ... kriegerischer Schriftsteller und friedlicher General, und ganz so an die Spitze der schweizerischen Revolution gestellt, wie der General Lafayette an der Spitze der französischen stand, damit in beiden Ereignissen Alles gleich sei.“ Den Glaubensbrüdern des Herrn Raoul-Rochette wäre es freilich lieber, Lafayette wäre ein friedlicher Schriftsteller und er schwiege in den Kammern, aber ein kriegerischer General — wie Berton einer war. Die kugelfesten Geister der Revolution sind ihnen sehr verhaßt.

Wie Herr Raoul-Rochette aus Furcht vor den Nachtwächtern Manches sagt, was er nicht denkt, und auf die Frage: Wer da? immer antwortet: guter Freund! ob er es zwar nicht ist — so verschweigt er auch Manches, was er denkt, aus gleicher Furcht. Mit einer Blendlaterne in der Hand geht er durch das ganze Werk, Licht verbreitend, den rechten Weg suchend; hört er aber den Tritt eines jener Nachtwächter, sogleich verbirgt er das Licht und geht im Dunkeln weiter. So sagt er gegen das Ende seiner

Geschichte: „Der letzte Akt dieses denkwürdigen Drama's, den wir noch zu schildern haben, wird uns mehr als eine wichtige Lehre geben. Wir werden sehen, daß durch eine jener sonderbaren Verwickelungen, worin sich der menschliche Verstand verliert, die sonst aller Orten besiegte und unterdrückte Partei der Aristokratie im Schooße der ältesten Demokratien Europa's frische Kräfte gewinnt, und daß die Sache der Privilegien, sich mit der Freiheit verbindend, in der Schweiz fast einen vollkommenen Sieg erlangt." Es ist offenbare Ironie, wenn sich der Herr Verfasser verwundert anstellt, daß die Schweizer-Aristokratie an dem republikanischen Frankreich eine Stütze gefunden. Um ihm nun zu zeigen, daß wir seine Ironie verstanden, wollen wir ihm sagen, was er dabei gedacht. Die Aristokratie ist überall und zu jeder Zeit die nämliche. Sie hat kein Vaterland, sie hat nur Unterthanen. Jedes Volk, das von einer Aristokratie beherrscht wird (sei es auch unter dem Namen eines Fürsten), wird in jedem Vertheidigungskriege besiegt werden. Denn da stehende Heere ein Land nicht zu schützen vermögen, sondern dieses nur das Volk in Masse vermag, opfert die herrschende Aristokratie lieber das Land auf, als daß sie einen Widerstand des Volkes in Anspruch nähme, der nach dem Frieden ihrer Macht gefährlich werden könnte. Weil aber

der Feind, der ein Land erobert und es durch Waffen oder Diplomatie unter dem Joche erhalten will, keine bessere Herrschergehülfen finden kann, als in der einheimischen Aristokratie, wird diese an Macht immer so viel gewinnen, als das Volk an Freiheit verliert. Darum hatte sich Bern gegen die andringenden Franzosen so unentschlossen und feige benommen, und darum hatte es, trotz seiner Schwäche, in dem Untergange der schweizerischen Freiheit einen Zuwachs seiner Macht gefunden.

Herr Raoul-Rochette sagt noch ferner in der Vorrede: er hoffe, der Scandal der Theilung Polens werde sich in der Schweiz nicht wiederholen. Er hofft? Also wäre zu fürchten? In solcher Gefahr müsse die Schweiz einig bleiben und es mit Frankreich halten. „Que la Suisse sache donc respecter elle même son indépendance, et je lui garantis qu'elle sera respectée," ist in großen Buchstaben zu lesen. Dieses quos ego! möge man ja nicht verschmähen! Herr Raoul-Rochette mag gute Bekanntschaften haben; er mag wissen, was er sagt.

XXII.

Etwas aus den Papieren des deutschen Michels.

Aus dem Französischen. Germanien, 1819.

Schon die breite Quartform dieser Blätter stellt malerisch den vierschrötigen deutschen Michel, und das „aus dem Französischen," und das „Germanien," seine Vorsicht und Preßfreiheit dar. Es ist närrisch, daß, wenn es heißt, „gedruckt in Germanien," Niemand weiß, wo eine Schrift gedruckt ist; so sehr ist Germanien ein fabelhaftes Land. Das Büchlein ist gar nicht teleologisch, es hat keinen andern Zweck, als sich selbst, und ist so wenig rezensir- als hoffähig; Ersch hätte es nicht unterzubringen gewußt, und die Leipziger Literatur-Zeitung müßte es aus Verlegenheit unter die vermischten Schriften mischen. Der deutsche Michel brummt darin nicht nach Noten, aber sehr angenehm

und treuherzig. Der Idee Massenbachs, einen National-Palast aufzuführen, worin alle deutschen Prinzen der Hof-Erziehung entzogen würden, wird die freie Stadt Frankfurt, diese lederne Wetterscheide Nord- und Süd-Deutschlands, dieses stille Land voll unbewaffneter Neutralität, dieser Kastrat mit der schönsten Fistelstimme in den vierstimmigen Gesangstücken der Bundesversammlung, zum Bauplatze angewiesen. Alle Lehrer, die an dieser Fürstenschule angestellt werden, müßten sich als Anhänger der Legitimität legitimiren; doch werden die „liberalen Husaren," die sich in Göttingen so ersprießlich gezeigt, nicht zurückgewiesen. Ich endige, wie das Büchlein, plötzlich und ohne Ursache.

XXIII.

Isloar, oder der christliche Barde.

Gallische Novelle

von

N. A. v. Salvandy.

Verdeutscht von Fr. K. Freiherrn von Erlach. Heidelberg, bei Groos. 1825.

Im Orient, wo Wahrheiten wie Frauen nicht öffentlich erscheinen dürfen, oder nur verschleiert bis zur Unerkenntlichkeit, hat der Witz der Sittenlehrer Wege gefunden, auf welchen sie dem Verbote und zugleich der Strafe für dessen Uebertretung entgehen. Daher jene tausend Mährchen, womit dort die Dichter dem Ohre der Fürsten schmeicheln, um ihr Herz zu gewinnen und ihren Geist zu belehren. Dem Occident bringt gleiche Noth gleiche Hülfe, und wir werden unsere tausend und eine Nacht bald vollzählig haben.

Das muß man wissen, um manches Dichterwerk der neuern Zeit gehörig zu verstehen, und daran muß man denken, um auch das angezeigte Werk Salvandy's und den Verfasser selbst nicht zu mißdeuten. Dieser achtungswerthe Zögling des edlen Chateaubriand wollte den schrecklichen und lächerlichen Kampf einer alten mit einer neuen Zeit, einer untergehenden mit einer aufgehenden Religion schildern, und er wählte das Zeitalter Julians, jenes römischen Kaisers, den vierzehn Jahrhunderte des Aberglaubens den Abtrünnigen gescholten, bis ein Jahrhundert des Unglaubens, das achtzehnte, ihn ungebührlich gepriesen. Salvandy wußte sich von dem bösen Willen Voltaire's frei zu erhalten, aber nicht von dem Irrthum der Jahrhunderte. Julian, Friedrich dem Großen zu vergleichen, wenn so weit abstehende Zeiten eine Vergleichung zulassen, verband römische Kraft mit griechischer Anmuth, er war ein Held und ein Weiser: aber er regierte und starb als Jüngling. Als Krieger, als Denker und als Jüngling mochte er den alten Glauben, welcher die Kraft des Handelns hochstellte, dem neuen vorziehen, der die Kraft des Duldens als die erste aller Tugenden pries. Julian verkannte das Christenthum, weil er seine Zeit und die Menschheit nicht verstanden, an deren Spitze er war. Das Christenthum war als das Heil einer kranken Welt

erschienen, und Julian, die Hülfe, welche dem Uebel nachfolgte, für die Quelle des Uebels ansehend, glaubte die Krankheit zu entfernen, wenn er die Arznei wegwarf. Darin hat er sich vergangen; aber was nur ein Verbrechen seines Geistes war, hat Salvandy als ein Verbrechen seines Herzens gerichtet. Das Unrecht des Verfassers zu mildern, denken wir, er habe es geflissentlich begangen. Salvandy hatte nur die Wahl, entweder zu reden und ungerecht gegen einen Todten; oder zu schweigen und empfindungslos gegen alle Lebenden zu sein: er wählte das erstere und tadelte einen Fürsten, vor dessen Rache er sicher war.

Zu jener Zeit, als Julian das Christenthum verspottete, seine Diener aber, wie solches immer geschieht, der unfreundlichen Laune des Gebieters schmeichelnd und sie vergiftend, die Christen grausam und blutig verfolgten, lebten in Gallien an der Küste der Normandie Isloar, ein Krieger, und Armina, seine Geliebte. Beide dem Christenthume gewonnen, lebten und duldeten, kämpften und starben sie für ihren Glauben. Von ihren Kämpfen, ihren Leiden und ihrem Märthyrertode erzählt das gegenwärtige Buch.

XXIV.

L'exalté, ou histoire de Gabriel Désodry, sous l'ancien régime, pendant la révolution, et sous l'empire; par L. B. Picard, de l'académie française. 4 Volumes. Paris, 1824.

In der Vorrede bittet Herr Picard tausend und tausend Mal um Entschuldigung, daß er sich die sehr große Freiheit genommen, das Wort exalté als Substantiv zu gebrauchen, ob es zwar seit dem Entstehen der französischen Monarchie, von Clovis an bis zu Ludwig XVIII. immer nur als Adjectiv angewendet worden. Er sieht seinen Fehler ein; sagt aber, man habe diesen Fehler schon öfter begangen. So hätte man sot und andere Adjective substantivirt, ohne daß dieses bestraft worden wäre. Wir Deutschen verzeihen diese kleine Sünde dem

guten, reuigen Herrn Picard; hätte er sich nur sonst brav aufgeführt! Aber, Himmel, was französische Akademiker spaßhaft sein können! Was sie Allotria treiben! Deutsche sind Elephanten dagegen; immer klug, immer bedächtig, nie ihre Würde vergessend, sich nie zu Vertraulichkeiten mit ihrem Herzen herablassend. Und stünden sie am ersten Mai auf der Terrasse von Isola Madre, und sprächen sie öffentlich zum Volke am Geburtstage des großen Friedrich: sie sprächen immer von der Analysis des Unendlichen, von Babylonischen Keilschriften oder andern offiziellen Dingen. Romane schreiben sie nie. Warum aber sollte ein Akademiker keinen Roman schreiben dürfen? Nur muß er gut sein und darf er dem des Herrn Picard gar nicht gleichen. Wollte ein Pflegvater deutscher Leihbibliotheken ihn übersetzen, dann würde er die Leser, seinen Verleger und sich selbst betrügen. Daß ein Mann, wie Herr Picard, ein beliebter dramatischer Dichter, ein Mann von sechzig Jahren, ein geborner Pariser, und der der ganzen Revolution mit beigewohnt — daß ein solcher Mann eine Biographie aus jenen Zeiten nicht besser zu behandeln verstand, ist ein wahres Wunder. Man sollte glauben, er hätte nur das Dintenfaß umzuwerfen brauchen, um mit Hülfe des Zufalls einen unterhaltenden Roman

zu schreiben. Wie viel feiner und angenehmer waren die Memoiren, Biographien und Romane, welche die Neuerer (wozu Herr Picard auch gehört) vor der Revolution geschrieben! Dieser Verfall des Geistes ist natürlich. Damals war die Freiheit ihre Geliebte, jetzt ist sie ihre Frau, und noch kein Dichter hat die schönen Augen seiner eigenen Frau schön besungen. Wer sich auf Menschen und Dinge nur etwas versteht, wird es dem Buche schon an der Stirne ansehen, daß sein Inneres nicht gut ist. Der Titel ist das Kainszeichen. Es kann wohl ein Mensch in verschiedenen Verhältnissen verschiedener Zeiten den Schwärmer spielen; aber es ernstlich sein, das kann er nicht. Es ist nicht möglich, daß Einer zugleich für Ludwig XVI, für die Revolution und für Napoleon sich exaltiren konnte, um so weniger, da die Schwärmerei, die etwa aus jugendlicher Unerfahrenheit entsprungen, in reiferem Alter sich verlieren mußte. Herr Gabriel Desodry ist weiter nichts, als langweilig, vor und nach der Revolution. Er widmete sich dem geistlichen Stande und als er eben die Weihe bekommen sollte, läßt er den fungirenden Bischof in der Kirche stehen und tritt in die Welt zurück, um sein Liebchen zu heirathen. Darauf wird er Jakobiner, darauf Emigrant und darauf ein kaiserlicher Höfling.

Endlich stirbt Herr Gabriel Desodry eines langweiligen prosaischen Todes. Bei einem Hof-Feste nämlich, das Kaiser Napoleon im Parke von St. Cloud gab, hört Baron Desodry unter andern Höflingen, mit entblößtem Haupte und in seidenen Strümpfen, einer komischen Oper zu. Da kommt ein Platzregen; der Baron erkältet sich, fährt nach Paris, bekommt eine Lungenentzündung und stirbt nach der Fieberordnung am vierzehnten Tage. Ein so exaltirter Mensch hätte sich um keine kritische Tage bekümmern und hätte überhaupt nicht im Bette sterben sollen, sondern beim Rückzuge über die Berezina, wo seine Schwärmerei gewiß abgekühlt worden wäre.

Sogar für die Kantische Philosphie hatte sich Desodry exaltirt. Das muß erzählt werden. Als Emigrant kommt er nach München und lernt dort an einer Wirthstafel den Buchhändler Rothberg kennen. Der Buchhändler Rothberg, der durch den Verlag philosophischer Werke viel Geld verdient hat, war ein eifriger Anhänger der Kantischen Philosophie, und machte unter dem Essen den Gabriel Desodry mit den Geheimnissen des Absoluten bekannt: „Bientôt il se passionna pour l'Absolu." Desodry, sich weiter zu unterrichten, geht auf eine deutsche Universität. Herr Picard malt die deutsche

Universität nach der Natur. Eine Universität ist nämlich ein großes viereckiges Gebäude, worin zweihundert Studenten und zehn Professoren wohnen. Der Hof des Gebäudes ist mit Bäumen bepflanzt, unter welchen die Studenten Kegel spielen. Desodry geht zum Rector Müller. Diesen findet er mit seiner Tabackspfeife und Bier trinkend. Der Rector Magnificus berauscht sich in Bier und nöthigt den Fuchs Desodry mit ihm zu trinken. Unter Professor Tilmans Leitung studiert der Franzos die Kantische Philosophie. Eines Tages findet er auf einem Hügel ein schönes Frauenzimmer unter Blumen und Lämmern romantisch hingelagert. Es war die Romantische eine junge Pfarrerswittwe. Sie hatte Werthers Leiden in der Hand. Desodry macht ihre Bekanntschaft, sentimentalisirt, philosophirt mit ihr, verliebt sich in sie, findet Gegenliebe und ist nahe daran sie zu heirathen. Da entdeckt er, daß Professor Tilman sein glücklicher Nebenbuhler ist, und der Betrogene ruft aus: „Quelle horreur! Est-ce là que nous conduisent le romantique et l'absolu?“ Allzustrenger Herr Picard! Führte das Absolute zu nichts Schlimmerem, als zu einer schönen Pfarrerswittwe, die noch den Vorzug hat, ihren Anbeter nicht zu heirathen: dann wäre das

Absolute gar eine so schlimme Sache nicht. Aber das Absolute führt ehrliche Leute in Verbannung, Kerker und Tod, und darum mag man ausrufen: Quelle horreur! Est-ce là que nous conduit l'absolu?

XXV.

Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands. 1740 bis 1824.

Von

F. C. H. L. Pouqueville,

ehemaligem Generalconsul von Frankreich bei Ali Pascha von Janina.

Deutsch herausgegeben von Dr. J. P. Hornthal, ordentlichem Professor der Rechte. 4 Bände mit Karten und Abbildungen. Heidelberg, bei Winter. 1824.

Wir Andern, welchen das Gleichgewicht von Europa keine schlaflose Stunde macht — denn wir vertrauen fest auf Gott, Newton und das Gravitationssystem, daß sie die europäische Menschheit, die allein uns Europa heißt, nicht werden fallen lassen — wir wünschen den Griechen Sieg und Heil und den Türken schmähligen Untergang und es rührt uns gar nicht, daß Herr von Hammer in

Wien, in seinem in Wien erschienenen Werke: „Des osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung,“ diese Staaatsverfassung und diese Staatsverwaltung hochgepriesen hat. Ist Freiheit das unersetzliche Nahrungsmittel der Völker, welches Volk hat mehr daran gehungert, als das griechische? Brauchte Freiheit erst verdient zu werden, wer hätte sie mehr verdient als die Griechen? So herrliche glänzende Thaten sind von ihnen geschehen, daß die ihrer Vorfahren mit all dem Schmucke, den ihnen die Einbildungskraft verleiht, dagegen erblassen und unansehnlich werden. Sie haben es durchgefochten, denn Gott stand an ihrer Spitze, der unbestechliche Gott, der nicht mit der Gewalt, nicht mit der List, nicht mit der Schmeichelei sich abfindet. Wie sie mit den mahometanischen Türken fertig geworden, werden sie es auch mit den Andern werden. Und würden sie es nicht, ginge der letzte Grieche darüber zu Grunde, dann auch mögen wir nicht verzweifeln. Irgend ein anderes Volk würde die blutige Saat ernten; sie ginge nicht verloren. Für die Habsucht und Herrschbegierde Einzelner wurden Ströme Bluts oft genug fruchtlos vergossen — für die Freiheit nie ein Tropfen. Ein Vogel, der Wind, trägt ein verlornes

Samenkorn in weit entfernte wüste Länder und befruchtet sie — so die Freiheit.

Pouqueville verdient der Geschichtschreiber der Griechen zu sein. Durchdrungen vom Geiste der alten Zeit, und angeekelt von der Seelenlosigkeit der neuen, weiß er Vergangenheit und Gegenwart zu würdigen. Er versteht sich auf die Freiheit, denn er war in der besten Schule der Tyrannei; er verlebte zehn Jahre als französischer General-Consul in der Nähe Ali Pascha's von Janina. So verbindet er zwei Vorzüge: daß er Staatsmann war, und daß er es gewesen. Pouqueville hat aber den Ali Pascha zu sehr mit europäischen Augen angesehen. Dieser war ein Naturtyrann, mit dem sich nicht rechten, mit dem sich nur kämpfen ließe. Seine Tyrannei war eine Löwin, keine Katze. Der Mann hatte auch seine guten Seiten. Es ist wahr, er würgte nach Belieben, aber er gab sein Würgen auch nur für Belieben aus, und er entweihte das Gesetz nicht. Er mordete nie mit Floskeln, sprach nie von Staatswohl, Religion, Moral, Legitimität und nahm alle Verantwortlichkeit auf sich allein. Er betrog nur die Menschen, aber den Himmel suchte er nicht zu betrügen. Er übte öffentliche Gerichtsbarkeit und ließ seine bestimmten Schlachtopfer, ehe er sie abthat, nicht Jahre lang von Polizei wegen

provisorisch schmachten, bis aus andern Welttheilen alle exotischen Beweise der Schuld herbeigekommen. Er hatte keine geheime Polizei, seine Tyrannei überschritt nicht die Gränze seines Landes. Wo seine Grausamkeit, seine Habsucht und Herrschbegierde endigten, da hörten auch seine Uebelthaten auf; aus Dummheit und Pedanterie hat er Keinem wehegethan. Er gab seinen Söhnen eine gute christlich-europäische Erziehung. Aus einer Aeußerung eines seiner Söhne, Muktars, ergibt sich dieses deutlich genug. Als man ihm einst bei einer gewissen Veranlassung das Journal de l'Empire übersetzen mußte, wo er, wie seine Familie, etwas stark mitgenommen war, brach er in Verwünschungen gegen die Erfindung der Buchdruckerkunst aus, die er Voltaire zuschrieb. „Nur wir Pascha's, rief er, sollten lesen und schreiben lernen; hätte ich einen Voltaire in meinen Staaten, ich würde ihn aufknüpfen lassen und fände ich Jemand, der mehr wüßte als ich, so müßte er ebenfalls sterben." Verwünschen wir den Vater eines solchen Sohnes schon aus Höflichkeit nicht; und da die Griechen dem Ali Pascha ihre Freiheit verdanken, möge seine Asche in Frieden ruhen.

Pouqueville macht uns auch mit Ipsilanti bekannt, dem lebendig Begrabenen, dem betrogenen

Betrüger, der es wie ein Narr gewagt, der Vertraute der Hinterlist zu werden und dem das Werk mißlungen, weil er das Kreuz nur auf, nicht in der Brust getragen. Dann lernen wir die Hetäristen kennen, deren Seïden, die heilige Schaar genannt, nur zu sterben, aber nicht zu siegen vergönnt war. Von ihnen mögen wir abermals erfahren, daß nie eine Verschwörung zur Freiheit geführt. Wo Wünsche und Kräfte der Mehrzahl eines Volkes für die Freiheit reif sind, da bedarf es keiner Verschwörung, wo dieses nicht ist, nützt sie nicht. Denn gelingt es ihr auch, die alte Tyrannei zu stürzen, dann wird sie nur eine neue an diese Stelle setzen, weil jeder geheimen Verbindung aristokratische Verderbniß inwohnt. Die wahre Freiheit eines Volkes besteht nur in der persönlichen Freiheit der Bürger; darum muß man gegen die Tyrannei nur den individuellen, den kleinen Krieg führen. Jeder wirke in seinem Lebenskreise und überlasse das Uebrige dem Himmel und der Zeit. Die Griechen und wir mögen die Vorsehung dafür preisen, daß Griechenland weder dem Mäkler Ipsilanti noch der Brüderschaft der Hetäristen seine Befreiung zu verdanken hat.

Herr von Hornthal hat Pouqueville's Werk mit einer herrlich kräftigen Vorrede geziert; nur müssen

wir das, was er verschwiegen, so zu lesen wissen, wie das, was er gesagt. In dieser Zeit des Druckes sind Worte Wegweiser zu Gedanken, die der Verständige zu finden weiß. Da wo der Vorredner von der Griechen gutem Rechte spricht, sagt er unter Anderem: „Aber jene im Finstern thätige und gewaltige Gegenmacht, welche unablässig mit aller Kraft und jeglichem Mittel jede sittliche Erhebung, jeden edlern Aufschwung, jede Festigung des Rechtes, jede Förderung der Freiheit, und somit jede Hervorbringung des wahrhaften Christenthums zu vernichten strebt, weil ihre Genossen selbst keines sittlichen, freien, großartigen Gedankens, keines ächt christlichen Glaubens an eine höhere Bedeutung und edlere Güter des Lebens, keiner ächtmenschlichen Begeisterung für deren Erwerb und Bewahrung, keines Begriffes von einer dafür sich freudig aufopfernden Volkserhebung fähig sind und daher mit vollem Rechte in allem diesem den gefährlichsten, unbezwinglichsten Feind ihrer eigenen Nichtswürdigkeit und Verworfenheit erblicken — diese Gegenmacht blieb auch hier nicht unthätig.“ So ist es und schlimm, daß es so ist! Die Führer der Menschheit legen ihr Hemmketten an, so oft sie bergauf geht; niederwärts aber überlassen sie sie ungehindert der reißenden Fahrt, mögen auch nur Trümmer zum Ziele

gelangen — Griechenland und Spanien! Gerechter Gott! wie vergnügt sind sie mit Spanien. Sie sagen: es sei freilich ein Schlachthaus, worin es nicht gut rieche; aber sie hätten doch wenigstens „das Prinzip gerettet". Man braucht Pouqueville's Werk nicht erst zu empfehlen, man braucht die Freiheit nicht zu empfehlen; die Liebe zu ihr ist Jedem angeboren. Europa wird das Buch mit Begierde lesen, die Deutschen zumal werden es verschlingen; denn diese haben mehr Zeit als Engländer und Franzosen, sich um die Freiheit fremder Völker zu bekümmern.

